

ZOF
Leben





Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der Reformirten Kirche.

Supplement-Theil IX

[Bd. 2]

Elberfeld

1861

EK



Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der Reformirten Kirche.

Joachim Vadian.

Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Dr. Theodor Pressel,

Archidiaconus in Tübingen.

„In seinem Abwesen red ich von unserem Doctor Joachim:
Ich weiß nit mehr einen solchen Eidgenossen."
Zwingli im Jahr 1530.



Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

Vorwort.

Wenn die Reformation bemüht war, die bisher zwischen Priestern und Laien bestehende große Kluft auszufüllen, so konnte sie dafür kein offenkundigeres Zeugniß ablegen, als das, daß sie einem Laien den Namen und Beruf eines Reformators beilegte. Vadian, der Humanist, Dichter, Polyhistor und St. Galler Stadtarzt ist zugleich der Reformator seiner Vaterstadt. Er hat keine priesterliche noch klösterliche Vorbildung oder Verbildung erhalten, sondern sein theologisches Wissen sich erst nach Bedarf als Reformator angeeignet; er hat nie unter dem Druck der Priesterherrschaft geseufzt; auch von inneren Kämpfen, unter denen er eine Pflichtencollision zwischen Kirchen- und Bibelglauben zum Entscheid gebracht hätte, ist uns nichts bekannt. Als Humanist hatte er erst die religiösen Fragen unberücksichtigt bei Seite liegen lassen, und stand in Gefahr, nach dem Vorgang von hundert Anderen aus lauter Furcht vor Einseitigkeit im vollsten Sinne einseitig und haltungslos, weil ohne Gott zu werden; aber die urkräftige Schweizernatur arbeitet sich durch die gefährliche Krisis hindurch, ohne Schaden an der Seele zu nehmen; unter der raschen Entwicklung des Verstandes wird wohl die des Herzens gehemmt, aber nicht unterdrückt und erstickt, und der Dichter, der sich eben erst noch vom Heerde des Mariencultus das Feuer seiner Begeisterung geholt hatte, kommt aus Herzensdrang zur Anbetung des Liebenswürdigsten und Schönsten unter den Menschenkindern, dessen Geschichte und Wirklichkeit schöner ist als alle Gebilde menschlicher Phantasie in Marien- und Heiligenlegenden. In stiller Arbeit des Geistes reift sein Entschluß, seinem Gott und seiner Vaterstadt das größte Opfer zu bringen — die Verzichtleistung auf Würden und Ehren, welche er schon besitzt und die ihm bei Fortsetzung der alten Laufbahn in sicherer Aussicht stehen, denn die Ehre bei Gott und der Name eines biedern Schweizerbürgers stehen ihm höher; die Verzichtleistung auf den anregenden Verkehr mit den Männern und Jüngern der Wissenschaft, denn aus dem Worte Gottes holt er sich nun seine tägliche Nahrung, an den Krankenlagern

lernt er mehr, als er ehedem auf den Kathedern gelehrt hat, und
Nähe eines Zwingli und Oecolampad ersetzt ihm reichlich den un
telbaren Umgang, in welchem er bisher mit den Gelehrten verk
hatte.

So kehrt Vadian aus der großen Stadt, in welcher er sich
Bürgerrecht eines Gelehrten und den Lorbeerkranz eines Dich
erworben hat, in die kleine, bisher nur von industriellen Intere
bewegte Heimathsgemeinde zurück, nicht aus dem Beweggrund e
Cäsar, lieber der Erste in St. Gallen als nur unter den Ersten
Wien zu sein, sondern mit dem einzigen Ehrgeiz, seiner Vaterstadt
dem Besten zu dienen, was er kann, weiß und hat. Sein Entsch
gleicht nicht einem schnell auflodernden und ebenso schnell wieder
Asche zusammensinkenden Strohfeuer; er ist gestählt mit beharrli
Geduld und ruhig überlegender Mäßigung. Erst muß der Bürg
der sechszehn Jahre von Haus abwesend gewesen ist, sich in die l
mathlichen Personen und Zustände wieder hineinleben und sich allm
lich die Werkzeuge auserfehen und heranbilden, durch welche er
Reformation durchzusetzen gedenkt. Jahr um Jahr vergeht in bedäc
lichen Zurüstungen, aber in der Zwischenzeit erstarkt der weise Za
derer in Glaubenskraft und Glaubenserkenntniß. Der Laie versa
melt einige zugängliche Priester St. Gallens um das Wort Gott
das er ihnen mit seinen antiquarischen Kenntnissen auslegt und 1
seinem lebendigen Glauben lebendig macht. Was Vadian im Studi
zimmer ihnen mittheilt, das predigen sie, wenn auch noch schüchter
von den Kanzeln herab. Daneben kehrt der Stadtarzt in den Hä
sern von Reich und Arm ein, leiblicher und geistiger Noth steuern
hier mit irdischem, dort mit himmlischem Brod labend und beleben
kann er die Heilsbedürftigen nicht zur Kirche weisen, weil in ihr d
Finsterniß noch mehr geliebt wird als das Licht, so heißt er sie auf d
Zunftstuben der Handwerker gehen, wo ungeweihte Laien, welche d
Salbung des Geistes empfangen haben, in fremden Sprachen d
Großthaten Gottes erzählten.

Außer den Kirchen ists auch in der Rathsstube noch Dämmerun
Da beruft das allgemeine Vertrauen den Stadtarzt zur Würde un
Bürde des Rathes: die Pflicht jedes Bürgers, das Beste der Stadt z
rathen und zu fördern, wird zur beschworenen Amtspflicht; wie eine
Luther sein Doctoreid, so treibt einen Vadian sein Rathseid trotz alle
Schwierigkeiten vorwärts zu gehen, aber auch mit Weile zu eilen
Erst muß der Rath selbst durch Ausstoßung der Altgläubigen, durc
Befestigung der Schwankenden und Unentschiedenen gewonnen sein
ehe die weltliche Obrigkeit mit heiligen Händen das heilige Wer
anfassen kann. Und doch wie nöthig wird es, daß die Obrigkeit di
Reformation als Panier aufwirft, ehe ihr die in der Bürgerschaft gäh

rende Bewegung über den Kopf wächst! Auch im Rath erringt sich Vadian bald unbedingtes Vertrauen; er steht an der Spitze der Obrigkeit, noch ehe er Bürgermeister ist, und als er es wird, ist es nicht sowohl das Ansehen seines Amtes, als das seiner Person, womit er die Rathsherren für die von ihm vertretene Sache gewinnt. Er gibt den Ton zu allen Verhandlungen an, sie singen ihm nach, und schließlich vollstreckt er nur, wozu sie ihm gesungen haben. Er ist im Rath allgewaltig, während er Alles der freien Abstimmung des Rathes anheimgibt, er herrscht, je weniger er seine Herrschaft und Ueberlegenheit fühlen läßt. So führt er, nachdem er sich im Stillen seine Gehilfen in der Kirche, im Volke und im Rath herangezogen hat, die Reformation durch in langsamem aber sicherem Gang, alle Fäden der Bewegung in fester Hand haltend, nirgends zwingend, aber überall treibend, die ganze Verantwortung auf sich nehmend, aber das Verdienst des Gelingens gern Andern überlassend. Wie vielleicht nirgends geht in St. Gallen bürgerliche und kirchliche Reform Hand in Hand mit einander; die beiden Abwege, auf welche die Entwicklung der Reformation, bald mehr, bald minder, in Deutschland und in der Schweiz sich verirrte, werden glücklich vermieden: dort eine Ueberholung der nationalen durch die kirchliche, hier eine Ueberholung der kirchlichen durch die bürgerliche Reform. Erscheint darum leicht dort die Reformation einseitig als Gottes-, hier einseitig als Menschenwerk, so tritt sie uns in St. Gallen als das entgegen, was sie in Wahrheit überall ist: als ein gottmenschliches Werk, weder als Octroyirung von oben, noch als Octroyirung von unten, sondern als eine göttliche, durch menschliche Werkzeuge, durch das Volk selbst vollzogene That.

Hierin besteht einerseits das besondere Interesse, welches die Lebensbeschreibung Vadians gewährt, aber auch andererseits die besondere Schwierigkeit, welche sie dem Erzähler bietet. Vadian ist in der Kirche und auf dem Rathhaus Reformator, ohne sich in den Vordergrund zu stellen; er ist die Seele der ganzen Bewegung, aber man sieht ihn nicht; er verdunkelt seine Person geflissentlich, damit die Sache, die ihm am Herzen liegt, desto mehr glänze. Es war in St. Gallen ein offenkundiges Geheimniß, daß Vadian Alles leite und ordne, aber der demokratische Takt der Stadt und des Raths hinderte, daß das Geheimniß ausgeredet wurde. Die Reformation von St. Gallen ist nächst Gott sein Werk; aber Vadian hat kein größeres Bestreben, als das, sie zum Werke der Bürgerschaft zu machen. Der Biograph muß darum viele Ereignisse in seine Erzählung einweben, welche, wenn auch Vadians Name nicht ausdrücklich genannt wird, ohne ihn ebenso unerklärt wären, als Vadians Lebensbeschreibung unvollständig ohne ihre Erwähnung. Ob der Verfasser dieser Biographie überall die rechte Auswahl getroffen und das rechte Maß gehalten hat, wagt er

selber nicht zu bejahen; daß er sich mit Liebe und nicht ohne in Beruf dieser Arbeit unterzogen, wird, wie er hofft, die folgende S berung lehren.

Die Hauptquelle, aus welcher er schöpfte, war die Vadians N tragende Stadtbibliothek St. Gallens, in ihr zumeist die aus Foliobänden bestehende Sammlung authographischer Briefe, dar vieler an Vadian, einiger von ihm. Ihre Benutzung wird wese erleichtert durch den sorgfältigen Index, welchen Mittelholzer daz ferte. In derselben Bibliothek befindet sich der ganze handschrif Nachlaß Vadians, deren wiederholt versuchter Druck allein meh Dutzend Quartbände füllen würde. J. M. Fels, gew. Professor Theologie am Collegium in St. Gallen, gab sich die Mühe, diese ih Gehalt nach sehr ungleichen Manuscripte zu durchgehen und einen f fältigen Auszug daraus zu fertigen, den er in zwei reinlich geschriebe Heften unter dem Titel „Der Geist aller handschriftlichen Werke Dr. Joachim von Watt" zum Druck bestimmte. Er blieb aber l im Manuscript und wurde bei dieser Arbeit öfter zu Rathe gezo Endlich finden sich in dieser unter einer liberalen Leitung stehen Bibliothek die meisten Schriften Vadians, auch die in Wien erschienen welche sonst sehr selten erhalten wurden. Neben Vadians eigenem Nach enthält diese Bibliothek auch zwei für das Leben des Reformators rei Ausbeute bietende Manuscripte seines Freundes Johannes Keßler, ne lich Vadians kurze Biographie unter dem Titel: Vita Joachimi Vadia und dann die, einige Anhänge ausgenommen, mit dem Jahre 15 geschlossene Reformationschronik, von ihm selbst Sabbatha genan Sie ist ein überaus wahrheitsgemäßes, treues, wenn auch häufig g ungeordnetes Tagebuch aus der damaligen Zeit, aus welchem wir V les in der nachfolgenden Schilderung entlehnten, und über dessen nai kindlichen Styl uns schon hier die Erklärung belehren mag, welc Keßler von dem Namen seiner Chronik gibt. Er sagt in der Vorre oder Zueignung an seine Kinder: „Nun möchtet ihr sprechen, wiewo ich mich deß nit zu euch verseh: Ja, Vater, du hast viel geschrieben un Müh und Arbeit unserthalb gehabt; uns wäre lieber, hättest du d Sättel ausbreitet, Arbeit und Sorg tragen, wie du uns Reichthun Geld, Hab und Gut verlassen möchtest. Liebste Kinder, solchem Ein trag zu begegnen, hat mich zu einem Theil verursachet, diese Chroni Sabbatha zu nennen, damit ich gleich auf solche Frage mit dem Tite Antwort gebe. Denn ich meines Handwerks halb an der Sorge, wi ihr zeitlich erhalten werdet, nichts nie versäumt, sondern für und für gearbeitet zu den Zeiten und Stunden, so man arbeiten soll, als ol ich nit einen Buchstaben zu schreiben wüßte. Allein hab ich mich hierol finden lassen an den Sabbaten, das sind an den Feiertagen und Feier-abendstunden, so männiglich von der Handarbeit ruhet und müßig geht,

zu Nacht schlaft oder unter Abend Kurzweil treibt. Denn ich nit leichtlich glaube, daß ein Mensch, er sei ja in was Berufung er wolle, seiner endlichen Handthierung so steif und gänzlich ergeben obliege, der nit von etwas, entweder Kurzweil oder Erquickung, nebenzu fallend angefochten werde und zum Theil zu gelegenen Stunden demselbigen nachhänge. Die Studierens pflegen, spazieren die nit unterweils auf einer blumenreichen Matte? Arbeiten die Handwerksleute zu allen Stunden, theilen nit etliche ihre Sinne und Gedanken auf kunstreich Schießen, beide mit Pulver und Armbrust, etliche auf Fechten, etliche kämpfen mit Laufen und Springen; etliche, so böser geartet sind, achten Kurzweil Essen, Trinken, Fressen, Spielen, Huren u. s. w. Braucht dieses Alles nit viel Weil, Zeit und Hab und dient zu keinem Handwerk: noch will es Jedermann verantwortet haben, so man spricht, es geschehe an Feiertagen und Feierabend. Sollte es dann mir Einigem verderblich sein, so ich müßig bin, in so ehrbaren gottseligen Händeln viel zu schaffen haben, wie Publius Scipio Africanus gesprochen hat: Sollt ich allein in unersättigem Git Tag und Nacht zabeln, und wie Salomon spricht in seinem Psalmen 127, das arbeitselig Brod essen, ob ich keinen ernährenden und für mich sorgtragenden Gott erkannte; so wir doch vielmehr von Gott erschaffen sind, sein Wort und Wunder in allen seinen Werken wahrzunehmen, damit wir zu seiner Forcht, Lieb, Erkenntniß, Lob und Preisen bewegt werden. Vielmehr solltet ihr also gedenken: Wie viel hat unser Vater uns Geld erspart, das er zu diesen Feierstunden hätte mögen mit Anderen unnützlich verzehren und an Leib, Ehr und Gut geschwächt werden!" Diese Chronik hat insofern einen amtlichen Character an sich, als sie von dem bedenklichen Magistrat im Jahr 1556 zu einer Censur ausgebeten, aber ohne Rüge ihrem Verfasser wieder zugestellt wurde. Einige interessante Notizen zur Lebensgeschichte Vadians bot auch die Durchsicht der Commentationes von Johann Rütiner, dem Freunde Keßlers, die in zwei, freilich zum Theil fast unleserlichen Bänden zerstreute Notizen über die Reformationszeit enthalten.

Nach der kurzen Lebensskizze, welche Keßler von seinem Freunde Vadian hinterließ, wurde dessen Leben zum Gegenstand zweier, freilich höchst oberflächlicher Monographieen gemacht, zuerst von dem ehemaligen Rector des St. Galler Gymnasiums Christian Huber: „Ehren Gedechtnuß deß Hochgeachten, Woledlen, Vesten, Hochgelehrten, Fürnemmen, Fürsichtigen, Frommen und Wolweisen Herrn Joachim von Watt; St. Gallen 1683," dann von dem bereits genannten J. M. Fels in seinem „Denkmal schweizerischer Reformatoren, St. Gallen 1819." Erstere Schrift ist überaus mangelhaft und nicht frei von vielen Unrichtigkeiten; letztere ist zwar mit Fleiß und Umsicht gearbeitet, gibt aber über Vadians Leben nur einen kurzen Abriß, um in ausführlicher und ten-

denziöser Weise die Fehde Vadians mit dem Schwärmer Sc
zu besprechen. Viel besser als diese Biographieen Vadians ist
arbeitung, welche Joh. Jakob Bernet dem Leben Johann Keßl
deihen ließ (St. Gallen 1826); sie gründet sich auf fleißiges
der Manuscripte und große Zuverlässigkeit in der Darstellung.

Schließlich sind die Schriften über die Geschichte St. G
erwähnen, welche bei dieser Arbeit zu Rath gezogen wurden
Haltmayer's Beschreibung der eidgenössischen Stadt St. Gal
legenheit, Geschichten und Regiment (St. Gallen 1683), ein ve
wenig brauchbares Werk; J. von Arx, Geschichte des Kant
Gallen in 3 Bdn. (St. Gallen 1810—13), eine Arbeit nic
tüchtige Quellenstudien, aber getrübt durch katholische Parteil
weniger in dem, was erzählt, als in dem, was mit Stillsch
übergangen wird; G. L. Hartmann, Geschichte der Stadt St.
(St. Gallen 1818), eine getreue, aber ohne Uebersicht gegeben
stellung; endlich A. Näf, Chronik oder Denkwürdigkeiten der
und Landschaft St. Gallen (Zürich 1851 fg.); dieses Werk zeu
großem Sammelfleiß, behandelt aber den Gegenstand in alphab
Lexiconsweise, so daß die Reformation in einer noch nicht erschi
Lieferung erst später darin erzählt werden soll; gleichwohl verdankt
Biographie diesem Werke des Herrn Präsidenten von St. G
manche Förderung. Manche Fingerzeige boten auch die Biogra
der Freunde Vadians. Für die Periode der St. Galler Wieder
bietet die treffliche Schrift von C. A. Cornelius „Geschichte
Münsterischen Aufruhrs, 2. Buch die Wiedertaufe" (Leipzig 1
treffliche Anhaltspunkte.

Konnte den Reformatoren selbst, die alle Theologen und Pr
waren, die Gesellschaft und eifrige Mitwirkung des Polyhistors, Hu
nisten, Arztes und Staatsmannes weder zum Vorwurf noch zur Un
gereichen, so möge auch Vadians Lebensbeschreibung sich würdig
schließen der Reihe der edlen Bilder, mit denen der Ahnensaal
reformirten Kirche billig geschmückt wird!

Erstes Buch.

Die Zeiten vor der Reformation.

1. Die Vaterstadt.

Keine Stadt konnte durch ihren geschichtlichen Ursprung enger mit dem Katholicismus verwoben und verwachsen sein, als es St. Gallen war. Die Stadt war ursprünglich nur eine Colonie, welche sich um den Schirm und Segen des Klosters her in dessen schlechthiniger Abhängigkeit ansiedelte. Das Kloster aber hatte zu seinem Stifter Gallus oder Gilian, der um das Jahr 560 in Irland aus einer vornehmen Familie geboren, 590 mit seinem Lehrer Columban sein Vaterland verließ, um sich durch das Frankenreich in den fernen Osten zur Bekehrung der Heiden zu begeben. Nachdem der kühne und beredte Gallus, der die deutsche Sprache sich rasch angeeignet hatte, in Begleitung seines Meisters in Tuggen, Arbon und Bregenz für das Christenthum gewirkt hatte und Columban wieder abreisen mußte, blieb Gallus, angeblich durch eine Krankheit gebunden, an den Ufern des Bodensees zurück. Columban sah in dieser Entschuldigung blos einen Vorwand, unter welchem sich Gallus in der Schweiz eine selbstständige Wirksamkeit und eigenes Ansehen erwerben wolle, und verbot seinem Schüler bei der Abreise, je wieder, so lange er am Leben sei, Messe zu lesen. Gallus beobachtete diesen Befehl seines geistlichen Vaters. Sobald er genesen war, suchte er sich mit einigen Gefährten, die sich ihm anschlossen, in der Wildniß eine neue Stätte zu einer Zelle, welche zunächst der Stamm eines Klosters, vermittelst desselben aber der Mittelpunkt eines großen Kreises werden sollte. Sie kamen zum Flüßchen Steinach, fingen dort einige Fische, und während sein Begleiter Magnoald beschäftigt war, diese zu backen, ging Gallus bei Seite zum Gebet. Als er aufstand, blieb er am Dorngesträuch hängen und fiel zu Boden. Er sah darin eine göttliche Weisung hier zu bleiben, steckte ein aus einer Haselruthe geformtes Kreuz in die Erde und befestigte die Reliquien, die er bei sich trug, an dem Kreuz. In der folgenden Nacht, so fährt die Legende in ihrer Erzählung fort, kam ein Bär, um die Reste der Mahlzeit zu verzehren. Gallus gebot ihm, Holz zum Feuer herzuzubringen, und der Bär gehorchte. Darum wird Gallus mit dem das Holz tragen=

den Bären abgebildet, wie auch das Kloster bis zu seiner Aufhebun
Scene auf seinen Münzen führte. Sofort errichtete Gallus an dieser
eine Kapelle, und aus dieser Kapelle enstand, von dem alemannischen
dessen heiligstes Gotteshaus sie war, getragen und gehoben, die
reiche, gefürstete Abtei St. Gallen, welche den Namen ihres Stift
den folgenden Jahrhunderten verherrlicht und in der ersten Hälf
Mittelalters sich um christliche Religion und Kirche, besonders aber u
Pflege der Künste und Wissenschaften hoch verdient gemacht hat.
Gründung des Klosters St. Gallen erfolgte im Jahr 614. Gallus
640: aber zu seinem Grabe wurden viele Wallfahrten unternommen
so kam es, daß die einsame Zelle allmählig eine bedeutende Stiftung w
denn nicht nur in der nächsten Nähe besaß das Kloster Grundeigen
und Gefälle, sondern auch im Innern der Schweiz, im Breisgau, in S
ben und Franken, ja sogar in der Lombardei.

Als der erste Klosterabt gilt Othmar (720—760), der späte
Märtyrer heilig gesprochen wurde. Unter ihm erhielt das Kloster
Frankenkönig Pipin das wichtige Recht der freien Abtswahl, und bald
ten andere Privilegien, durch welche sich das Bisthum Konstanz in s
Rechten beeinträchtigt fand, so daß sich von dieser Zeit her die eifersüch
Conflikte zwischen dem Kloster und dem Bischoffitz Konstanz datiren.
darauf wurde auf Pipins Wunsch zur Conformirung mit den fränki
Klöstern die Regel Columbans mit der Benedictinischen vertauscht. G
Verdienste um das Kloster erwarb sich namentlich der Abt Gozbert (
bis 837). Dieser, einem der angesehensten Geschlechter des Thur
entstammend, wahrte unter kaiserlichem Schutz die Rechte des Stifts g
die bischöflichen Eingriffe und Uebergriffe und begann einen regelmäßig
Bau des Klosters und der Kirche. Unter seiner umsichtigen Leitung
namentlich die Klosterschule in einen immer blühenderen Zustand. Sie
fiel in eine äußere und eine innere, letztere für diejenigen, welche sich
Klosterleben widmen wollten, und Kaiser und Könige holten sich aus die
Bildungssitz ihre Geheimschreiber. Schon gegen Ende des neunten J
hunderts zählte die Klosterschule dreihundert Zöglinge. Ebenso l
Gozbert den Grund zu der kostbaren Sammlung litterarischer Schä
durch welche das Kloster jetzt noch so berühmt ist. Besonders berühmt wa
seine Mönche als Bücherabschreiber; die Sauberkeit, Eleganz, Pracht
Kunst ihrer zahlreichen Handschriften hatte nirgends ihres Gleichen. H
Verdienste erwarben sich die St. Galler Mönche neben den eigentlich
lehrten Studien durch die eifrige Pflege der alemannischen Muttersprac
Baukünste, Sculptur, Malerei, Kirchengesang und Dichtkunst erreich
hier im 9., 10. und 11. Jahrhundert eine alle anderen gleichzeitigen L
stungen überragende Blüthe.

Das eilfte Jahrhundert brachte dem Gotteshaus unruhige Zeiten,
selbst seine Aebte vertauschten oft die Bücher gegen die Waffen, und

Epoche, in welcher die Abtei als eine Leuchte in weiter Ferne dastand, war für immer vorüber. Der kriegerische Abt Nortpert lebte in beständiger Fehde mit dem Bischof Romuald. Beide fügten einander durch Ueberfälle, mit wenig Volk sengend, mordend und raubend, größeren Schaden zu, als gleichzeitig in anderen Ländern große Heerhaufen verübten. Ein Unglück für das Kloster war die Erhebung seines Vorstandes zum Fürstabt im Jahr 1204, indem hierdurch dem schon vorher darin herrschenden kriegerischen Geiste Nahrung gegeben und neuer Anlaß geboten wurde, die Blüthe der Litteratur vollends ganz von dem Stifte abzustreifen. Dieser erste Fürst Ulrich VI., Freiherr von Hohensax war so verweltlicht, daß er am Charfreitag Mannschaft zum Entsatz einer benachbarten belagerten Burg anführte, während einer seiner Nachfolger auf die Bemerkung eines Herzogs, daß ein dem Irdischen abgestorbener Mönch in weltlichen Dingen nicht mitzusprechen habe, sich für „einen Mönch im Kloster, aber für einen Fürsten am Hofe" erklärte. Mehrere der späteren Aebte verstanden sich nicht einmal auf das Schreiben und trugen außer dem Kloster, vornemlich am Hofe, oft weltliche Kleidung; auch war ihre eigene Hofhaltung so kostbar, daß sie bisweilen in die Ferne gingen, um Ersparnisse machen zu können. Neben dem Kriegshandwerk bildete nun die Jagd eine Hauptbeschäftigung der Mönche. Im Stifte wurden Jagdhunde, Falken und abgerichtete Habichte in nicht geringer Anzahl gehalten, bis die Visitatoren der Benedictinerklöster im Jahr 1469 dem Umfug zu steuern versuchten und den Conventualen geboten, von der Jagd mit Hunden und Federspiel ganz abzustehen.

In demselben Grade, in welchem das Kloster in wissenschaftlicher, sittlicher und ökonomischer Hinsicht mehr und mehr in Verfall gerieth, arbeitete sich die Stadt St. Gallen von kleinen Anfängen zu immer reicherem Bestand, aus der drückenden Abhängigkeit vom Gotteshaus zu stets größerer Selbstständigkeit heraus, in die Erbschaft der alten Frömmigkeit und Betriebsamkeit, ja selbst in den Besitz des Klosters einzutreten. Da der Grund und Boden, auf welchem durch erste Ansiedlung in dieser Gegend eine Ortschaft entstand und später die Stadt St. Gallen erbaut wurde, freies Eigenthum des Stiftes und unter seiner Landeshoheit gelegen war, so besaß die Stadt anfänglich keine eigene Gerichtsbarkeit noch sonstige besondere Rechtsame, weßwegen denn auch die Bewohner der Stadt während längerer Zeit als Stadtbürger immer noch Gottshausleute hießen. Die Stadtobrigkeit, nemlich Ammann, Räthe und Amtleute wurden von einem jeweiligen Klosterabt gewählt, damit sie in dessen Namen die Rechtspflege und dazu den einfachen Gemeindehaushalt besorgten.

Zwar befand sich die Stadt, in welcher sich schon zur Zeit des ersten Kreuzzuges Manufacturen heimisch gemacht zu haben scheinen, noch lange in einer großen und drückenden Abhängigkeit von der Abtei, doch wußte sie das öftere Zerfallen der äbtischen Finanzen und die innere Zerrüttung des Klosters klug auszubeuten und sich der Reihe nach viele städtische Frei-

heiten zu erwerben, bis sie im Jahr 1413 von dem Fürstabt al
stadt anerkannt wurde. Eine fünf Jahre später ausgebroche
brunst zerstörte zwar außer dem Kloster und Münster den gr
der Stadt; aber der in ihr damals schwungreich blühende Leinn
verschaffte ihr die Mittel, nicht nur sich selber schöner und reic
aufzubauen, sondern auch die zugesagte Hilfe für den Neubau de
zu leisten. Doch mit ihren Leistungen an das Kloster steigerte sie
Forderungen an dasselbe. Nachdem die Bürgerschaft im Jahre
König Friedrich, der ihr des Reiches ewigen Schirm zugesagt
seiner persönlichen Anwesenheit in St. Gallen eidlich gehuldigt h
gerte sie sich, den ihr vom Abt zugemutheten Huldigungseid z
zumal sie ihre von Kaisern, Königen und früheren Aebten erhalte
heiten durch mehrhundertjährige wichtige, dem deutschen Reiche
Abtei erwiesene Leistungen mühsam und theuer erworben habe.
verklagte deswegen die Stadt beim Kaiser, der Bürgermeister u
zur Nachgiebigkeit aufforderte. Fruchtlos waren lange Verhan
bei denen die städtischen Abgeordneten die starken Worte fallen
Sie hätten dem Könige geschworen als ihrem natürlichen Herrn,
aber werden sie nur den Leheneid leisten; er sei wohl erwählt z
Herrn des Gotteshauses, aber nicht, daß er ihr Herr sei; ob er ve
ihr natürlicher Herr zu sein? Als die Stadt im Jahr 1454 Au
in den ewigen Bund der Eidgenossen erlangte und am 23. Juni de
desschwur von sämmtlichen ehr- und wehrfähigen Bürgern in Geg
der Gesandten von Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und
geleistet wurde, dachte Abt Kaspar nicht mehr daran, Unterthane
fordern zu wollen, sondern bewilligte den folgenden Tag vor den
nössischen Gesandten, der Stadt die Vogteien aller seiner Gerichte
übergeben, daß Bürgermeister und Rath Schirmherren und Vögt
er aber der Landesherr bleiben solle. Die Verhandlungen wegen
sung der Herrschaftsrechte des Stifts im Stadtgebiete wurden e
1457 dahin erledigt, daß die Forderungen der Abtei an die Sta
Ablegung des Huldigungseides an die Aebte, Besetzung von Sta
mann, Rath und Amtleuten, Rechtsame an Leinwandreif, Münz,
Gewicht und Maaß, richterliche Befugniß des Stadtammannamtes
Lehen des Rathhauses gegen eine von der Stadt dem Stifte zu entrich
Summe von 7000 rheinischen Gulden in Gold aufgehoben, gänzlich
than sein und daherige Rechte der Stadt ewiglich zugehören sollen.

Als Bundesglied der schweizerischen Eidgenossenschaft und durch
ren thätige Mitwirkung, wie mit eigener langjähriger Anstrengung en
rechtsförmlich von der Oberherrlichkeit der Abtei befreit und einzig
gleich anderen Reichsstädten in der Schweiz unter derjenigen des Rei
oberhauptes unmittelbar stehend, benutzte die Stadt St. Gallen die er
gene unabhängige Stellung zur sofortigen Ausübung der damit verb

denen Rechtsame, zur Hebung ihres Gemeindehaushaltes und der industriellen Interessen, welche fortan die Hauptquelle des in stetigem Wachsthum begriffenen ökonomischen Wohlstandes der Bürgerschaft bildeten. In langem Kampfe wahrte die Stadt mit zäher Beharrlichkeit ihre errungene Selbstständigkeit gegenüber dem habsüchtigen und schlauen Fürstabt Ulrich Rösch, der sich vom Küchenjungen zu dieser hohen Würde emporgeschwungen hatte. Dieser Abt, von der Bürgerschaft sehr gehaßt und der rothe Uli genannt, wußte die tiefgesunkenen Einkünfte des Stifts auf 26,000 Gulden zu erhöhen, wie er auch darauf Bedacht nahm, den alten Ruf seines Klosters neu zu begründen, indem er die Lateinschule in ein Gymnasium umschuf und fremde Professoren berief. Beinahe dreißig Jahre stand er dem Kloster vor, dessen Hebung er seine ganze Kraft gewidmet hatte und starb im Jahre 1491 hohen Alters — drei Söhne hinterlassend, denen er eine wissenschaftliche Erziehung gegeben hatte. Mit der Stadt hatte er in unausgesetztem Hader gelebt, denn sein Hauptbestreben war darauf gerichtet, dem Stift durch gänzliche Emancipation von der Stadt eine vollständige, von allen hemmenden Einflüssen entlastete Unabhängigkeit zu erringen. Die Stadt besaß nemlich verschiedene Rechtsame im Klosterbezirk, sie war Miteigenthümerin der allerdings durch viele Stiftungen ihrer Bürger bereicherten Klosterkirche und des Kirchenschatzes, sie hatte die Befugniß zur Besetzung des Münsterthurmes als Hochwache und verweigerte endlich beharrlich dem Abt ein eigenes Thor, während ihren Bewohnern der Zutritt zu dem nur durch einen Zaun abgesonderten Kloster stets offen stand. So entstand in dem Abt der Plan einer gänzlichen Lostrennung der Abtei von der Stadt. In einer Kapitelversammlung setzte er beredt die Nachtheile auseinander, welche der Abtei aus dem bisherigen Beisammenleben mit der Stadt schon oft erwachsen seien und immer größer werden müßten, zumal die Stadt ihm weder ein eigenes Thor noch die Einfassung des Klosters gegen dieselbe mit einer schützenden Mauer gestatten wolle; ebenso schilderte er die Vortheile, welche in geistlicher und weltlicher Beziehung dem Stift zuflößen durch Uebersiedlung „an ein frei, unüberloffen, still und luftig Ort, wo Spys und Trank minder kostlich, alle Nothdurft mit ringen Kosten und guter Zufuhr zu Wasser und Land erhältlich seien, Holz und Stein zum Bau sattsam schon zur Stell liegen und drei veste Schlösser, Rorschach, Wartensee und Sulzberg, ein Gotteshaus vor allem Ueberfall decken", und schlug vor, das Kloster nach Rorschach zu verlegen. Das Kapitel ertheilte seine Zustimmung zum Plane, Papst Sixtus IV. genehmigte ihn, und nachdem er auch vom Kaiser gutgeheißen, ward 1484 der für den Bau des neuen Klosters zu Rorschach bestimmte Platz mit einer Mauer eingefaßt. Das Unternehmen erregte in St. Gallen und Umgegend großen Unwillen, und dieser ward noch gesteigert, als Kaiser Friedrich zu Nürnberg im Jahr 1487 dem Abt Ulrich ein Privilegium ertheilte, durch welches Alles, was von Seiten des Kaisers zu Gun-

sten der Stadt St. Gallen ausgegangen und den Gerechtigkeite
dem Herkommen der Abtei von Schaden oder Nachtheil wäre, als k
und ungeschehen erklärt ward. Um die allgemeine Aufregung und dr
Gereiztheit des Volkes zu beschwichtigen, stellte der Rath mittelst be
rer Deputation an den Abt die Forderung, die Klosterbauten in Ro
einzustellen und von dem ganzen Plane einer Uebersiedlung abzu
widrigenfalls dem Stifte von den Bürgern zu St. Gallen wie vo
Appenzellern die Entrichtung der Gefälle verweigert würde, auch fü
tere unliebsame Maßnahmen nicht gutgestanden werden könnte. De
war um so weniger geneigt, diesem Ansinnen zu entsprechen, als der
der Kirche in Rorschach schon vollendet, der des Klosters bis zur
vorgerückt vor. Unterdessen wuchs die Erbitterung und Entrüstung de
penzeller, Rheinthaler, St. Galler und der Gotteshausleute; eine Vers
lung ward am 2. Juli 1488 abgehalten, wo sich zwölfhundert Appenzelle
dreihundertfünfzig St. Gallern einfanden; sie erhitzten sich gegenseitig
zogen unter dem Schwur, Ehre, Leib und Leben gegen männiglich für
ander einzusetzen, auf Rorschach zu, wo sie die Klostergebäude zerstö
den Wein in den Kellern austranken und die hölzernen Baumateri
dem Feuer preisgaben. Der größere Theil der St. Galler Bürgers
zollte dieser That Beifall und sie ward in Knittelversen vom Volk besu
und verherrlicht. Anders sah man dieses Werk der Volksjustiz in Tog
burg und Wyleramt an, der Abt aber erhob wegen Verletzung der Lan
herrlichkeit und Zerstörung des Eigenthums der Abtei Klage bei den
genossen gegen die Appenzeller und St. Galler, forderte vollstän
Kostenvergütung und begab sich mit den vertrautesten Kapitularen
Wyl. Während des Verlaufs der endlosen Verhandlungen an den
genössischen Tagsatzungen hatten die Gotteshausleute 1489 ein Schutz-
Trutzbündniß mit der Stadt St. Gallen und mit dem Land Appenzell
schlossen und eine Landsgemeinde in Waldkirch veranstaltet, welche beschl
in Lieb und Leid Gemeinschaft mit Appenzell und St. Gallen zu hal
mit Leib und Gut. Nach dem Abschluß dieses Bündnisses betrachte
sich die Gotteshausleute als freie Landleute gleich den Appenzellern,
weigerten die Entrichtung der Zinse und Gefälle an die Stiftsverwaltu
jagten, holzten und fischten in dem Stiftseigenthum nach Belieben, nöth
ten die mißliebigen Amtleute des Klosters abzuziehen und bestellten
ihre Vorgesetzte aus eigener Machtvollkommenheit. Doch mit dem Anfa
des Jahres 1490 nahm die Sache eine ernstere Wendung. Als die se
übrigen Stände keine Lust bezeugten, zu Gunsten des Abtes gewalts
einzuschreiten, suchten die Schirmorte vor Allem die Gotteshausleute
mehrere Parteien zu trennen und „den starken Stecken in drei Stücke
spalten, damit man eher mit ihm fertig werde.“ Am 10. Februar 14
erfolgte der Einmarsch des Kriegsheeres der Schirmorte; die Appenzell
wollten treulos der Stadt St. Gallen überlassen, „die gemeinsam n

ihnen eingebrockte Suppe zu essen", fielen ab., und die Stadt St. Gallen ward belagert. Am 15. Februar kam ein Friedensabschluß zu Stande, durch welchen die Forderungen der vier Orte, des Abts und Klosters dem Rechtsspruch der vier Schirmorte vorbehalten wurden und der Krieg ein schnelles Ende fand. Der Spruch bestätigte der Abtei das Recht, im Umfang des Klosters und dessen Landschaft nach eigenem Gutdünken bauen und machen zu lassen, was sie wolle; ebenso das Recht der Ertheilung aller Lehen des Klosters in und vor der Stadt; diese solle alle ihre Bürger, die in dem Stiftsgebiet wohnen, des Bürgerrechts entlassen und künftig keine daselbst Wohnenden zu Bürgern annehmen; ferner wurde der Stadt ein Schadenersatz von 4000 Gulden an den Abt zugemuthet, 10,000 Gulden Entschädigung an die vier Schirmorte für gehabte Unkosten, und der Kaiser legte der Stadt wegen Verletzung der dem Kloster zu Rorschach ertheilten kaiserlichen Freiheit eine Geldbuße von 1600 Gulden auf!

Der Abt eilte nicht mehr mit dem Aufbau der Trümmer in Rorschach. Das durch seinen Handel blühende St. Gallen konnte die bedeutende Einbuße, welche der unglückliche Ausgang dieses Krieges ihm aufgelegt hatte, verschmerzen; aber was in der Stadt blieb, war glühender Haß gegen das Kloster, Entfremdung von der Kirchengemeinschaft, deren Träger der Abt war, Sehnsucht nach Befreiung von dem unleidlichen Joch, welches das Kloster ihr auferlegte. So hatte dieser Klosterbruch der Reformation wesentlich vorgearbeitet; er war nur das Vorspiel zu ihr. Unter seinem Eindruck stand die Kindheit des künftigen Reformators. Die Stadt hatte noch mit dem Kloster abzurechnen.

2. Das Elternhaus.

Die Familie von Watt gehörte zu den altadeligen Geschlechtern der Stadt St. Gallen. Im Jahre 1400 war Conrad von Watt Bürgermeister und führte als weiteren Titel den eines Genossen der adeligen Innung des Rothveststeins. Als Heerführer der St. Galler büßte er im Treffen bei Vögelisegg (15. Mai 1403) sein Leben ein. Er hinterließ zwei Söhne: Peter und den im Jahr 1429 als Gerichtsherrn zu Steinach verstorbenen Hugo von Watt. Letzterer zählte drei Söhne: Conrad, Johannes (gest. 1440 als Stadtrichter zu St. Gallen) und Hugo, der als Rathsherr seiner Vaterstadt 1457 starb. Diesen drei Brüdern und ihrem Vetter Peter ertheilte am St. Niclastage 1430 König Sigmund in Anerkennung der getreuen und genehmen Dienste, welche sie ihm und dem Reich zu thun willig und bereit seien, auch gethan haben und fürbaß thun sollen, nach einer noch vorhandenen Urkunde ein schönes Wappen, welches in folgender Weise beschrieben ist: „einen Schild mit einem weißen Felde und darinnen einen schwarzen Greifen, habend um den Hals eine guldene Kette mit einem guldenen Ringe, und auf dem Schild einen Helm mit einer schwarzen und weißen Helmdecke, und auf dem Helm einen schwarzen

Greifen bis an die Brust, auch mit einer guldenen Ketten und R
in dem Schild, dasselbige für sich und alle ihre eheliche Erben in al
terlichen Sachen und Geschäften zu Schimpf und Ernst zu gebra
Einen schönen Zug der Gewissenhaftigkeit und des aufopfernden G
für das gemeine Beste hat uns die Geschichte von den beiden Vetter
und Peter von Watt aufbewahrt. Sie hatten vom Abt Heinrich I
Leinwandreif d. i. das Regale des Leinwandmaßes nebst Leinwand-,
und Endigzoll um 29½ March löthigen feinen Silbers Konstanzer G
erkauft. Schon war der Kaufbrief in aller Form Rechtens ausgestel
ausgeliefert, als die von Watt glaubten, der Preis sei zu niedrig a
und aus eigenem Antrieb dem Abte noch 6½ March Silber nachz
Bald darauf verkauften sie, um dem allgemeinen Vortheil der Ha
ein Opfer ihres Privatinteresses zu bringen, den Leinwandreif u
dazu gehörigen Zoll wieder an die Stadtobrigkeit um 252 rheinische
den. Hugo's Sohn war der Bürgermeister und Reichsvogt Hect
Watt (gest. 1474), dessen Sohn der Stadtammann Hugo von Wat
welchem drei Söhne genannt werden: Hugo, Bursarius der adelige
nung des Nothveststeins, Hans, Rathsherr (gest. 1517) und Leonhar
kleinen Raths, Stadtrichter und Nothveststeiner Bursarius (gest. 1
Letzterer wird uns als ein geehrter Rathsverwandter seiner Republi
ein eifriger Beförderer von Kunst und Wissenschaft und als ein angese
Handelsmann geschildert, welcher in Oesterreich, Ungarn und Polen b
tende Geschäfte, namentlich im Leinwandhandel machte und sich da
den Besitz eines sehr beträchtlichen Vermögens setzte. Seine Gattin
dalene stammte aus dem edlen Geschlechte der Talmann, eine ebens
ständige als fromme Frau, welche auf die Erziehung ihrer Kinder den
ten und besten Einfluß übte. Die Ehe war mit drei Söhnen gese
Melchior, der als Magister der freien Künste zu Rom 1521, Davi
als Stadt- und Hofrichter 1540 starb, und Joachim, dem Reformator
Vaterstadt.

Joachim ward am 30. Dezember 1484 geboren, also am vor
Tage des Jahres, an dessen Morgenroth sein späterer treuester F
Zwingli das Licht dieser Welt erblickt hatte. Der Vater, ein beson
Liebhaber der freien Künste und Wissenschaften, bestimmte diesen s
Sohn, „sobald er nur gehen und sprechen konnte" (bemerkt sein Biog
Keßler), zu gelehrten Studien. Aber St. Gallen bot damals kaum
nur zu einer nothdürftigen Grundlegung für dieselben Gelegenheit.
Lehrer Simon, als sehr gestreng geschildert, unterrichtete den hochbeg
Knaben im Lesen und in den Anfangsgründen der lateinischen Gramm
Die Klosterschule St. Gallens war damals über der Sorge des Abt
fürstliche Rechte und Einkünfte aufs Neue in Verfall gerathen. Da
erst zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts Abt Franz eine Verord
erließ, nach welcher in die Klosterschule künftig Keiner angenommen we

sollte, er wolle sich denn begeben, geistlich zu werden, so ist es wahrscheinlich, daß Joachim diese Anstalt besuchte, ohne ihr zu besonderem Danke verpflichtet zu werden. Um desto sorgfältiger bildete die fromme Mutter das Herz des Kindes; der strenge Lehrer gewöhnte seinen Schüler an Fleiß, Zucht und Ordnungsliebe, die Klosterschule gab in der lateinischen Sprache Uebung und Fertigkeit, während der verständige Vater für zweckmäßigen Privatunterricht Sorge trug und durch Beispiel und Ermahnung auf die Erziehung und Bildung des zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Jünglings wirkte. Derselbe entwickelte sich zur vollen Zufriedenheit seiner Eltern und Lehrer; um so weniger wollte der Vater irgend etwas unterlassen, die reichen Anlagen des Sohnes zur vollen Entfaltung zu bringen. Nachdem die Bildungsmittel, welche die Heimathstadt bot, vollkommen ausgebeutet waren, wurde beschlossen, den im achtzehnten Lebensjahr stehenden Sohn auf eine Hochschule zu senden, und hierzu die Universität Wien ausersehen.

3. Die Universitätsjahre.

Im Jahre 1502 bezog der junge von Watt die Hochschule Wien, ohne sich noch für irgend ein bestimmtes Fachstudium entschieden zu haben. Erst strebte der talentvolle Musensohn allgemeine wissenschaftliche Bildung an, ehe er auf dieser sicheren Grundlage zu einem einzelnen Facultätsstudium sich wandte.

In Wien hatten die humanistischen Studien besonders unter dem humanistisch gebildeten Matthias Corvinus und dann unter dem Kaiser Maximilian I. einen neuen Aufschwung genommen. Letzterer hatte in einem eigenhändigen Schreiben vom 7. März 1497 den Dichter Conrad Celtes nach Wien berufen, welcher durch seine Reisen in Italien und Deutschland und durch seine Verbindungen mit den wissenschaftlichen Koryphäen der damaligen Zeit sich ausgebreitete Kenntnisse verschafft hatte und sogar über den gewöhnlichen Gesichtskreis der Humanisten hinausging, indem sein Bestreben, unbekannte und vergessene Werke hervorzuziehen und herauszugeben, sich nicht auf die griechische und römische Litteratur beschränkte, sondern insbesondere auch den Schätzen der deutschen Vorwelt zuwandte. Er war der Erste, welcher der lateinischen Dichtkunst in Deutschland Gunst und Schüler erwarb, und sein Hauptbestreben ging dahin, daß seine Dichtungen bei den Deutschen so lange fortleben, als die eines Horaz in Italien. In seinen Dichtungen gibt sich ein vorwärts drängendes, anstürmendes Element kund, welches, der Weise Hutten's verwandt, rücksichtslos angriff und z. B. den Ablaßkram offen tadelte:

Alles vermag das Geld; der Himmel selbst käuflich, was mehr noch?

Kein Wunder darum, wenn die theologische Facultät nach seinem Tod gegen seine im Druck erschienenen Werke mehrfache Bedenken erhob. Er war unter den Deutschen der Erste, der vom Kaiser am 18. April 1487 zu Nürn=

berg zum Dichter gekrönt wurde. Wie Celtes durch sein Beispiel, so übte Johann Cuspinian durch seine Autorität und amtliche Stellung großen Einfluß auf die studirende Jugend. Gleich nach des Königs Matthias Tode war er mit Kaiser Maximilian nach Wien gezogen und hatte, obgleich erst achtzehnjährig, über Virgil, Lucan, Cicero, Sallust und Horaz Vorlesungen gehalten. Im Jahr 1493 war er neben der Leiche des Kaisers Friedrich III. zum Dichter gekrönt worden. An diese beiden Männer schloß sich hauptsächlich der junge Watt an, wie er denn später, als Cuspinian in dem Amt eines kaiserlichen Superintendenten der Universität oft an Vorlesungen verhindert war, an dessen Stelle zwei Jahre lang Vorlesungen über schöne Wissenschaften hielt, um ihm später ganz auf die Lehrkanzel der Rhetorik zu folgen.

Das Aufkommen des Humanismus auf der Universität brachte unvermeidlich Gährstoffe genug unter die studirende Jugend. Indem die Humanisten alle ihre geistige Elasticität dem klassischen Alterthum zuwandten, versenkten sie sich auch mehr und mehr in die demselben entsprechende Anschauungsweise. Ovid und Cicero galten als die Ideale aller Bildung; wer so leicht versificiren konnte als Jener, so elegant schreiben wie Dieser, galt als der Tüchtigste. Für das Höchste ward nicht selbsteigenes Schaffen, sondern Nachahmung der Alten angesehen. Da auf diese Art der Nachahmungstrieb für Talent galt und die Geschicklichkeit, in den hergebrachten poetischen Ausdrücken und banalen Wendungen mit Leichtigkeit sich zu bewegen, für ausreichend betrachtet wurde, um den Beruf des Dichters zu begründen, so war nicht nur die Zahl der Producirenden sehr groß, sondern auch ihre Productivität ging ins Unendliche und wurde durch das Behagen wechselseitigen Besingens noch mehr gereizt. Man wird nur wenige Reden aus jener Zeit finden, die nicht am Ende, oft sogar in der Mitte, plötzlich in Distichen umschlagen, als ob es der Redner ohne sie nicht mehr länger ausgehalten hätte; jedes Buch, von was immer für einem Inhalte, war wenigstens beim Ein- und Ausgang mit Versen verfehlt. Allerdings war ein Gegengewicht gegen diese rein formelle Bildung der studirenden Jugend in der Aufstellung zweier Professoren der Mathematik gegeben, die sogar mit den zwei Professoren der Redekunst und Dichtkunst das Collegium bildeten, welchem das Recht eingeräumt war, Dichter zu krönen: denn damals verlangte man auch von den Mathematikern, daß sie Poetik verstehen und ausüben können. Einer dieser Professoren der Mathematik, zunächst für Astronomie angestellt, war der Magister Georg Tannstätter aus Rain, daher Collimitius nach der damaligen Sitte die Namen zu latinisiren genannt (Rain = sanfter Abhang). An diesen schloß sich Vadian ganz besonders an, wie er denn auch von diesem Astronomen, der aus dem Lauf der Gestirne den Tod Kaisers Maximilian sechs Jahre voraus gewußt haben wollte, einen Hang zur Astrologie geerbt hatte. Aber auch die Mathematiker mußten, um bestehen zu können, Humanisten sein; trugen ja doch da-

mals die Professoren auf ihren Doctormänteln drei Zungen von Tuch angehängt, zum Zeichen, daß sie dreisprachig (lateinisch, griechisch und hebräisch) seien und die Gabe der Beredtsamkeit besitzen!

Bei der studirenden Jugend mußte bei dieser Zeitrichtung große Zügellosigkeit einreißen. Ein gährender Stoff der Unzufriedenheit mit allem Bestehenden war in den jungen Leuten, die nicht mehr die vorgeschriebenen Uniform, Gugeln und Gürtel tragen wollten, dagegen Waffen, weßwegen es häufig zu Straßenkämpfen zwischen Studenten und Handwerkern kam. Der Kaiser selbst war den Studenten sehr gewogen und hatte sogar daran gedacht, ihnen das Recht einzuräumen, die Professoren der Theologie und Jurisprudenz selbst zu wählen. Als in Folge eines strengeren Einschreitens der Universitätsregenten im Jahr 1514 sieben- bis achthundert Studenten Wien im Trotz verließen und sich zum Kaiser nach Wels begaben, nahm dieser sie nicht nur sehr gut auf, sondern beschenkte sie auch mit einem Reisegeld und gewährte ihnen die Erfüllung aller ihrer Bitten. Wer hätte es bei dieser Sachlage der Jugend verargen wollen, wenn sie von ihrer Freiheit nicht immer mit Maß und Ziel Gebrauch machte und da und dort zu Ausschreitungen im Geist des klassischen Alterthums verführt wurde?

Auch unserem Joachim, der eben erst aus den beschränkten Verhältnissen der Heimath heraustrat, war die Freiheit des Universitätslebens anfänglich ein zweideutiges Geschenk. Bei seiner Ankunft in Wien fand er zwei Landsleute, Ulrich Zwingli und Heinrich Loretti, Glareanus genannt, mit denen er sich schnell zu bleibender Freundschaft verband; alle drei hielten damals hohe Stücke auf die Freiheiten und Vorrechte der Musensöhne. Joachim, der große, herkulische und beherzte Schweizer, huldigte dem Bacchus und Mars, und durch das Blendwerk eines falschen Ruhmes verführt, scheint er als immer gerüsteter Haudegen Handgemenge und Schlägereien mehr aufgesucht als gescheut zu haben. Doch der Gott, der ihn zu Großem ausersehen hatte, wachte über ihm, daß er noch zu rechter Zeit aus der Zerstreuung sich sammelte und einen ernsteren Weg einschlug. Gerüstet und gewaffnet, als ob er eben zu einer Schlacht ausziehen wollte, begegnete Joachim einst dem Factor des St. Galler Handlungshauses Kobler, welcher sich in Wien aufhielt und aus Auftrag der Eltern dem jungen Studenten Geld und gute Rathschläge überbringen sollte, auf dem Gang zu einer solchen Schlägerei. Der Kaufmann machte ihn auf die Gefahren eines solchen Lebens aufmerksam und vermahnte ihn eindringlich, daß, wenn er ja so herzhaft und kriegerisch sei, er sich mit der Zeit daheim als einen tapfern Eidgenossen halten, indessen aber mit Rücksicht auf die vielen und großen Unkosten, welche seine Eltern bisher an ihn gewendet, in dem Studiren fleißig fortfahren und also bemüht sein solle, den guten Hoffnungen, welche seine Eltern seines ausbündigen Geistes wegen geschöpft hätten, mit der That zu entsprechen. Diese Warnungen und Mahnungen machten tiefen Eindruck auf den verirrten Jüngling und bewirkten eine große Aenderung

in seinem Sinn und Wandel. Von diesem entscheidenden Augenblicke an warf er sich auf seine Studien mit solchem Eifer und Fleiße, daß er Tag und Nacht unaufhörlich arbeitete, und wenn der Schlaf ihn überwältigen wollte, sich keines anderen Hauptkissens bediente, als eines Exemplars der Werke Virgils, das noch jetzt auf der St. Galler Stadtbibliothek aufbewahrt wird, um sich vor zu langer Rast zu schützen. Er übte sich, mit einem andern strebsamen Jüngling wetteifernd, in der lateinischen Dichtkunst und übersetzte im Jahr 1505 nach der Sitte der Zeit seinen Namen in Vadius; erst später, als ein Vadius von ihm in Italien schon vorgefunden worden war, verwandelte er diesen Namen in Vadianus, wie er ihn von nun an in allen seinen Schriften beibehielt. Nach mehrjährigem emsigem Studium in Wien begab er sich nach Krakau in Polen, und da er hier mit den Lehrern nicht zufrieden war, reiste er, angezogen von dem Reichthum der königlichen Bibliothek nach Buda in Ungarn, wo er sich durch sein umfassendes Wissen die Gunst des Königs und der dortigen Gelehrten in hohem Grade zu erwerben wußte. Um dann seinen Eltern einen Beweis seines Wissens und Könnens zu geben, auch um ihnen nicht länger Kosten zu verursachen, begab sich Vadian nach Villach in Kärnthen, wo er von dem Magistrate wohl aufgenommen und zum öffentlichen Lehrer dieser Stadt angestellt wurde. Weil sich aber hier der junge Gelehrte aller Mittel zur Fortsetzung seiner Studien und des ihm zum Bedürfniß gewordenen Umgangs mit Gelehrten beraubt sah, so gab er diese Stelle bald wieder auf und kehrte mit einem Umweg, den er über Venedig machte, nach Wien zurück, dort nicht mehr bloß zu lernen, sondern auch zu lehren.

4. Der Docent.

Genaue Angaben über die Zeit, in welcher Vadian die Schülerbänke mit dem Katheder vertauschte, fehlen. Er hatte schon mehrere Jahre Vorlesungen gehalten, ehe er Professor wurde. Wie es scheint, lagen damals die Humanisten in Wien ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit mit aller Zwanglosigkeit ob, hielten ihre Vorträge in freier Weise nach Muße und Bedürfniß, fanden sich in ihren Vereinen zusammen und kümmerten sich um die gestrenge Mutter Universität nur dann, wenn sie von ihr akademische Würden beanspruchten. Es hatte nemlich Conrad Celtes schon vor seiner Berufung nach Wien, wohl nach Vorgängen, die er in Italien gefunden hatte, den Plan gefaßt, die Männer deutscher Wissenschaft in Gesellschaften (Sodalitates) zu vereinigen. Der Plan war sehr großartig angelegt und beabsichtigte solche Gesellschaften an der Donau, Weichsel, Elbe, am Belt, an der Drau und am Neckar. Wirklich bildeten sich solche Vereine da und dort, und auch in Wien trat unter Celtes Mitwirkung eine „Donau-Gesellschaft“ zusammen, die eine Art Privatakademie vorstellte und nach Umständen ohne allen Zwang in Gliederungen einzelner näher Befreundeter (Contubernia) zerfiel und gerade das heitere, den glücklichen

Stimmungen sich hingebende Element des wissenschaftlichen Strebens in sich faßte, während die strengeren Disciplinen, namentlich die noch vorhandenen Ueberreste aus der Zeit der Scholastik der Universität überlassen blieben. Zu den ständigen Mitgliedern kamen dann auch nur vorübergehende, welche bloß auf der Durchreise Wien berührten, diesen Aufenthalt jedoch benutzten, um neue persönliche Verbindungen anzuknüpfen, alte zu erneuern, wissenschaftliche Correspondenzen anzubahnen, wohl auch Vorträge zu halten und kleine Abhandlungen in Druck zu geben, und dann wieder weiter zu ziehen.

Auch Vadian schloß sich dieser Donaugesellschaft an und machte sich durch sie bekannt. Zwar studirte er selbst noch fort und zog namentlich auch die Jurisprudenz und Theologie in den Kreis seiner Studien allmählig herein, erregte aber bald durch Disputationen, Gelegenheitsgedichte und Reden Aufmerksamkeit, so daß er ungefähr vom Jahr 1507 an zwei Jahr lang an der Stelle des durch kaiserliche Sendungen verhinderten Cuspinian über Poetik und Rhetorik Vorlesungen zu halten aufgefordert wurde. Als Cuspinian seines Docentenamtes ganz enthoben wurde, konnte Vadian die Stelle nicht sofort erhalten: aber der dazu berufene Angelus Cospus bekleidete sie nicht lange, und nach seinem Tode ward Vadian von seinen bisherigen Lehrern und Freunden einstimmig zum Professor der lateinischen und griechischen Sprache und Litteratur gewählt. Als Professor gab er in den Jahren 1510—1518 viele klassische Autoren und eigene Reden, Gedichte und Abhandlungen heraus, wie er denn namentlich an Gelegenheitsgedichten unter allen Wiener Humanisten weitaus der fruchtbarste war. So viele Bücher auch in den genannten Jahren in Wien erschienen, so kann man doch nie sicher sein, ob man nicht an irgend einer Stelle auf einige einleitende oder lobende Distichen Vadians stößt. Sie hatten meist nur einen formellen Werth, zeugten aber immerhin von großer Belesenheit und nicht minder von Bereitwilligkeit, die Leistungen anderer Gelehrten neidlos anzuerkennen. Mit seinen Collegen lebte Vadian in freundschaftlichsten Beziehungen, besonders innig war sein Verhältniß zu G. Collimitius, der auch in der Folge sich als Einer seiner treuesten Freunde bewies. Bei großen Hoffesten brachte es das Amt des Professors der Rhetorik mit sich, daß Vadian im Namen der Universität Reden zu halten und auch Gedichte vorzutragen hatte. Dieses Auftrags entledigte er sich mit so viel Geist, Geschmack und Gewandtheit, daß er großes Lob erndtete und am 12. März 1514 zum Poeten und Redner mit folgendem Diplom gekrönt wurde: „Wir Maximilian, durch Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser und Mehrer des Reichs, entbieten dem Ersamen, Frommen, uns geliebten Joachim von Watt, von St. Gallen aus der Eidgenossenschaft gebürtig, freier Künsten Magistro, unseres Erzherzogischen Collegii zu Wien gekröntem Poeten und Redner unsere kaiserliche Gunsten und alles Guts. Gleichwie die lieben Alten diejenigen, welche zum Ersten in Kriegen die Mauern be-

stiegen oder sonst das Vaterland von dem Verderben bewahrt, mit Krone begabt haben: also hat auch ihre Nachkommenden für gut, billig recht angesehen, wie die Kriegsobersten ihres Wohlhaltens und erlan Siege halber mit Kronen, also wohlgelehrte Männer, welche schöne Bü der Posterität schriftlich hinterlassen, mit ewig grünendem Lorbeerkran zieren. Diesem löblichen Gebrauch zufolge, damit deine berühmte Tug o Joachim Vadian, noch höher steige und erhaben werde, nachdem wir d zierlichen Verse, welche du zu unseres Herrn Vaters Friedrich III. und unserem eigenen Ruhme hast ausgehen lassen, und Anderes mehr gele auch die schöne Oration, welche du vor unserer Majestät und ganzem H gehalten hast, wohl angehört: so haben wir dich wegen dieser deiner Gesch lichkeit und Wohlredenheit mit einem Lorbeerkranz, wie auch guldenem Ri aus eigenem unserem Trieb begaben und zieren und beides als einen gekrö ten Poeten und Redner öffentlich erklären wollen; wie wir denn kraft dies Briefs dich hiemit als einen durch unsere h. Hände mit einem Lorbeerkra gekrönten und mit einem guldenen Ring gezierten Poeten und Redner ordne und erklären, mit dem Befehl und Willen, daß du, gleich anderen gekrönte Poeten und Rednern, aller und jeder Freiheiten, Ehr und Herrlichkeite ohne einige Hindernisse genießen und gebrauchen mögest, bei Straf fünfzeh Marken Golds, so diejenigen, die dir an deiner von uns vergünstigten Würd und Hoheit einigen Abbruch thun würden, halb der kaiserlichen Kammer, hal dir verfallen sein und erlegen sollen." Nach einer ähnlichen Feierlichkeit wurde Vadian zum Vicekanzler, im Jahr 1516 zum Rektor der Universität ernannt. Kaiser Maximilian beehrte ihn seines besonderen Vertrauens und zog ihn oft dem Staatsrath bei. Seine Reden wurden von Hofleuten zum Druck verlangt. Bei diesem schnell erworbenen Ruhm konnte es Joachim wohl brauchen, daß ihn sein Vetter Hugo von Watt zur Demuth ermahnte, indem er ihm treuherzig am 20. December 1513 schrieb: „Aus euren Briefen vernehm euer Gsond und Wohlfahrt, deß ich erfreut bin und sag Gott Lob und bitt, daß euch Gott woll Glück geben. Ich vermahne euch: so euch Gott oder das Glück so hoch hebt, ihr euch um so mehr demüthiget." Petrejus Aperbach schrieb seinem Freunde von Rom aus am 15. April 1514, er wolle nicht fürchten, daß die zwei neuen Würden, zu denen er Glück wünsche, Vadian so stolz gemacht haben, daß er den alten Freund verachte. Scherzend schrieb Zwingli seinem gekrönten Freunde: Wenn der Lorbeerkranz deine Haare drückt, so mache ihn dir durch einen hochzeitlichen Lorbeerkuchen erträglicher! Der junge Paduaner Philipp Gundelius, der kurz vor der Krönung noch Vadians Schüler gewesen war, schreibt ihm voller Freude: Wenn ein gelehrter und rechtschaffener Mann für seine Verdienste belohnt werde, so sollen sich Solches billig alle seine Standesgenossen, auch die geringsten derselben zu eigener Ehre anrechnen. Nach dem Tagbuch von Johann Rütiner sagte Vadian später öfters, wenn von seiner Krönung die Rede war: es war ein jugendlicher Wahnwitz!

In der That ließ sich Vadian durch solche Ehrenbezeugungen nicht zum Uebermuth verlocken. Ein Ersatz für das Missen der Heimath ward ihm, daß er so Vielen seiner Landsleute, welche damals die Hochschule Wien, großentheils wegen seiner, besuchten, mit Rath und That förderlich sein konnte. Er bewohnte mit ihnen das Haus eines gewissen Hieronymus und wie vertraulich lebte er, als ein älterer Freund unter jüngeren, mit seinen Schweizern zusammen! Die noch erhaltenen Briefe seiner Schüler geben ebenso Zeugniß von der dankbaren Achtung und Verehrung, mit welcher diese ihrem Lehrer zugethan blieben, als von dem heiteren Humor, mit welchem Vadian mit seinen Jüngern verkehrte. Neben dem Kardinal Schimmer, der außer der wahren Hochachtung, welche er für Vadian hegte, auch deßwegen die Schweizer gern nach Wien auf die Hochschule schickte, damit sie nicht nach Paris gingen und dort für die französische Partei gewonnen würden, war es zunächst Zwingli, der alte Studiengenosse, mit dem schon auf der Universität ein durchs ganze Leben dauernder Freundschaftsbund geschlossen worden war, welcher die jüngern Schweizer an Vadian mit Empfehlungsschreiben wies. Beide Freunde hatten sich ihre Erstlingsarbeiten gewidmet: im Frühling 1511 übersandte Vadian an Zwingli den Nachlaß des edlen, frühe in Wien verstorbenen Glarner Jünglings Arbogast Strub mit einem Brief, der die reinsten und treuesten Gefühle der Freundschaft athmet, und im Herbst 1512, nach seiner Rückkehr aus Italien, antwortete Zwingli und überschickte dem Freunde eine Erzählung der Schlacht bei Ravenna in der zierlichsten Sprache, etliche Bogen stark und doch in drei einzigen Stunden geschrieben, dankte für den Beweis der Freundschaft in der Zueignung des Nachlasses des gemeinschaftlichen Lieblings und übergab dann Vadian seinen Bruder Jakob an die Stelle des Verstorbenen als Liebespfand, indem er ihn bei seiner ganzen Freundschaft beschwor, an diesem Jüngling von nicht gewöhnlichen Gaben so lange zu schnitzeln, zu hobeln und zu glätten, bis es genug sei; „wollte aber der Knabe unterweilen hinausschlagen, so magst du ohne das mindeste Bedenken ihn so lange in den Carcer stecken, bis ihm der Kitzel vergangen ist.“ Bald darauf, den 13. Februar 1513, sendet Zwingli an Vadian die geliebten Schüler Valentin Tschudi und Ludwig Rösch, nebst einem Brief, in welchem er Sehnsucht nach Briefen des Freundes ausdrückt und dann fortfährt: „Ich sandte dir einige rohe Erzeugnisse, wie sie der Augenblick eingab. Denn du kennst mich schon, daß ich zu der Art Menschen gehöre, die vergessen zu feilen, was sie auf den ersten Wurf zu Stande bringen, und so ihre Kinder nackt und bloß sitzen lassen. Meinem Bruder und Valentin erweise dich als Wohlthäter, so gut du vermagst. Aber auch Ludwig Rösch, ein allerliebstes noch unbärtiges Bübchen von der besten Art, meines alten Kaplans Neffen, laß dir empfohlen sein.... Mit allem Eifer lege ich mich auf das Studien der lateinischen und griechischen Sprache und bitte dich, mir guten Rath darüber zu ertheilen, damit meine Anstrengung nicht

fruchtlos bleibe. Melde mir doch, wenn der Lorbeer auch um deinen Scheitel geflochten ist; der Kaiser hat das Haupt des Loritus, des Glarners, damit gekrönt.“ Bald nach seiner Ankunft durfte auch Jakob Zwingli seinem Bruder die treue Freundessorgfalt Vadians rühmen, der ihm den Garten der Philosophie voll Blüthen und Quellen eröffne.

Von den verschiedensten Seiten wurde Vadian um Anleitung und Ueberwachung der Studenten angegangen; so schrieb ihm ein Hans Pfadt, K. M. Mundkoch von Augsburg aus am 6. April 1513 folgenden komischen Brief: „Ich bin berichtet, wie mein Sohn bei euch in Lernung sein soll, deß ich mich nicht wenig erfreue, dieweil ich euch mit Kunst und anderer Ehrbarkeit viel berühmt höre. Ist demnach mein gar fleißig Bitt, ihr wollet denselben meinen Sohn mit Straf und Lernung wohl befohlen haben, damit er auch zu einem Menschen werde.“

Viele heitere Briefe wechselte Petrejus Apperbach aus Erfurth, ein Freund der Spalatine und Hutten, mit Vadian. Das eine Mal empfiehlt er ihm Einen seiner Landsleute und Bechergesellen, einen gewissen Herrn Niclaus, der gern trinke und ludere, hauptsächlich aber wie bald alle Domherrn seines Jahrhunderts ein guter Presbyter d. h. Brettspieler sei; das andere Mal schickt er ihm durch ungarische Pilgrime aus Rom, wo er damals „unter den welschen Kapaunen“ den Rechten oblag, einen Brief (1515), in welchem er sich über Tiefsinn und Melancholie beschwert, und der doch voll der muthwilligsten Laune ist. Er gratulirt zum Vicekanzleramt und sagt: einmal, wenn er sogar auf den päpstlichen Stuhl erhoben würde (das doch gar wohl geschehen könnte!) sollte Vadian immer den ersten Platz in seinem Herzen haben. Dann scherzt er mit dem Vicekanzler über ihre gemeinschaftlichen Freunde, die sich nun, Einer nach dem Andern, in das Joch des Ehestandes gespannt, wie Cuspinian zwar jüngst seine Frau verloren, aber bald eine reichere und schönere bekommen, und fragt Vadian, ob nun nicht bald die Reihe auch an ihn komme? gibt ihm dann ziemlich unsanfte Hiebe in Betreff einer gewissen uneleganten Lesbia, die Vadian füglich verabschieden dürfte, und verspricht ihm, an seinem Hochzeitstage zu einem hübschen Epithalam alle Musen anzurufen, die sonst seit geraumer Zeit ihn, den plärrenden Zungendrescher, nicht mehr hören wollten; aber, aber, er fürchte, Vadian sei über diesen Punkt ein Ketzer gleich ihm, indem er nemlich im Grunde Alles verachte, was Weiber heiße. Auch der Appenzeller Ulrich Lener spricht (1516) von dieser Lesbia geringschätzend, doch setzt er hinzu: „Aber sagend das dem Kätherlein nit!“ Ein Georg Binder von Zürich, der in Wien kümmerlich von Vorlesungen lebt, die er etlichen jüngeren, dort neben ihm studirenden Landsleuten über die Aeneis und die mathematische Geographie hielt, erzählt dem damals auf einem Besuch in der Schweiz weilenden Vadian von einem in Wien ausgebrochenen Brand, der auch des verehrten Lehrers Haus ergriffen und wobei alle seine Schüler sich bemüht hätten, vor Allem dessen litterarische Schätze zu retten, was

ihnen auch vollkommen gelungen sei; nur Einer der Schüler sei „stumm und dumm und seiner ganz unmächtig dagesessen, und habe immer gerufen: Gotz Mutter, was soll ich thund!“ Benedict Burgauer endlich schreibt im Juni 1513: „Ich weiß nicht, verehrter Lehrer, was Schuld ist, daß ich auch nicht einen kleinen Augenblick deiner vergessen kann.“ Alle Schüler wiederholen nur die Klage, daß Vadian ihnen zu selten schreibe, wie Stephanus Taurinus von Buda aus (18. April 1514) ihm seine Nachläßigkeit im Schreiben vorwirft, die so groß sei, daß eine am Podagra kranke Schildkröte ihm zuvorkommen müsse; dann setzt er hinzu: „Schreibe, schreibe, oder ich schryb dir uff Ungarisch.“ Auch Eobanus Hessius empfiehlt sich (1514) in Vadians Gunst, setzt das nördliche Deutschland gegen das südliche und die Hochschulen in Leipzig und Wien in Absicht auf Alles, was Cultur und ächte deutsche Sitte betreffe, in einen für die letzteren äußerst vortheilhaften Contrast, eifert gegen die unkeusche Muse der Mehrzahl gleichzeitiger Dichter und legt (1514) in Vadians Schooß gleichsam ein feierliches Gelübde nieder, daß nun und für immer die Religion, nicht zwar (fügt er hinzu) jene rohe und borstige, zu welcher sich des ehrwürdigen Capnio Verläumder bekennen, die einzige sein werde, die ihn zu seinen Liedern begeistern soll.

Nach allen Nachrichten war die Stellung Vadians in Wien eine eben so glänzende als einflußreiche. Von allen Freunden der Wissenschaft, vorzüglich durch ganz Deutschland, war er hochgeschätzt, mit den ersten Männern der Zeit stand er in Freundschaft und Briefwechsel, er selbst ein begeisterter Erzieher und Bildner der vortrefflichsten Jünglinge seines Vaterlands und dieses schönen Berufes würdig nach der edlen Gesinnung, die er in einem metrischen Gedicht an die h. Jungfrau schon im Jahr 1511 in folgendem schönen Gebet ausdrückte:

Möge mir Kleinem doch werden ununterbrochene Muße,
Bücher, gesicherte Ehr' und ein bescheidenes Mahl;
Aber vor Allem Vernunft, die Sinne und Glieder beherrsche
Und mit strafferem Zaum zähme der Lüste Gewühl!

5. Abreise von Wien.

Im August des Jahres 1518 verließ Vadian Wien, wo eben die Pest wüthete, angeblich nur zu einem kurzen Besuch in der Heimath, in Wirklichkeit, um nie mehr zurückzukehren. Vaterlandsliebe und Schweizer Heimweh allein erklären diesen Schritt nicht, der zwar ein seit Jahren vorbereiteter war, endlich aber in einer Weise ausgeführt wurde, die einer Flucht nicht so gar unähnlich kam. Vorbereitet war diese Rückkehr seit Jahren, denn Vadian, der wohl wußte, daß mit Philosophie, Poetik und Rhetorik in St. Gallen keine Geschäfte zu machen seien, hatte sich nach einer Fachwissenschaft umgesehen, durch welche er nach seiner Heimkehr seinem Vaterlande Dienste leisten könnte. Die Wahl derselben machte dem Polyhistor Qual. Nachdem er einige Zeit das Studium der Rechte mit gutem Erfolg

betrieben hatte, wandte er sich von diesem ab zu dem der Medizin und verwandte hierauf in den letzten vier Jahren seines Wiener Aufenthalts neben seinen Vorlesungen die meiste Zeit und Kraft, so daß er am 16. Mai 1517 nach Bestehung eines Examens zum Baccalaureus und den 14. October desselben Jahres zum Licentiaten der Medizin promovirt wurde, wie aus folgendem Zeugnisse erhellt: „Ich Johannes Neumann, der freien Künste und Medizin Doctor und Professor in der weitberühmten Universität zu Wien in Oesterreich, thue kund im Namen der medizinischen Fakultät mit diesem vollmächtigen Zeugniß, daß ich den Hochgelehrten Herrn Joachim von Watt, freier Künsten wohlerfahrenen Magistrum und von ihrer kaiserlichen Majestät gekrönten Poeten und Redner, auch allbereit Baccalaureum der Medizin, nun zum Licentiaten derselben als sehr würdig und tüchtig dazu erkläre und ordne.“ Am folgenden 9. November erlangte Vadian auch den Doctorgrad der Medizin. Welch eine Elasticität des Geistes setzt es voraus, wenn ein schon im dreißigsten Lebensjahre stehender Mann sich noch in einem bisher ihm ganz fern liegenden Gebiet des Wissens heimisch macht, welche Sicherheit des Wissens, wenn ein mit Würden und Ehren gesättigter Mann sich noch einem Examen unterstellt, das er bei seinen, theilweise auf sein schnelles Vorrücken eifersüchtigen Collegen zu bestehen hat! Und doch fällt eben in diese Zeit der Examensvorbereitung für Vadian nicht nur die Beschäftigung mit ernsten theologischen und kirchlichen Fragen, sondern auch die Ausarbeitung seines gelehrten Kommentars zu dem alten Geographen Pomponius Mela, mit welcher er von der Universität Wien Abschied nehmen wollte. Vielleicht waren es die Erzählungen aus den Kindheitstagen, mit denen der des Handels wegen in vielen Ländern reisende Vater den wißbegierigen Sohn unterhalten hatte, welche in diesem frühzeitig einen hervorstechenden Hang zur Länder- und Völkerkunde ausgebildet hatten, die zeitlebens sein Lieblingsfach bleiben sollte. In ihrem Interesse hatte Vadian von Wien aus, trotz der großen Gefahren und Beschwerden, mit denen in jenen Zeiten das Reisen verbunden war, verschiedene Reisen nach Ungarn und Polen, Deutschland und Italien unternommen, bei seinem letzten Besuch im Vaterland den Pilatus und die höchsten Alpenspitzen bestiegen und sich bei Krakau einst sechs Stunden lang in den dunkeln Abgründen eines Salzbergwerkes als Fremder unter ganz unbekannten Menschen verweilt.

Der tiefere Grund, aus welchem Vadian mit seinen glänzenden Verhältnissen in Wien brach, kann nur ein religiöser gewesen sein. Schon die innige Freundschaft, in welcher er mit Zwingli fortlebte, mußte sein Augenmerk auf die religiöse Bewegung hinlenken, welche sich in Deutschland und der Schweiz vorbereitete; aber auch in Wien fand dieselbe unter den Humanisten anfänglich ein freudiges Echo. Schon im Jahr 1511 war in dem Contubernium, in welchem Vadian mit dem Erfurter Peter Eberbach und Johann Marius, von seiner Heimath Rhetus genannt, zu-

sammenlebte, Ulrich von Hutten eingekehrt. Gleich am ersten Abend erzählte ihnen der in diesem Kreis schnell heimisch gewordene Ankömmling von den Abenteuern und Unfällen seiner Reise und zeigte ihnen beim Schlafengehen Narben, die von dem räuberischen Ueberfalle bei Greifswalde herrührten. Sie hörten mit Theilnahme und Bewunderung zu und glaubten einen anderen Dulder Odysseus vor sich zu sehen. Unter solchen Gesprächen griff Ulrich in den Busen und zog etliche Blätter heraus, die mit Versen beschrieben waren; er sagte, es sei ein Gedicht auf den Kaiser Maximilian, das er während der letzten Tage unter den Beschwerlichkeiten der Reise geschrieben habe; Sie mögen urtheilen, was daran sei. Den Freunden gefiel die Erfindung so gut, daß sie eine Abschrift nahmen und diese als ein Buch zusammenbinden ließen, bis nach Huttens Abreise von Wien Vadian sich entschloß, dasselbe in den Druck zu geben. Er widmete es dem Georg Collimitius, dem Vicekanzler der Universität, welcher dem jungen Dichter während seines Wiener Aufenthaltes viel Wohlwollen bewiesen hatte.

Eine zweite Gelegenheit, sich für den neuen in Deutschland waltenden Geist auszusprechen und Partei dafür zu nehmen, bot der Streit Johann Reuchlins mit dem getauften Juden Pfefferkorn in Köln. Als Letzterer den Kaiser Maximilian im Jahr 1509 aufgefordert hatte, alle rabbinischen Schriften wegen der darin enthaltenen Lästerungen gegen Christum verbrennen zu lassen, und Reuchlin sich entschieden hiegegen ausgesprochen hatte, fielen Pfefferkorn und die kölner Dominikaner über ihn her, und der kölner Inquisitor Jakob von Hogstraten citirte Reuchlin vor ein Ketzergericht, von welchem dieser an Papst Leo X. appellirte. Für Reuchlin hatte sich eine große Zahl spitziger und gewandter Federn in Bewegung gesetzt; auch die meisten Gelehrten in Wien nahmen für ihn Partei: Nicolaus Gerbel, Johannes Cuspinian, Simon Lazius und Joachim boten dem Vorfechter der Wahrheit ihre Hülfe und Unterstützung an. Vadian schrieb dem Angeklagten einen begeisterten Brief (1512): „Deine Apologie wider Hogstraten muß sicher den Beifall eines jeden Rechtschaffenen erhalten. Indessen hättest du es gegen einen solchen Menschen wahrlich mit Wenigerem abmachen können. Ich wenigstens bin durch deine Schrift zwar unterrichteter, aber von deiner guten Sache deswegen nicht überzeugter geworden. Du, ein Philosoph, ein Priester des Höchsten und seiner heiligen Geheimnisse gelehrtester Ausleger unter allen Deutschen, wirst dich doch durch die Unbillen und Schimpfworte der Neider deines Ruhms nicht zur Ungeduld reizen lassen? Halte dir doch so manchen andern großen Mann vor, den der Zahn der Verläumdung wohl gebissen, aber nie getödtet hat. Und wenn seine Hasser das Gift und die Galle ihres Herzens auch in ganzen Folianten ausgeleert, so kennt die Nachwelt doch kaum mehr ihre verruchte Namen, da hingegen der seinige von Enkeln und Urenkeln noch mit Dank und Ehrfurcht genannt wird. Zur

ewigen Ehre wird es dir übrigens, o Capnio, gereichen, daß du zwar über Gott und göttliche Dinge von jenem Elenden ganz verschieden denkst, dessen ganzes Volk für immer Alles anfeinden wird, was Christen und christlich heißt, darum aber nichts desto weniger klug genug warst, jene armseligen jüdischen Wische den Flammen zu entreißen, fest überzeugt, daß ein weiser Mann nicht mit dem Scheiterhaufen, sondern nur mit Gründen erhärten kann, daß sein Glaube auf sicheren Stützen ruht." Am Schluß eines im Jahr 1516 geschriebenen Briefes an Reuchlin sagt Vadian: „Es wird demnächst von mir eine Schrift über die Poetik erscheinen, in welcher ich an geeigneter Stelle dein hochverdientes Lob einwob, um damit meine Ehrfurcht vor dir zu bezeugen; bald werde ich dir das Buch übersenden." Reuchlin antwortete ihm, „dem Gymnasiarchen, dem Fürsten der Studenten und dem Gesetzgeber der Wissenschaften, seinem theuersten Freund", von Stuttgart aus unter dem 22. October 1516: „Glaube mir, ich bin mit Geschäften so überbürdet, daß ich auf deinen so eleganten Brief nicht einmal eine (wie ich gewohnt bin) barbarische Antwort schreiben kann. Nimm darum meine Entschuldigung nachsichtig auf. Später sollst du ausführlichere Nachrichten und das Buch erhalten, an dem wir gegenwärtig mit allem Fleiß arbeiten. Von einem Tag zum andern erwarte ich den römischen Urtheilsspruch; möchte er nach Wunsch und zu Ehren der Wahrheit ausfallen! Dann will ich in freierer Muße an dich und Andere, die mir ergeben sind, mit der Hilfe Gottes schreiben. Lebe wohl!"

Luthers Schriften fanden alsbald den Weg nach Wien und wurden von den dortigen Humanisten mit Staunen und Beifall aufgenommen. Wir sahen bereits oben, mit welcher schonungslosen Offenheit Celtes an der Spitze der Humanisten den Ablaßkram verurtheilte. Auch sonst fehlte es auf der Hochschule nicht an manchen Vorgängen, welche der Reformation Boden gewinnen mußten. Nicht zu reden von den scholastischen Häresien, in denen man die Frage erörterte, in welchem Sinn es zu nehmen sei, wenn man sage, daß bei den Leiden Christi selbst die Engel geweint haben, oder ob im Paradiese auch die Mütter Jungfrauen verblieben wären, oder in wie weit eine gute Absicht eine schlechte That entschuldige: war schon im Jahr 1441 der Chormeister von St. Stefan in einer Predigt feindlich gegen den Bettlerorden aufgetreten. Im Jahr 1484 hatte sich dieser Vorgang wiederholt; wenige Jahre darauf beschuldigte Dr. Johann Kaltenmarkter die Mönche des Ungehorsams, des Geizes und der Hoffart und äußerte sein Bedenken über die Autorität des Papstes. Im Jahr 1510 vollends wurde bei St. Peter dem Volk öffentlich gegen die Giltigkeit des Ablasses und gegen die Verehrung der Reliquien gepredigt und erklärt, die Priester betrügen das Volk, indem sie Pferdegebeine für die Gebeine der Heiligen ausgäben. Um dieselbe Zeit wurde nicht nur auf der Kanzel gegen den Gehorsam geeifert, welchen die Mönche bei den Schotten ihrem Abte schuldig zu sein glaubten, sondern es wurde auch

bei St. Laurenz unverhohlen und öffentlich gesagt, für jeden Priester in Wien sei ein Pferd bereit, auf dem er zur Hölle fahre! Gleichwohl mochte Vadian wohl erkennen, daß eben in Wien der Durchführung der Reformation besondere Schwierigkeiten entgegenstehen, wie daß auf den Character und die Thatkraft der in Worten starken Humanisten nicht zu bauen sei. Er selbst, in seinem Innersten von der Wahrheit ergriffen, die ihm aus Luthers Schriften entgegenleuchtete, sehnte sich nach anderen Bundesgenossen als die er aus dem Heerlager der Humanisten erwarten konnte, fühlte auch die Verpflichtung eines Patrioten, in solcher Zeit seinem Vaterlande mit Rath und That nicht zu fehlen, und entschloß sich darum, dem Zug seines Herzens zur Heimath zu folgen. Bereits war er wegen seiner religiösen Richtung in Wien verdächtigt, bereits sammelte er an Materialien zu einer Vertheidigungsschrift Luthers gegen seinen ehemaligen Studiengenossen Dr. Eck. Auch scheint Vadian als Schweizer mißliebig angesehen worden zu sein. Als unter seinem Rectorat ein blutiges Handgemenge bei der Nacht zwischen Studenten und Fleischern ausgebrochen und mit Mühe beigelegt war, lästerten Erstere auf ihn als auf einen Schweizer. Collimitius sagte oft scherzweise zu seinem Freunde: „Ich bin mir böse, daß ich dich als einen Schweizer so lieb habe, und es thut mir leid, daß ich einem Schweizer so viel Liebe zuwandte; in Zukunft will ich mich mäßigen!" Genug, Vadian reiste im Herbst 1518 von Wien ab, bereits an die Möglichkeit denkend, daß er nicht mehr dahin zurückkehre, in der Absicht, die Verhältnisse seines Heimathlandes in der Nähe zu besichtigen, ob sie ihm Anlaß zum Bleiben böten. Mit ihrem Lehrer kehrten gleichfalls in die Heimath zurück die Studenten Georg Binder, N. Scheller, Conrad und Leopold Grebel, und nach einer, freilich nicht verbürgten Nachricht wären sie die Ersten gewesen, welche die lutherischen Schriften von Wien aus in die Eidgenossenschaft gebracht hätten.

6. Ansiedlung in St. Gallen.

Die Eltern Joachims sollten noch die Freude erleben, ihren Sohn, welcher wie einst ihre Hoffnung, so längst ihr Stolz und ihre Freude war, in die Heimath zurückkehren zu sehen. Und wie jauchzen der Rückkehr des gefeierten Lehrers seine alten Schüler und Freunde entgegen. Mit Ungeduld-erwarten sie seine Rückkehr. Myconius schreibt ihm am 20. Juli 1518: „Wir Alle verwundern uns gleicher Maßen darob, was deine versprochene Ankunft so lange verzögere. So oft wir mit den Eltern derer zusammenkommen, deren Lehrer du in Wien warst, gilt immer das erste Wort der Rückkehr Vadians. Ich denke, das Vaterland und die Freunde sollen dich halten." Ebenso schreibt Peter Tschudi von Paris aus, am 25. October 1518, an Zwingli: „Wir freuen uns überaus, daß Joachim Vadian, dieser gelehrte Mann, der eine besondere Zierde unseres Schweizerlandes ist, endlich aus Oesterreich heimgekehrt ist. Möchte er sich doch durch eine

seiner würdige Stellung in der Schweiz halten lassen und seinem V
lande vor anderen Nationen den Vorzug geben. Wir hoffen, er sei
den Unsrigen allenthalben mit offenen Armen aufgenommen worden.“
gekehrt berichtet der Ulm'sche Stiftsherr August Marius noch im
1518 an Vadian, daß man auf der Wiener Hochschule ohne ihn nicht l
könne, und verkündet ihm dann die frohe Botschaft, daß er, Marius,
mehr endlich die Scholastik abgeschüttelt habe, sich jetzt erst der ächten T
logie befleiße, und nichts Besseres wünsche, als in Basel einen öffentli
Lehrstuhl zu erhalten.

Kaum war Vadian in die Schweiz zurückgekehrt, als ihm meh
ehrenvolle und vortheilhafte Rufe von Außen zukamen. Er lehnte diesel
ab, um in seiner Vaterstadt zu bleiben, in welcher ihn der Magistrat
Stadtarzte mit Befreiung vom Wachtgelde und anderen Beschwer
wählte und ihn in diesem Amt im Jahr 1523 mit einem Jahresgehalt
vierzig und 1526 von fünfzig Gulden bestätigte. Ehe Vadian diese St
antrat, besuchte er noch seine Freunde und die Eltern seiner liebsten Sc
ler in Zürich und Basel, die ihn dringend geladen hatten. Allenthalb
hatte er Dank, Liebe und Anerkennung zu erndten. Noch fester sollte
aber an die Schweiz gebunden werden durch seine Verehelichung. Län
hatten seine Freunde und Schüler ihn zu diesem Schritte aufgefordert u
ihm denselben mit ihren Vorschlägen zu erleichtern gesucht. So hatte Ulri
Lener, halb im Scherz halb im Ernst, im Jahr 1516 an Vadian geschriebe
„Zu Appenzell ist eine hübsche junge Wittwe, achtzehn Jahre alt, die fi
eine Jungfrau gelten könnte, und hat 2000 Gulden Werth, und die nähn
euch, wenn ihr hie wäret und euch gefällig wäre. Denn ich hab ein Wei
an sie geschickt, von der ich verstanden, daß sie des Dings ganz lustig un
begierig wäre.“ Als Vadian den Doctorhut der Medicin erworben, schrie
ihm derselbe, nun könne er genug Weiber auslesen, wenn er nemlich freie
wolle. Myconius schrieb 1518 an Vadian, das neulich von Erasmus er
schienene Encomium des Ehestandes müsse wohl von großem Werthe sein
da es sogar den Bruno Ammerbach, aller Weiber Feind, bewogen, ein
Frau zu nehmen. Doch (fügt er bei) ein noch höherer Triumph für dies
Schrift würde der sein, wenn sie nun vollends auch einen Vadian ins Joch
spannen könnte. Am Ernstlichsten waren die Vorschläge Conrad Grebel's
von Zürich gemeint, der seinen Lehrer aus Wien heraus begleitet hatte.
Er lud Vadian nach Zürich in der Hoffnung, daß derselbe nirgends an-
derswo als in seinem elterlichen Hause das Absteigequartier nehmen werde.
Seiner Schwester Martha wegen, schreibt er, habe er schon mehrmals mit
seinem Vater gesprochen, der es aber kaum fassen könne, daß es einem
Mann von solchem Gewicht in jeder Rücksicht mit solcher Heirath ein rech-
ter Ernst sein sollte. Und kurz, wenn ihm das Mädchen gefalle, und er
nicht, wie er höre, auf ein reicheres ausgehe, werde die Sache auf keine
große Schwierigkeiten stoßen. Und bald darauf schreibt Conrad, der unter-

dessen in das Schweizer Stipendium nach Paris abgereist war, um dort unter Glareans Leitung seine Studien fortzusetzen, an Vadian, dankt ihm für die schönen Geschenke, die er seiner Schwester gemacht, und meint immer, daß sie noch Schwäger werden sollen. Dann bezeugt er ihm, daß er außer Gott und seinen Eltern Niemandem mehr schuldig sei als ihm, und wie er nicht um eitlen Ruhmes willen, sondern einzig deßwegen, um mit Vadian auf vollkommen vertrautem gleichem Fuße umgehen zu dürfen, den Wunsch hege, ein recht großer Mann zu werden. Wirklich verlobte sich Vadian am 5. Juli 1519 mit der liebenswürdigen, an Verstand und Herz reich gebildeten Martha Grebel und wurde am 18. August in der Schloßkapelle zu Wädenschwil durch Pfarrer Heinrich Hürlimann mit ihr getraut. Martha folgte ihrem Manne nach St. Gallen, wo eben die Pest die Anwesenheit des Stadtarztes doppelt wünschenswerth machte, und die treue Gattin, welche Joachims Leben von nun an beglückte, war der erste Preis, welchen Gott ihm für das Opfer zuerkannte, welches Vadian seinem Glauben und seiner Vaterlandsliebe gebracht hatte, als er sich in St. Gallen niederließ. Martha war, nach einem von ihr lateinisch an ihren geliebten Gatten geschriebenen Brief zu schließen, ganz befähigt, großen Antheil an seinen Planen und Geschäften zu nehmen, und nannte die Reformation ein Werk des Herrn.

Vadian hatte vor seinem Abgang aus Wien seine Ausgabe des Pomponius Mela drucken lassen. In der Vorrede sprach er seine Hoffnung aus, einst nach geendigten Studien ins geliebte Vaterland zurückzukehren. Da werde ich (versprach er) mich alles Fleißes bestreben, der Mann zu sein, von dem nach Plato's Ausspruch selbst die Nachwelt einstimmig sagen soll: daß er nichts unterlassen habe, gegen seine Geburtsstadt, seine Angehörigen und jeden Rechtschaffenen sich nach besten Kräften gefällig zu zeigen. Die folgende Schilderung wird zeigen, daß Vadian sein damals gegebenes Wort treulich gelöst hat.

Zweites Buch.

Reformation von St. Gallen.

1. Erste Anfänge.

Als Vadian in seine Vaterstadt zurückkehrte, fand er dort den Katholicismus noch in alten Würden und Ehren. War auch die Stadt mit dem Kloster in fortdauernder Fehde, so galten dennoch römische Ceremonien und Satzungen als der einzige Weg zur Seligkeit, ohne daß man auch nur eine Ahnung hatte, daß das Christenthum ohne dieselben bestehen könne, ja wider dieselben sei. Keßler sagt, die St. Galler seien vor Andern zu abergläubig und zu abgöttisch und auswendigem Thatsdienst (warlich aus guter Meinung) im Kirchenbauen, Tempelzierde u. s. w. ergeben gewesen. Priester und Laien waren in religiöser Erkenntniß fast gleich unwissend und gleich unsittlich. Seit lange hatte sich der römische Hof bei Pfarrpfründen einen Theil der Collaturrechte zugeeignet und für Geld die Pfarreien oft an unsittliche, ganz unwissende Menschen vergeben. Die meisten Geistlichen hielten öffentlich Concubinen; wenige waren im Stand, eine auch nur den Ansprüchen damaliger Zeit genügende Predigt abzufassen. Den Kirchenbann brauchten Papst und Bischöfe nur zu Erreichung weltlicher Absichten; hingegen wurde nicht nur für Vergehungen leichterer Art, sondern selbst für die gröbsten Verbrechen Verzeihung oder Ablaß um Geld feil geboten. Ablaßkrämer durchzogen Stadt und Land; der einfältige Arme gab gern seinen letzten Heller an sie. Die Feier der kirchlichen Feste war zu geistlosem lächerlichem Schauspiel herabgesunken. Hören wir die Beschreibung eines gleichzeitigen Berichterstatters über die Feier des Palmsonntags: „Zum Ersten, so kreuzet man aus dem Münster gen St. Mangen, und wenn man gen St. Mangen kam, so hat mehrentheils ein jedes Mensch ein Bürdeli Palmen. So stund dann der Abt oder Dechant und weihet dieselbigen, und wann geweihet war, so kreuzet man wiederum hinauf in das Münster. Und wenn man dann auf den Kilchhof kam, so war da ein Esel gemacht in der Größe eines andern Esels und darauf gemacht ein Mann, als sei er Christus. Und ist derselb Esel gemacht gewesen auf einen vierräderigen Wagen, daß man ihn ziehen konnte

und stund dann der Esel danieder bei der Gätteri. Und wenn denn jedermann auf den Kilchhof kam, so stunden dann die Schüler da und huben all an mit einander zu singen: Als das Volk gehört hatte, daß Jesus nach Jerusalem käme, nahmen sie Palmzweige und gingen ihm entgegen 2c. Und wann dann dieses ausgesungen ist, waren etwa bei den acht Schülern verordnet, die huben ihre Hände auf gegen dem Esel und zeigten gegen ihn und sangen mit lauter Stimm: Der ists, der da kommen sollte. Und wenn sie also gesungen, so respondirten dann die Schüler und alle sangen: Sein Volk zu erlösen. Und darnach auf das waren aber acht Schüler verordnet und zeigten gegen den Esel und sangen also: Dieser ist unser Heil und die Erlösung Israels. Darnach waren aber so viel Schüler verordnet, die knieten gegen den Esel nieder und sangen: Fürchte dich nicht, du Tochter Zion; siehe dein König kommt zu dir auf dem Füllen einer Eselin, wie geschrieben steht. Darnach waren aber andere sechs Schüler, die knieeten nieder und bückten ihr Angesicht gegen der Erden und schlugen alle mit einander die Hände ob dem Haupt zusammen und sangen, und wann sie einmal ausgesungen, so gingen sie drei Schritte und knieeten dann wieder nieder und sangen zum dritten Mal also: Sei gegrüßet König, Schöpfer der Welt, der du gekommen bist, zu erlösen 2c." In ähnlicher Weise ward auch die Feier der übrigen Feste begangen. Am Charfreitag legte man im Münster ein großes in Leinwand gewickeltes Bild des Gekreuzigten in das Grab, besprengte es mit Weihwasser und räucherte es an. In der Osternacht suchten drei als Weiber verkleidete Geistliche den Leichnam des Herrn im Grabe und sangen die dazu dienenden Schrifttexte; ihnen gaben zwei Andere in Engelsgewändern Antwort aus dem Grabe, und drei Fremdlinge besangen dann nach Erzählung der Evangelisten die übrige Auferstehungsgeschichte. Während dessen erhob sich Einer als auferstandener Heiland im rothen Meßgewand mit einer Fahne in der Hand auf den Altar, singend gab er sich der Maria zu erkennen, und nachdem er mit den Weibern einige Wechselgesänge abgesungen hatte, stimmte das Volk fröhlich die Lieder an: Christ ist erstanden, und: Also heilig ist der Tag. Am St. Marcustag, an dem es meist noch kaltes Wetter ist, besuchte man mit bloßen Füßen die St. Mangenkirche. Am Kreuzmittwoch zogen die Pfarreien aus der alten Landschaft, aus Appenzell und dem Rheinthale daher. Während die St. Galler auf Rotmonten zogen, versammelten sich alle auswärtigen Pfarrgenossenschaften auf dem Brühl, und da in Folge des Gedränges öfter Unordnungen vorkamen, indem eine Gemeinde der anderen den Ehrenplatz streitig machen wollte, so hielt hernach die Stadtobrigkeit eine, in Harnisch und Hellparten bewaffnete Wache und setzte folgende Prozessionsordnung fest: Nach dem Kreuz und Fahnen gingen zuerst die singenden Schüler; nach diesen der Officiant mit seinen Leviten, die Weltpriester, die Klostergeistlichen, welche die Gebeine Galls und anderer Heiligen in kostbaren Särgen trugen, dann folgte das Volk in der von dem Stadtschreiber

aufgerufenen Ordnung; jede Pfarrei bekam von den Zünften eine Ehrenwache, welche sie mit Trommeln und Pfeifen durch das Brühlthor nach dem Münster begleitete, wo die ganze Prozession unter dem Geläute aller Glocken und dem Schall der Instrumentalmusik einzog. In diesen Ceremonien bestand der ganze Gottesdienst, und das Volk kam ihm pünktlich nach. Nur in Betreff des Pfaffenthums fingen die St. Galler an, sich zu emancipiren. Als der päpstliche Legate Puccius 12,000 Mann Truppen gegen die Türken begehrte, wurde ihm im Jahr 1518 geantwortet: Wenn erst andere Fürsten ausziehen, wolle man auch 10,000 Mann schicken, und wenn mehr begehrt werde, noch 2000 Pfaffen, damit die Zahl voll werde! Demselben Legaten wurde der Curtisanen (Pfründeräuber) wegen angezeigt, daß, wo man solche, fremde oder einheimische, antreffe, man sie in ein Wasser schießen werde, dessen sie sich versehen sollten. Wenn man solche Curtisanen nemlich wegen des angedrohten päpstlichen Bannes doch zuletzt annehmen mußte, so rächte sich die Volksjustiz gewöhnlich damit an ihnen, daß denselben bei der Investirung die erlangte Bulle um den Hals gehängt und sie mit Wasser begossen wurden.

Vadian war schon aus Liebe zu seiner Vaterstadt, noch mehr aus Liebe zu Gott und seinem Wort entschlossen, diesem Greuel nach Kräften zu steuern, aber er ging mit einer staunenswerthen Geduld und besonderer Mäßigung ans Werk. Erst mußte er sich seine Reformatoren selbst ziehen und bilden, erst den Sinn für lebendiges Christenthum in St. Gallen wecken, ja erst selbst mit der Bibel und den reformatorischen Schriften sich selbst vertrauter machen, auch selbst die hervorragenden Männer der Schweiz erst kennen lernen oder ihre Bekanntschaft erneuern, wie er z. B. im Sommer 1522 in Basel war und dort auch Erasmus besuchte, der in einem Brief an Zwingli erzählt, wie ihm Vadian Auge um Auge nicht minder gefallen habe, als zuvor da er ihn nur aus seinen Schriften gekannt, und sich entschuldigt den Gast nur zu kaltem Gespräch empfangen zu haben, das ihm seine vor Gastmahlen fliehende Gesundheit gebiete. Um sich das Vertrauen seiner Mitbürger zu erwerben, bot sich dem Stadtarzt in der Pestepidemie, die kurz nach seinem Eintreffen in St. Gallen so viele Opfer forderte, reiche Gelegenheit. Oft starben im Jahr 1519 an einem Tage 26—30 Personen. Wer nur konnte, floh; selbst der größere Theil des Rathes verließ die Stadt, in welcher innerhalb sechs Monaten sammt den Gerichten, 1600 bis 1700 Personen starben. In den Häusern der Kranken wirkte Vadian schon damals nicht bloß als Leibes- sondern auch als Seelenarzt, so daß die Krankheit für Viele Anlaß zu ernsterer Einkehr in sich selbst und zu regem Forschen nach dem Reich Gottes wurde.

Noch im Jahr 1520 predigte in der Hauptkirche St. Gallens ein Mann, der einem Myconius großes Aergerniß gab, weswegen er an Vadian folgenden Brief schrieb: „Es wundert mich nicht wenig, wie du dich mit eurem Prediger Käser (Casearius; Zwingli nennt ihn Casceus, da es

doch nicht anständig sei, ihn Caseus zu nennen!) vertragen kannst. Welcher böse Geist hat es euch eingegeben, diesen Mann zum Prediger des göttlichen Worts zu wählen? Er kann das A B C nicht, und ihr findet ihn würdig, daß er euer Seelenhirte sei? Deine Pflicht wäre es, diejenigen, von denen die Wahl eines Predigers abhängt, zu überzeugen, daß sie einen Menschen dieser Art nicht zu ihrem Führer machen sollen. Du hast Gelehrsamkeit, du hast Ansehen genug bei deinen Mitbürgern, um dies mit leichter Mühe zu können. Deswegen staune ich, daß du nicht irgend einen Versuch gemacht hast. Verträgst du dich gut mit ihm, was ich zwar nicht glauben kann, so ist es ein wahres Wunder. Denn wie kann dieses zwischen einem Gelehrten und einem unwissenden Tropfe statthaben?“ Vermuthlich erhielt dieser Apostel der Unwissenheit, auf dessen Schmähungen zu antworten Zwingli unter seiner Würde fand, bald nachher den Abschied und an seiner Statt gelang es Vadian, sich einen Gehilfen in seinen reformatorischen Bestrebungen zur Seite zu stellen in der Person seines ehemaligen Schülers, des Benedict Burgauer, der, nachdem er bisher eine Pfarre im Rheinthal versehen hatte, nun auf Vadians Betreiben an die Hauptkirche in St. Gallen berufen wurde. Zwar war auch Burgauer noch keineswegs für die evangelische Lehre entschieden gewonnen, aber er trug ihr wenigstens offenen Sinn entgegen. Das Gleiche galt von seinem Helfer Wolfgang Wetter, genannt Jufli. Beide Prediger wurden zum prüfenden Lesen der lutherischen Schriften schon durch den Klosterprädicanten Dr. Wendelin Oswald veranlaßt, welcher von der Kanzel im Münster herab gegen die Neuerung donnerte und ihren Anhängern mit harten Strafen drohte. Auch mehrere Kaplane, als Jakob Reiner, Matthäus ab der Rütti, Johann Vogler, Ulrich Girtanner, Hans Noll und selbst der Dechant des Landkapitels Hermann Miles, Pfarrer zu St. Mangen, legten sich jetzt mit Eifer auf das Schriftstudium und Vadian ermunterte sie dazu und gab ihnen selbst Anleitung darin, indem er ihnen in Vorlesungen die Geschichte der Apostel erklärte. Vadian erkannte in dem Evangelisten und Arzt Lucas einen Geistesverwandten, während ihn als den Historiker die Apostelgeschichte besonders anzog und vor andern biblischen Schriften geeignet däuchte, durch Aufdeckung des Contrastes zwischen der apostolischen und römischen Kirche der evangelischen Lehre Bahn zu brechen. Noch findet sich auf der St. Galler Stadtbibliothek ein starker, aus 245 Blättern bestehender, von Vadian eigenhändig in lateinischer Sprache geschriebener Band, der einen vollständigen aus dieser Veranlassung bearbeiteten Kommentar zu der Apostelgeschichte enthält. Bullinger benutzte denselben zu seiner Erklärung der Apostelgeschichte, in deren Vorrede er erklärte, seine Arbeit wäre überflüssig gewesen, wenn Vadian Zeit gefunden hätte, sein Manuscript zum Druck fertig zu machen. Aus diesen Vorlesungen scheint sich unserem Vadian der Plan zur Bearbeitung einer heiligen Geographie des Neuen

Testaments entwickelt zu haben, den er sofort ausführte, währen
eine neue in Basel veranstaltete Ausgabe des Pomponius Mela nich
Mühe verursachte, sondern auch Gelegenheit bot, da und dort in d
lehrten Apparat Aeußerungen über die Reformation einzuflechten
damit die Gelehrten zur Betheiligung aufzufordern.

In gleichen Verhältnissen, in welchen Vadians Ansehen und Ei
in seiner Vaterstadt wuchs, nahm auch seine Thätigkeit für die Refo
tion größere Ausdehnung. Ein wichtiger Schritt hiezu war, daß
Jahr 1520 nach dem Tod seines Vaters Mitglied des Raths w
Man fühlt es den Berichten Keßlers und anderer Zeitgenossen an, da
in Vadians Person die ganze Behörde sahen oder vielmehr über ihm
übrigen Rathsherren vergaßen. In der Person des Bürgermeisters
par von Fahnbühl stand noch an der Spitze des Raths ein überaus de
thiger Knecht der Priesterschaft; unter den übrigen Rathsverwandten f
ten aber nicht einzelne helle Köpfe, die ohne Studium leicht sich aneig
ten, was ihr gelehrter College als Resultat ernster Forschungen ihnen
populärer Form vortrug. So war es bereits ein fernerer Schritt v
wärts, als es Vadian gelang, im Jahr 1521 die Anstellung des der ev
gelischen Lehre treu ergebenen Dominicus Zili zum lateinischen Sch
meister der Stadt durchzusetzen.

Sobald die Herzen der Bürger für Aufnahme des Evangeliun
vorbereitet waren, sorgte Vadian für evangelische Gastprediger, wel
in St. Gallen mit weniger Rückhalt als die erst neu gewonnenen u
noch nicht befestigten einheimischen die Greuel der alten Ceremonien au
deckten und als Fremde bei den Zuhörern mehr Geltung fanden. Zuer
trat Dr. Balthasar Hubmayer, Pfarrer in Waldshut, auf, der im R
eines gelehrten evangelischen Prädikanten stand und von einem St. Galle
Bürger, Namens Sebastian Ruggensberger berufen wurde. Auf Ersuche
predigte er erst zu St. Mangen, dann zu St. Leonhard an einem Tag
(3. Mai 1523), wo nach altem päpstlichen Brauche aus der Stadt dahi
ein großer Kreuzgang gehalten und viel päpstlicher Ablaß ertheilt ward.
Da Hubmayer wegen der Menge des zuströmenden Volks nicht in der
Kirche predigen konnte, bestieg er hinter derselben einen Hügel und erklärte
in einer Bergpredigt die evangelische Geschichte Lucä 1. Als das Volk
ob seiner Lehre (denn er mit lieblichem und hellem Gespräch begabet)
große Freude und Lust empfing, zog es ihm in seine Herberge am Rinder-
markt nach, wo er die Epistel Pauli zu den Galatern dem Volk sowohl in
als vor dem Haus auslegte; „aus welchem männiglich nach der Wahrheit
Hunger und Durst empfing, aber mit seiner schnellen Hinfahrt ist ihnen
begegnet gleich so einem Dürstigen ein Becher mit kühlem Wasser dar-
gereicht und fürgestellt und sobald er daran dupft, behend wieder entzogen
wird.“ Im gleichen Jahre predigte auch Dr. Christoph Schapeler, ein
geborener St. Galler, damals Prädikant zu Memmingen, wiederholt in

seiner Vaterstadt. Offen trat er gegen den Münsterprediger Dr. Oswald Wendelin auf, beschuldigte ihn der Lüge und verführerischer Lehren und erbot sich, das mit göttlicher Geschrift zu erweisen. So oft aber Dr. Wendelin zur Disputation erfordert ward, wandte er vor, sein gnädiger Herr Abt wolle ihm kein Gespräch zu halten mit Jemand erlauben noch in keinem Wege gestatten.

Schon waren in der Schweiz die Disputationen an der Tagesordnung: zu der zweiten Züricher Disputation über Messe und Bilder, die den 26. Weinmonat 1523 anheben sollte, hatten von den eidgenossischen Orten nur Schaffhausen und St. Gallen ihre Geistlichen und Gelehrten, letztere Dr. Vadian und Dr. Schapeler abgesandt. Beiden sammt dem Schaffhauser Sebastian Hofmeister wurde die Ehre des Präsidiums übertragen. Vadian wollte dieses Amt ablehnen, indem er erklärte, seine Herren von St. Gallen hätten ihn allein darum hergeschickt, daß er freundlich da solle losen und zuhören, und weiter solle er nicht handeln. Doch ließ er sich zur Uebernahme des Präsidiums überreden, als der Züricher Bürgermeister ihm entgegnet hatte, man wolle ihm gar nicht zumuthen, was seinen Herren zu St. Gallen nachtheilig oder zu Argem erschießen möchte; er könne das wohl verantworten; es rede ja auch sonst Männiglicher; das sei doch auch sonst nichts Anderes denn losen und zuhören. Ohne sich am Gespräch selbst zu betheiligen, leitete es Vadian mit großer Unparteilichkeit; Zwingli schrieb ihm nach demselben am 11. November 1523: „Ich will dir jetzt nicht danken für die unermüdliche Mühe, welche du dir unlängst bei uns gegeben hast; weißt du doch selbst, woher der Lohn zu erwarten ist, nemlich von dem, dessen Sache du treulich vertratest."

Während aber Vadian selbst in St. Gallen eine evangelische Partei zu gründen und zu sammeln bemüht war, hatte er auch das Bedürfniß gefühlt, sich von außen einen Mitarbeiter bilden zu lassen und zwar von Wittenberg, wohin er einen jungen unterrichteten Mann absandte, der nach seiner Heimkehr Vadians ergebenster Freund und Einer der wackersten Vorkämpfer evangelischer Lehre, ja St. Gallens Mitreformator werden sollte.

2. Johann Keßler.

Johann Keßler, auch Chessellius oder Ahenarius genannt, ward aus einer nicht unansehnlichen Familie zu St. Gallen im Jahr 1502 geboren. Frühzeitig zum Priesterstande bestimmt, trat er zuerst in die Klosterschule und ward dann nach Basel geschickt, wo er mehrere Jahre dem Sprachstudium und der Theologie oblag und aus dem Munde eines Erasmus und Oecolampad eine freiere Bildung einsog. Im Jahr 1522 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und da er sich zu schwach oder auch schon zu stark fühlte, um die Weihe zu einem Meßpriester anzunehmen, reiste er, höchst wahrscheinlich von Vadian dazu ermuntert und mit Em-

pfehlungen versehen, nach Wittenberg, um seine Studien unter Luther und Melanchthon fortzusetzen. Mit einem Gefährten, zu Fuß, bei starkem Regenwetter, in erbärmlichem Aufzug schon nach Jena in den Gasthof zum schwarzen Bären gekommen, fanden sie einen Mann bei dem Tisch allein sitzend und ein kleines Buch vor ihm liegend. Sie meinten, der Mann wäre ein Ritter, denn er saß nach Landesgewohnheit da in einem rothen Schlapli, in bloßen Hosen und Wamms, ein Schwert an der Seiten. Bald fing der Mann an, sie zu fragen, woher sie gebürtig wären, doch gab er ihm selbst Antwort: Ihr seid Schweizer; woher seid ihr aus dem Schweizerland? Als sie ihm St. Gallen nannten, erwiderte er: Wollt ihr gen Wittenberg, so findet ihr gute Landsleute, nemlich Dr. Hieronymum Schurpfen und seinen Bruder Dr. Augustin. Die Studenten antworteten, sie hätten Briefe an sie, und fragten: Mein Herr, wisset ihr nicht uns zu bescheiden, ob M. Luther jeztmal zu Wittenberg oder an welchem Orte er doch sei? Antwortet er: Ich hab gewisse Kundschaft, daß der Luther jeztmal nicht zu Wittenberg ist, er soll aber bald dahin kommen; Philippus Melanchthon aber ist da, lehret die griechische Sprach, so auch Andere die hebräische, welche beide er ihnen im Treuen rathen wollte zu studiren, da sie, h. Schrift zu verstehen, bevor nothwendig seien. Die Studenten sprachen: Gott sei gelobt, denn wir (so Gott unser Leben fristen wird) nicht erwinden wollen, bis wir den Mann sehen und hören werden, denn wir von seinetwegen unsere Fahrt unternommen haben; dieweil wir denn von Jugend auf von unseren Eltern dazu gezogen und verordnet, daß wir Priester werden sollen, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben werde, und mit was Fug er solch Fürnehmen wolle zuwegen bringen. Nachdem sich der Ritter nach den Verhältnissen zu Basel und nach Erasmus erkundigt, fragte er: Was hält man im Schweizerland von dem Luther? Sie antworteten: Mein Herr, es sind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen; Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat, Etliche aber verdammen ihn als einen unleidigen Ketzer, und bevor die Geistlichen. Unter solchem Gespräch ward es den jungen Schweizern gar heimelich; Keßlers Geselle hub das Buch auf, das vor dem Ritter lag; da war es ein hebräischer Psalter, und als er äußerte, er wollte einen Finger von der Hand geben, daß er sich dieser Sprache verstände, antwortete ihm der Ritter: Ihr möget es wohl ergreifen, wo ihr anders Fleiß anwendet, denn ich auch begehr die weiter zu erlernen, und mich täglich hierin übe. Als die Nacht hereinbrach, kam der Wirth vor den Tisch und als er der Reisenden hoch Verlangen nach dem M. Luther vernommen, sprach er: Liebe Gesellen, euch wäre gelungen, wo ihr vor zwei Tagen hier wäret gewesen, denn hie ist er am Tisch gesessen und zeigt mit dem Finger an den Ort. Das verdroß die Studenten sehr und zürnten, daß sie sich so gesäumt

hätten, ließen den Zorn an dem wüsten und unfertigen Weg ausgehen, der sie verhindert hätte, doch sprachen sie: Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus, an dem Tisch, da er, gesessen sind. Lächelnd ging der Wirth zu der Thüre hinaus und berief nach einer kleinen Weile Keßlern zu sich mit den Worten: Dieweil ich euch in Treuen erkenn, daß ihr den Luther zu hören und sehen begehret, der ists, so bei euch sitzet. Keßler nahm die Worte gespottsweise auf und sprach: Ja, Herr Wirth, ihr wollet mich gern fatzen und meine Begierd mit des Luthers Wahn ersättigen. Der Wirth sprach: Er, er ist es gewißlich, doch thu nicht desgleichen, als ob du ihn dafür haltest und kennetest. Keßler ließ dem Wirth Recht, konnte es aber nicht glauben; er ging wieder in die Stube, setzte sich wieder zu dem Tisch und sagte seinem Gesellen ins Ohr, der Wirth habe ihm gesagt, der seie der Luther. Der Begleiter wollte es aber nicht glauben und sprach: Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten. Weil nun die ritterliche Kleidung Keßlern mehr an Hutten denn an Luther vermahnte, ließ er sich bereden, er hätte gesprochen: Es ist der Hutten, da der Anfang beider Namen schier zusammenklinge. Unterdessen kamen zwei Kaufleute an, die auch allda übernächten wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entsporet, legte Einer neben sich ein ungebundenes Buch. Fragt der Ritter, was es für ein Buch wäre, und erhält zur Antwort: Es ist Dr. Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgangen; habt ihr die nie gesehen? Der Ritter entgegnete: Sie soll mir auch bald werden. Da sprach der Wirth: Nun füget euch zu Tisch, wir wollen essen. Die armen Studenten aber baten den Wirth, er wolle sich mit ihnen leiden und ihnen etwas besonderes geben. Sprach der Wirth: Liebe Gesellen, setzet euch nur zu dem Herrn an den Tisch, ich will euch ziemlich halten. Da es der Ritter höret, sagte er: Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen! Unter dem Essen that der Ritter viel gottseliger, freundlicher Reden, daß die Kaufleute und Studenten an ihm verstummten und mehr seiner Worte denn aller Speisen wahrnahmen. Unter welchen er sich mit einem Seufzer erklaget, wie nemlich die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg vonwegen Gottes Worts, dieser schwebenden Händel und Beschwerung halb teutscher Nation versammelt wären, aber nichts mehr auszurichten geneigt, denn gute Zeit mit köstlichem Turnier, Schlitten, Unzuchten, Hoffahrt und Hury verzehren, so doch bevor Gottesfurcht und ernstliche Bitt dazu diente: aber das sind unsere christliche Fürsten! Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von den päpstlichen Irrthümern vergiftet, sondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, denn an den Eltern, in welchen die Irrthümer eingewurzelt, daß die nicht leicht mögen ausgereutet werden. Darnach redeten die Kaufleute auch ihre gute Meinung und sprach der Aeltere: Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie, verstehe mich auf die Händel

nicht besonders, das sprich ich aber, wie mich die Sach ansieht, so muß Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle s[illegible] ich hab auch Muth, noch zehn Gulden ihm zu lieb zu verzehren, daß ich [illegible] beichte, denn ich glaube, er möchte und könnte mein Gewissen wohl un[illegible] richten. Indem kam der Wirth zu den Studenten und sagte heimli[illegible] Habet nicht Sorg für die Zehrung, Martinus hat das Nachtmahl für e[illegible] ausgerichtet. Das freute sie sehr, nicht von des Gelds wegen, sonde[illegible] daß sie dieser Mann gastfrei gehalten habe. Nach dem Nachtmahl stund[illegible] die Kaufleute auf, gingen in den Stall, die Rosse zu versehen. Unterdess[illegible] blieb Martinus allein bei den Studenten, welche ihm seiner Verehru[illegible] und Schenke dankten und dabei merken ließen, daß sie ihn für Ulrich v[illegible] Hutten hielten. Er sprach aber: Ich bin es nicht. Da kommt der Wirt[illegible] Zu dem spricht Martinus: Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann worde[illegible] denn diese Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten. Der Wirth ent[illegible] gegnete: Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther. Da lächelte dieser mi[illegible] solchem Scherz: Die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther, ic[illegible] sollt wohl bald Marcolffus werden. Und nach solchem Gespräch nahm e[illegible] ein hohes Bierglas und sprach: Nach der Landes Brauch, Schweizer, trinke[illegible] mir nach einen freundlichen Trunk zum Segen! und wie Keßler das Glas von ihm empfahen wollte, veränderte er das Glas, bot dafür einen Stintzen mit Wein, sprechend: Das Bier ist euch unheimisch und ungewohnt, trinket den Wein! Damit stund er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel, nahm Urlaub, reichte den Studenten die Hand und sprach: So ihr gen Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymum Schurpfen. Die Studenten entgegneten, sie wollten es willig thun, aber fragten, wie sie ihn nennen sollten, daß er den Gruß verstehe. Martinus erwiderte: Saget nicht mehr denn: der kommen soll, läßt euch grüßen! so versteht er die Worte bald. Also schied er an seine Ruh. Darnach kamen die Kaufleute wieder in die Stube, hießen den Wirth, ihnen noch einen Trunk auftragen, unter welchem sie viel Unterredung hielten des Gasts halber, so bei ihnen gesessen wäre, wer er doch wäre. Doch der Wirth ließ sich merken, er halte ihn für den Luther, und die Kaufleute ließen sich bald bereden und kümmerte sie, daß sie so ungeschickt vor ihm geredet hätten. Sie wollten am andern Morgen desto früher aufstehen, ehe er abritt, und bitten, er wolle nichts an sie zürnen, noch im Argen vermessen, denn sie seine Person nicht erkannt hätten. Das thaten sie und fanden ihn am Morgen in dem Stall; aber Martinus hat geantwortet: Ihr habet Nächt ob dem Nachtmahl geredet, ihr wollet zehn Gulden dem Luther nach verzehren und ihm beichten, wann ihr dann ihm beichtet, werdet ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei. Darnach ist er aufgesessen und auf Wittenberg geritten. Als aber am Samstag darnach die St. Galler in die Stube bei Hieronymo Schurpfen traten, fanden sie Martinum, bei ihnen Philipp Melanchthon. Luther grüßte und lachte, zeigte mit den Fin-

gern und sprach: dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt habe!

So beschreibt Keßler selbst sein erstes Zusammentreffen mit Luther, der eben von der Wartburg zurückkehrte. Keßler mußte zwar in Wittenberg sehr sparsam und eingezogen leben, fand aber in den Vorlesungen und Predigten Luthers für alle Entbehrungen reiche Entschädigung. Nach einem Aufenthalt von einem Jahr kehrte er anspruchslos, aber mit reicher Gabe der Auslegung ausgestattet nach seiner Vaterstadt zurück. Meßpriester wollte er aus Ueberzeugung nicht werden; für evangelische Pfarrstellen war noch nichts eingerichtet; von seinen Kenntnissen hatte er sonst keinen Unterhalt zu hoffen — da faßte der Mann, der das geistige und geistliche Leben Wittenbergs gekostet und liebgewonnen hatte, den Riesenentschluß, noch ein Handwerk zu erlernen und zu betreiben, und trat bei dem Sattler Hans Noll in die Lehre. Allein der Sattlerlehrling war zugleich ein Meister in Schriftauslegung, und Vadian, der den schlichten biederen Mann immer lieber gewann, wußte es einzurichten, daß diese Gabe nicht ins Schweiß- oder Schurzfell vergraben wurde. Hören wir, wie er selbst in seiner Sabbatha seine Berufung erst zum Winkelprediger beschreibt:

„Indem wie ich auf den 9. Tag des Wintermonats wieder von Wittenberg allher gen St. Gallen heimgezogen, ward ich auf den ersten Tag folgenden 24. Jahrs, so man den neunten Jahrstag nennt, von etlichen gutherzigen Männern und Brüdern, vornehmlich von der Weberzunft, desgleichen mein Herr und Bruder Wolfgang Justi Prädikant zu Gast geladen, und nachdem das Mahl mit viel und mancherlei Unterredungen von dem Wort des Herrn vollendet und aufgehebt war, eröffneten sie mir, warum sie mich zu ihrer Wirthschaft berufen hätten, sprechend: Johannes, wir bitten dich, du wollest ansehen Gottes Ehr, Uffnung der Wahrheit und aus brüderlicher Liebe bewegt werden, unser Etlichen, wie wir hie versammelt, wahre hl. Geschicht helfen lesen und erklären, damit wir desto mehr in der Wahrheit unseres hl. christlichen Glaubens mögen unterrichtet werden, so wir anhebend merken, daß wir bisher durch päpstliche Lehre elendiglich verführt und betrogen seien. Auf dieses Anbringen antwortete ich: Ihr, meine Herren und lieben Brüder, Gott sei gelobt, der euch mit gelehrten und verständigen Prädikanten ordentlich versehen hat, die nichts sparen, sondern den höchsten Fleiß ankehren, damit der Irrthum ausgereutet und die Wahrheit gepflanzt werde, daß ihr meines Diensts wohl entbehren möget; aber nichts desto minder wo ihr zusammenkommet, will ich willig sein, mich zu euch fügen und eine besondere Freud haben, mit euch von der Geschicht und Wahrheit unseres christlichen Glaubens helfen reden, lesen und Gespräch halten, damit wir in der Erkenntniß Jesu Christi zunehmen und wachsen mögen. Darnach fragten wir Wolfgang Justi den Helfer, was er dazu wollte reden und rathen, damit wir nicht hinterrucks den verordneten Prädikanten (derhalben er auch geladen ward) verhandlet

und angesehen würden. Antwortet er: Lieben guten Freund und B
euer christlich Fürnehmen gefällt mir wohl und wäre mir eine große F
wo man Gottes Wort und Willen erlernt. Hierauf ward dama
schlossen, daß wir uns all Sonntag und Freitag Morgen wollten i
Becken Haus zusammenfügen, liegt bei St. Laurenzenkirchen. Also l
wir uns auf den nächsten Sonntag nach der Beschneidung Christi zusam
verfügt; nachdem Meldung geschah, was wir lesen wollten, gaben si
für die erste Epistel Joannis zu erklären. Darnach auf den 6. Jan
welcher ist der Dreikönigstag, sind wir das andere Mal zusamme
kommen; vermeint ich, es würde nun ein Anderer und hernach durch
Bank hin Einer nach dem Andern lesen, aber Keiner wollte sich deß erge
sondern vermahnten mich, ich sollte mit der Epistel, wie ich angefa
hatte, fürfahren und die vollenden. Wiewohl mir mein kleinfug
schlechte Erkenntniß nicht unwissend war, doch mußt ich bewilligen, dien
sie wohl von mir für gut meinen Dienst aufgenommen; zudem bedün
mich solch christenlich und brüderlich Anmuthen abstricken unchristlich i
wider die Liebe sein, die wir doch so hoch in dieser gegenwärtigen Epi
rühmten. Da ich mich nun des Aemtles untergeben, sah mich für gut
und nothwendig, damit die Brüder in ein ordentlich Erkenntniß des Gl
bens kommen möchten, die Epistel Pauli zu den Römern, sofern mir G
Gnad mittheilte, zu erklären, für mich nehmen."

Da der Zulauf zu diesen Vorträgen immer größer ward, so gebra
es bald an Raum. Es wurde darum der Zusammenkunftsort erst auf d
Zunftstube der Schneider, dann auf die noch größere der Weber verleg
Hier lehrte Keßler den ganzen Sommer hindurch bis auf Gallus vor Zu
hörern aus allen Klassen der Stadt- und des Landvolks. Wiederholt fo
derte er seine Zuhörer auf, ihn, wo nöthig, zu berichtigen oder auch z
widerlegen, und oft erbot er sich, jeden zweifelhaften, unbefriedigenden ode
wohl gar bestrittenen Satz noch weiter nach der Analogie des Schrift
glaubens zu erörtern und zu beweisen. „Ob aber," sagte der bescheiden
Mann, „Gott hierdurch in den christlichen Herzen etwas Nutz geschaff
habe, stell ich ihm anheim, der ein Erkenner ist aller Herzen; dem sei Lob
und Dank in Ewigkeit."

Bereits war das Interesse, welches die St. Galler Bürger für die
religiösen Fragen der Gegenwart hegten, so groß, daß man, wie der Kaplan
Sicher bemerkt, an allen Enden und Orten der Stadt auf Leute stieß, die
sich über solche Gegenstände besprachen oder sich von irgend Einem, der
hierin etwas mehr als Andere wissen wollte, unterrichten ließen. Kein
Wunder darum, daß, wie Keßler erzählt, die Götzendiener, so dem Papst-
thum noch nicht abgekündet hatten, großen Verdruß ob diesen Lectionen
empfingen, also daß sie Tag und Nacht berathschlagten, wie sie die verlegen
und hinterstellen möchten. Eben um diese Zeit (1524) kam auch Georg
Gügi, Pfarrer von Klein-Rikkenbach, der von dem Landvogt zu Frauen-

feld evangelischer Lehre halb seiner Kirche beraubt und vertrieben worden war, nach St. Gallen. Die im Sommer dieses Jahres zu Baden versammelte Tagsatzung stellte an den Magistrat zu St. Gallen das Ansinnen, diesem vertriebenen Pfaffen, so bei ihnen wider christliche Gewohnheit und Brauch in einer Trinkstube, da sich Gottes Wort nicht gebühre zu handeln, predige, Schweigen aufzulegen und die Stadt zu verbieten. Der Rath, welcher bisher absichtlich die Vorlesungen ignorirt hatte, wagte noch nicht, sich offen für sie zu erklären; andererseits wollte er noch weniger dem evangelischen Prediger wehe thun. Darum beschied er diesen vor sich und bat ihn freundlich, gemeinem Frieden zugut eine Zeit lang die Stadt zu verlassen; so ers begehre, möge er in Monatsfrist wiederkommen. Gügi gehorchte, aber die Lectionen erlitten dadurch keinen Abbruch. Als aber auf Mitte Augusts wieder ein Tag gen Baden verschrieben war, wurde ein noch ernsteres Warnungsschreiben an St. Gallen erlassen: Die Stadt solle „nicht ferner ungeweihte Leute und Buben predigen lassen, sondern Prediger dahin thun, denen Solches zustehe, damit Ruh und Guts und nicht, als bisher geschehen ist, mehr Args daraus erwachse; ihr die neuen Orte lieber lassen sein denn solche Buben und Winkelprediger; denn es weiter nicht möge erlitten werden." Namentlich wurde darüber Klage geführt, daß ein Keßler wider allen Brauch und Gewohnheit in einer Trinkstube ketzerisch predige. Keßler selbst bemerkt hiezu: „Ist dazumal aber von den Eidgenossen verstanden worden, es sei ein Keßler, der sich im Lande hin und her mit Schüsseln, Pfannen und Kessel butzen ernähre, und nicht daß er von dem Geschlecht diesen Namen habe." Die Schrift brachte den Rath in neue Verlegenheit: er wollte sich nicht ansehen lassen, als ob er Gottes Wort niederlegen und seinen Lauf verhindern wollte, und doch fand er kein Mittel, diese Winkelpredigten zu rechtfertigen. Er beschloß, Einen der angesehensten Rathsfreunde (Vadian?) zu beauftragen, daß er Keßler zu sich bescheide und durch Vorhaltung der Gefahren, welche diese Vorlesungen erweckten, bestimme, freiwillig vom Vorlesen abzustehen. Dieses geschah und Keßler antwortete: „Nie wollte ich mich hervordrängen, sondern was ich that, geschah fast ohne mein Zuthun, auf vielfältige Aufforderung, freilich auch in dem Bewußtsein, daß ich bei so vielem äußeren und inneren Beruf dazu mich dessen nicht wohl entschlagen möge. Stets aber habe ich gewünscht, eines Geschäfts entledigt zu sein, zu dem ich mich denn doch untüchtig finden mußte, und welches überdies der Erlernung meines Handwerks Abbruch that. Darum soll es mich herzlich freuen, wenn ohne Beschwerung meines Gewissens, ohne Nachtheil für meine Lehre und ohne öffentliche Aergerniß Rath geschafft werden kann, mich dieser Sache zu entledigen. Nur darf dies keineswegs von mir ausgehen, um allen Verdruß mit denen, die mich zu solchem Werk ausgesehen hatten, zu verhüten, was mir in der That wichtig und schwierig vorkommt." Auf dieses hin beschloß der Rath, die so anstößigen Vorlesungen eingehen zu

lassen, ordnete aber dafür an, daß von nun an wöchentlich statt einer ⸗
digt drei Predigten, nemlich Sonntags, Mittwochs und Freitags geh[illegible]
werden sollten. Dieser Beschluß ward Keßlern eröffnet, und derselbe
sprach sich ihm zu fügen. Zwar seine Brüder baten ihn nicht abzuste[illegible]
er antwortete ihnen aber in ächt evangelischem Geiste: „Es ist ja w[illegible]
Gottes Wort ist an Niemanden bunden, darum ist es auch nicht an [illegible]
gebunden, und begehre gleichermaßen von euch, ihr wollet es eine Zeit l[illegible]
stillhalten, angesehen unserer Obrigkeit Verbot, und gemeine Unruh[illegible]
vermeiden. Auch ist es nicht der Fall, daß es so hoch nöthig wäre, da
jetzt an Gottes Wort keinen Mangel leidet, sondern mit ordentlichen P[illegible]
digern treulich versehen seid. Wäre aber Mangel und Theuerung in di[illegible]
Hinsicht, dann bäten wir wohl Gott, uns solchen Muth zu geben, daß [illegible]
mit St. Peter sprechen möchten: Wir sind Gott mehr schuldig als [illegible]
Menschen!"

3. Laienprediger in der Kirche.

Die Privatvorlesungen hörten gleichwohl nicht auf. Um diese Z[illegible]
kehrte Wolfgang Schorant genannt Ulimann, Sohn eines St. Gallisch[illegible]
Zunftmeisters, der in Chur dem Mönchsstande entsagt hatte, in die He[illegible]
math zurück, um hier bei seinem Vater ein Handwerk zu erlernen. An ih[illegible]
richteten nun die Brüder die Bitte, er möge an Keßlers Stelle die Bibe[illegible]
stunden halten. Er willigte ein, und der Zudrang zu seinen Vorträge[illegible]
ward schon nach wenigen Stunden so groß, daß die Zuhörer in die S[illegible]
Mangenkirche zu übersiedeln Miene machten. Der Abt aber, dessen Lehe[illegible]
die Kirche war, ließ die Thüren schließen. Wie sich nun des Morgens vo[illegible]
der Kirche eine große Menge Volks versammelte, predigte Ulimann vo[illegible]
der Kirchhofmauer herab. Das geschah dreimal. Es war aber im Winter
monat und sehr kalt und unleidig, besonders den Frauen, und entstun[illegible]
unter dem Volk eine Klage, es wäre zu erbarmen, daß die Säufer und
Fresser, Spieler und Hurer eigene Häuser hätten, und Gottes Wort möchte
nicht ein Hüttli überkommen, dahinter man sich vor dem Ungewitter be-
wahren möchte. Es wurde nun der geräumige Platz auf der Metzg am
Rindermarkt als Versammlungsort gewählt. Nachdem aber dem Ulimann das
öftere Lesen zu beschwerlich wurde, ersuchten die Brüder Keßler aufs Neue,
er möchte wenigstens mit Jenem abwechselnd die Lectionen wieder halten.
Keßler verwies sie auf den gelehrten, frommen und verständigen Mann,
den Schulmeister Dominicus Zili, welcher auch zusagte unter der Be-
dingung, daß sich Keßler gleichfalls zur dritten Abwechslung verstehe. Dieser
willigte endlich ein. Die Metzg aber, wie weit und breit sie war, wurde
doch von der Menge der Bürger durch alle Winkel ausgefüllt, so daß man
ängstlich ermaß, wie gefährlich es bei Ausbruch eines Feuers wäre, in einem
Hause versammelt zu sein, da nicht mehr denn eine Treppe wäre, durch
welche man in Eile nicht ohne Schaden möchte hinabkommen. Zudem hatte

das Haus großen Ungunst und Aufsatz von den Päpstlern auf sich geladen, als ob darin in den Winkeln Unzucht getrieben würde; darum wandte sich ein großer Theil der Bürgerschaft an den Rath mit der Bitte, daß man ihnen eine Kirche vergönne. Dieser gestattete, daß man in der Pfarrkirche zu St. Lorenzen die Lection halte, und am kommenden Sonntag den 2. Februar 1525 ward zum ersten Mal von ungeweihten Personen wider alle Gewohnheit in der Kirche gelesen und gelehrt. Diese Lesung verwandelte sich später in die s. g. Frühpredigt, die bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts unter dem Namen Läse jeden Sonn- und Feiertag Morgens um fünf Uhr zu St. Laurenz abgehalten wurde.

4. Der Rath entscheidet sich.

Je mehr die reformatorische Bewegung in der Stadt St. Gallen Eingang fand, desto mehr wurde der Rath zu einer Entscheidung hingedrängt, schon um den bürgerlichen Frieden seiner Unterthanen zu erhalten, dann aber auch um der Bewegung Herr zu bleiben und die Reformation nicht zur Revolution ausarten zu lassen. Während laut gegen den Greuel des Papstthums gepredigt wurde, war an den päpstlichen Ceremonien noch nichts geändert. Als Stützen der römischen Kirche standen an der Pfarrkirche zu St. Laurenzen noch immer drei Terminirer (Bettelmönche), ein Barfüßer, ein Prediger und ein Augustiner, die nach gewohnter Weise im Predigen nnd Messelesen fortfuhren. Schon war es des Oefteren auf den Straßen zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen; die Priester wurden vom Erstenbesten, der ihnen begegnete, über die Schriftmäßigkeit ihrer Lehre zur Rede gestellt. Um dieser Unordnung zu steuern, ohne den Zuhörenden das Urtheil zu benehmen, ernannte der Rath eine eigene Kommission von vier Schiedleuten in Religionsangelegenheiten, damit bei ihr Jeder seine etwaigen Bedenken und Klagen vortragen und Belehrung erhalten möge, ohne ferner ein Gespräch auf der Gasse anzustellen. Wer aber fernerhin einen Priester zu Rede stelle oder schelte, der sollte nach Verdienst gestraft werden. Zu Schiedsleuten wurden aber nur evangelisch Gesinnte gewählt, nemlich Pfarrer Burgauer, Helfer Wetter, Rathsherr Vadian und Stadtschreiber Fechter.

Am 5. April 1524 erließen Bürgermeister und klein und groß Räthe der Stadt St. Gallen das erste Mandat, betreffend den jetzt schwebenden evangelischen Handel. Dieses lautete: „Dieweil zu diesen Zeiten viel und mancherlei Zwiespaltungen lehren, so dem christlichen Volk unter dem Namen des Gotteswortş verkündet, daraus mancherlei Aergerniß, auch Verwirrungen der Gewissen, daraus zu besorgen Zerrüttung brüderlicher Liebe und demnach allerlei Zank und Neid und Unwill verursacht möchten werden, Solches fürzukommen, sondern die Lehr des Allmächtigen, auch Liebe des Nächsten zu uffnen, ist eines großen Raths der Stadt St. Gallen

ernstliche Bitt und Meinung, daß ihre Seelsorger und Prädikanten in ih
Pfarrkirche nun fürohin an den Kanzeln nichts predigen und dem V
verkündigen, denn das heilige Evangelium hell, klar und nach recht
christlichem Verstand, ohne Einmischung menschlichen Zusatzes, der a
biblischer Geschrift nicht gegründet ist, und sie nicht mit dem Evangel
und biblischer Geschrift erhalten und beweisen mögen; doch dabei vermeid
und unterlassen alle Schmutzreden und Stupffung, so zu Bewegung d
Obrigkeit reichen mögen, sondern allein das sagen, so zu wahrer E
Gottes, auch zu Beruhigung der Gewißheiten dienet, dazu was in Gott
Lieb und des Nächsten leitet. Deßgleichen daß die Beichtväter ihre Kind
getreulich unterrichten und ihnen überall nichts fürhalten noch lehren, da
der Lehr der Seelsorger widerwärtig sei; denn welcher dawider handelte un
thäte, dem würde Solches nicht nachgelassen sondern begegnen nach Gestal
der Sachen, daß er sollt wollen, er wär müßig gangen. Item und o
Einer der Prädikanten oder Seelsorger in ihrer Pfarrkirche an der Kanze
etwas predigte, und Jemand, er wäre geistlich oder weltlich, vermein
würde, daß Solches wider das Evangelium und biblische Geschrift wäre,
so soll doch Niemand so frevel oder grob sein, daß er Solches weder öffentlich in der Kirche widerspreche, noch darnach den Prädikanten unter Augen verweise, oder sonst ein Geschrei daraus mache, sondern zu Vermeidung von Unruh und Widerwärtigkeit, so daraus möchte erwachsen, sind verordnet vier Mann, zu denen soll und mag er gehen und denselben Solches vorhalten. Die sollen dann denselben beschicken, so beschuldigt wird, verhören und demnach in der Sach handeln nach Gestalt der Sach und ihrem Befehl. Denn welcher Solches übersehe und einen Prädikanten beschreie oder zu Red setze, den wird man darum strafen nach seiner Verschuldigung. Item als dann aus den Lehren und Predigten zu dieser Zeit mancherlei ungleicher Verstand und Meinung gewachsen, daß Einer Dieses, ein Anderer ein Anderes halten und glauben will, dadurch zu Zeiten mit unbehutsamen Worten in einander wachsen, einander grobe oder unleidliche Scheltworte geben, Ketzer, Buben u. dergl. schelten, daraus groß Zwietracht, Zerwürfniß und Aufruhr erwachsen mögen: Solches zu verhüten, hat ein ehrsamer großer Rath verboten, daß hinfür Niemand nirgends in der Stadt und Gerichten, weder geistlich noch weltlich, Mann noch Frauen, jung noch alt, den Andern weder Ketzeren, bös Christen, Schelmen, Buben oder dgl. schelten noch heißen soll, weder unter Augen noch hinterrucks, zu Buß ein zwei Pfund Pfennig, so oft das geschieht, unablaßlich zu geben, und ob Einer den Andern unter Augen so frevenlich einen Ketzer, bösen Christen, Schelmen oder Buben Sachen halb den Glauben betreffend schelte und daraus ein Zerwürfniß, es wäre mit Schlagen, Messerzucken, Hauen oder Stechen geschehe, soll der, der den Anderen ketzeret, geschelmet und bubet hat, Anfänger sein und die Buße nach der Stadt Recht und dazu die zwei Pfund Pfennig vonwegen der Scheltworte ausrichten."

Gleichzeitig erließ der Rath den Anfang einer **Zuchtordnung**, betreffend das Schwören, Gotteslästern und Zutrinken, dadurch der allmächtig Gott groſslich entehrt, gelästert und dadurch zu schwerer Straf, nicht allein die das thun, sondern auch die Obrigkeit, die Solchem mit strenger Strafe nicht fürkommt, geursacht wird. Ebenso erging eine Verordnung, „betreffend den gemeinen **Stock** in der Kirche, Sammlung und Austheilung gemeinen Almosens". Der Katholizismus hatte wie überall so auch in St. Gallen den faulen und unverschämten Bettlern allen Vorschub geleistet. In der reichen Stadt trieb sich eine Menge Landstreicher und fremder Bettler herum, die unter dem Privilegium der Armuth allerlei Bubereien verübten und den würdigen Armen ihre Unterstützung entzogen oder minderten. Kranke und mit eckelhaften Gebrechen Behaftete saßen und lagen, mehr den Eckel als das Mitleiden der Vorübergehenden erweckend, vor den Kirchthoren und an den Straßenecken, und Kinder mußten häufig selbst bei harter Kälte sich für die Nacht auf offener Straße ein Lager suchen. Klein und groß Räthe verordneten nun, es solle in der St. Laurenzenkirche ein Stock aufgestellt werden, worin Jedermann seine Almosen einlegen könne. Zwei Rathsglieder sollten ferner mit dem Säckle in der Kirche herumgehen und den Ertrag der Collekte ebenfalls in den Stock legen; die Prediger aber sollten das Volk vermahnen, um Gottes und brüderlicher Liebe willen den Armen mit mildreicher Hand beizustehen. Mit der Verwaltung und Austheilung des Armengelds wurden vier Rathsmitglieder betraut. Sobald die neue Einrichtung ins Leben getreten war, wurde allen armen Bürgern verboten, daß weder sie noch ihre Kinder vor den Kirchthüren und Häusern mehr betteln noch in die Spenden gehen, sondern sich mit dem begnügen sollen, was sie wöchentlich je am Freitag auf dem Rathhaus aus dem Stock erhalten werden. Benachbarten Armen ward wie bisher gestattet die Spenden zu besuchen und vor den Häusern zu betteln, dagegen sollte ihnen aus dem Stock keine Unterstützung zu Theil werden. Landfremde Bettler sollten gar nicht mehr geduldet werden, sie mögen über Nacht im Seelhause Herberge haben, des Morgens zwei Kreuzer empfangen und dann ein halbes Jahr sich nicht mehr sehen lassen, bei Strafe nach Umständen. Der armen Schüler wegen ward verordnet, daß der Stadtschulmeister nicht mehr als zehn bettelnde Schüler beibehalten solle, welche man aus dem Stock unterstützen werde, damit sie nicht vor den Häusern betteln; er solle sich aber befleißen, die inländischen Schüler zu erhalten und Ausländer fahren zu lassen.

Es war dem Rath auch Ernst, seinen Mandaten allen Nachdruck zu geben. Zwei Bürger, die auf dem Kirchhof Weihwasserstöcke umgeworfen hatten, wurden mit achttägigem Gefängniß bestraft und zum Schadenersatz angehalten. Vier andere, die in der Nacht ein Bildhaus auf Kugelmoos geplündert hatten, wurden sammt dem Eigenthümer, der im Scherz bedingte Erlaubniß zur Wegtragung der Bilder ertheilt hatte, jeder um fünf

Pfund Pfennig gestraft. Fünf angesehene Bürger, welche bei der F
leichnamsprozession ihre Ablaßbriefe vor die Fenster gehängt hatten,
den gleichfalls zur Strafe gezogen. Nicht das Aufgeben des Alten,
aber die Auswüchse des aufkommenden Neuen hinderte der Rath.
war bisher von allen Priestern Messe gelesen worden; aber mit An
des Jahres 1525 erklärte der Pfarrhelfer Wetter öffentlich, daß er es
noch aus Schonung der Schwachen und zur Vermeidung eines Aufru
gethan habe; nun aber scheine es ihm unvereinbar, wider diesen M
brauch zu eifern und denselben doch zu handhaben; er unterlasse darum
Messe von nunan und wolle lieber die Päpstler ärgern, als die Gläubi
an Gottes Wort. Unterdessen fuhr Pfarrer Burgauer mit den mei
übrigen Priestern noch ein paar Monate mit Messelesen fort, bis ihm
anonymer Brief zukam, in welchem er gewarnt wurde, sich nicht län
der aus dem Messelesen drohenden Gefahr auszusetzen. Dieser schüchte
ihn ein, und die übrigen Meßpriester zogen sich von dieser Ceremonie n
und nach auch zurück, so daß die Messe ohne weltlichen Befehl abgescha
wurde. Der Rath selbst wollte überall nichts Anderes sein als der Vo
strecker der öffentlichen Stimmung, welche er aufs Sorgfältigste erkunde
um darnach sein Thun und Lassen einzurichten. Der oben gemeldete Vo
gang mit Plünderung der Bilder gab ihm Anlaß, alle Bilder und Bil
stöcke, so hin und her auf den Straßen, unter den Brunnen und an de
Häusern aufgerichtet und angenagelt waren, abbrechen und zerstören z
lassen. Auch ward den Kirchenpflegern aufgetragen, aus der St. Lauren
zenkirche unvermerkt Tafeln und Bilder wegzuschaffen. „Von wegen sol
cher Aenderung, sagt Keßler, hat eine Stadt von etlichen Orten und für
nemlich Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug viel Drohun
erdulden müssen, aber allweg mit Gottes Beistand und Behilf und Trost
der Wahrheit tapfer hindurchdrungen."

Auch in Betreff der Klöster erging der Anstoß nicht vom Rath, sondern von der Bürgerschaft. Zwar hatte jener schon im Jahr 1524 die Klosterfrauen zu St. Katharina und St. Leonhard vermöge des Territorialrechtes und weil sie meist Bürgerkinder waren, auffordern lassen, daß sie über ihr zeitliches Vermögen Vögte von ihm annehmen, ihre Väter (Visitatoren) verabschieden und sich bei diesen bedenklichen Zeiten gänzlich unter seinen Schutz und Schirm begeben möchten; aber die Nonnen versuchten mit aller Weiberlist auszuweichen. Endlich erhob sich unter der Bürgerschaft ein Gemurmel, wie ungehorsam die Nonnen der Obrigkeit seien, und ein aufgeregter Volkshaufe glaubte ungestraft an ihnen Frevel ausüben zu dürfen. Eine lose Menge zog in der Fastnacht vor das Kloster St. Leonhard, forderte Essen und Trinken und warf, als sie nicht eingelassen wurde, unter Schimpfreden und Drohungen die Fenster ein. Noch schlimmer machten es am Abend des Palmsonntags Andere, deren Anführer sogar ein Zunftmeister war: anfänglich begehrten sie gegen Bezahlung Wein,

und da er ihnen verweigert wurde, verlangten sie Einlaß in das Kloster, um die Väter zu suchen, weil sie wissen möchten, Wen die Nonnen als ihre Obern anerkennen, weil sie der Stadtobrigkeit nicht gehorchen. Die Zahl und Zügellosigkeit der Lärmenden wuchs immer mehr. Endlich stiegen sie über die Mauern, sprengten die Hausthüre ein, tobten durch das ganze Kloster und zerschlugen Alles, was ihnen von Schränken und Kästen nicht sogleich geöffnet wurde. Eine der Schwestern läutete Sturm: Alles vergeblich. Etwa 300 Männer und mehr als 60 Weiber forderten Essen und Trinken und tranken den guten Nonnen innerhalb zwei Stunden wohl drei Saume ihres besten Weines weg. In der Trunkenheit zerschlugen sie die Fenster, packten Garn und Hausgeräthschaften ein und berathschlagten sich, die ganze Nacht im Kloster zuzubringen. Endlich konnten die Nonnen um Hilfe zu dem Bürgermeister senden, der sofort den Rath versammelte und den Unterbürgermeister Müller und den Rathsherrn Doctor von Watt hinsandte, um Ruhe und Ordnung herzustellen. Am nächsten Rathstage wurde der Zunftmeister, der sich bei dem Angriff betheiligt hatte, mit scharfem Verweis seiner Stelle entsetzt, den Nonnen aber ward angesagt, daß sie um des Sturmläutens willen den Schaden selbst zu leiden hätten; auch wurden sie gefragt, ob sie zwei Vögte annehmen wollten, widrigenfalls sie die Stadtgerichte zu räumen hätten, da sich die Obrigkeit um ihrer willen keinem solchen Auflauf mehr aussetzen wolle. Sie willigten in die Bevogtung mit der Bitte ein, daß man sie in ihrem geistlichen Leben und Herkommen verbleiben lasse. Kurz darauf wurden alle Zünfte versammelt und bei Strafe von 24 Pfund Pfennig verboten, weder dem Kloster und den Schwesterhäusern, noch irgend einem Priester etwas zu Leide zu thun. Wer dawider handelte, solle zu seinem Leib und Leben gegriffen werden.

5. Wie Doctor Joachim von Watt auf einem Tag zu Zug (1524) ist mißhandelt worden.

Wie sehr auch auswärts Vadian als die Seele der ganzen reformatorischen Bewegung seiner Vaterstadt betrachtet und darum von den Feinden des Evangeliums gehaßt und bedroht wurde, mag folgender Bericht, den Keßler in seiner Sabbatha gibt, zeigen:

„Wie in diesen Tagen St. Gallen sammt den anderen Orten gemeiner Eidgenossenschaft auf einen Tag, gen Zug angestellt, verschrieben wurde, ist durch unseres ehrsamen Raths Botschaft, nemlich aus besonderer Freundlichkeit und Weisheit Herr Doctor Joachim von Watt und Unterbürgermeister Andreas Müller gehorsam erschienen. Nun war aber dieser ehrwürdige Herr Doctor bei etlichen vorgenannter Orte Rathsboten als Hauptketzer, aus welches Rath und Anschlag alle Dinge bei uns und an mehr Orten geregiert würden, zudem ein Präsident auf der Disputation zu Zürich und treffenlicher Handhaber und Verfechter Zwinglischer

Ketzerei verunglimpft und verläumbet, derhalben sie gegen ihm in hitzig Eifer verbittert und entzündet sind worden. Demnach er auch auf diese Tag seinen Befehl zugleich anderen auszurichten fürnahm, mochte er kau seinen Mund aufthun, sind Etliche (ich will sie nicht nennen) gegen i aufgewüscht und ob gemeldeter Verunglimpfung Scheltwort vorgeworfe aber vonwegen zorniger Unbescheidenheit und Frevel mocht ihm Veran wortung nicht gestattet werden, sondern ein guter Gönner hat ihn bei de Rock erwüscht und zu der Thür aus begleitet. Indem ist ihm Ein begegnet auf dem Weg gegen der Herberg, ein besonderer guter Freun und Gönner, der ist ihm helflich worden, wie er ihn möchte still und hein lich davon bringen, denn er sie nicht wollte den Stallknechten, so der He ren Willen wissen und zuvor ihn mit unbescheidenen groben Liedlein übe sungen hatten, in der Herberge vertrauen. Haben nicht Sicheres finde mögen, denn daß er Stiefel und Sporn, Roß und Wadt, damit man sic keines Abschaids zu ihm versehen möchte, in der Herberge bleiben lassen sind mit gewachem Tritt durch die Stadt gangen, sam sie spazieren un die Gebäude sehen, und im selben vor das Thor und alsbald in ein stainig Gassen ab der Straß über den Berg ausgestiegen; und wiewohl der Herr Doctor groß und faist, schwer und laistig, doch ward er über die Haag zu klimmen, durch die Berg staigen gar ruhig und freudig. Nun war es gar ein Regentag und ganz unlustig zu wandeln, wissen nicht, wo sie wieder an die rechten Straßen kommen oder wo sie ereilet und verkundschaftet würden. Indem begegnet ihnen ein Bauersmann, tragend eine Axt über den Achseln, und damit er keinen Argwohn ob ihnen empfahen möchte, warum sie zu Fuß und in solchen Abweg treten wären, sprachen sie: Es wäre ihnen angezeigt, wie der Abt von Kappel hübsche Pferde habe, die wollen sie besehen und ihm die, ob sie ihnen gefielen, abkaufen; er wolle ein gut Trinkgeld nehmen, wenn er sie bis gen Kappel auf rechter Straße (dann sie verirrt seien) leiten wolle. Da der Bauer von dem Trinkgeld sagen hört, ward er munter und gutwillig. (Wie ich diese Historie von Herrn Doctor hört mündlich sagen, sprach er mit lächelndem Munde: Ich vermaint, der Bauer wollte mich mit der Axt an den Kopf schlagen.) Als sie ganz naß von Regen gen Kappel kommen, sind sie von dem Herrn Abt freundlich empfangen und sich ob solchen unerwarteten Gästen verwundert und sie mit seinem Gewand bekleidet. Ohnlang darnach ist eine Red ausgegangen, wie diese Meßhändler haben fürgenommen, wo ihnen der Herr Doctor in ihre Hände worden wäre, sie wollten ihm doch die Ohren abgehauen und Naslöcher geschlitzt haben. Aber der Herr Doctor nach seiner angebornen Güte und christlicher Geduld hat er solch gefahrliche Mißhandlung gegen seinen Herren nicht aufs Höchst (größere Unruh zu vermeiden) klagender Weis wollen anzeigen, sondern ihrer Unwissenheit zugernhabt. Ja, als nach etlichen Monaten aus gewissem Anlaß Einige von den Fürnehmsten aus denselbigen in unsere Stadt kamen, hat sie Vadian freundlich

gegrüßt und mit Führen unter den Armen, auch in andere Weg geehrt, größere Unruh zu vermeiden und neue Freundschaft zu pflanzen."

6. Die Wiedertäufer.

Noch ehe die evangelische Partei in St Gallen sich in sich selbst fest gesammelt und in bestimmten Lehrsätzen und Kirchengebräuchen sich einen bestimmten Ausdruck gegeben hatte, drohte ihr im Innern tödtliche Zerklüftung. In Zürich hatte sich der Zwiespalt zum ersten Mal bei dem Gespräch des 26. Octobers 1523 kundgegeben, und der, welcher ihn erregte, war der frühere begeisterte Schüler, der jetzige Schwager Vadians, der geistreiche und hoffnungsvolle Humanist Conrad Grebel, der erst seit Kurzem begonnen hatte, sich mit theologischen Fragen zu befassen. Grebel hatte sich leider nicht, gleich seinem Schwager, noch zu rechter Zeit von den Ausschweifungen eines wilden Studentenlebens losgerissen, sondern in ihnen das Maß und die Ruhe des Geistes eingebüßt, Krankheit und Todeskeim von der Universität mit nach Hause gebracht. Außer der Begier nach schrankenlosem Lebensgenuß beherrschte ihn maßloser Ehrgeiz, und das Mittel zu dessen Befriedigung fand er in einem auf das kirchliche Gebiet übertragenen Radicalismus. So wurde er der Züricher Carlstadt. Zwingli ging ihm nicht weit genug; er wollte ihn überbieten und überholen. Schon bei dem genannten Gespräch hatte er die Vermischung des Abendmahlsweins mit Wasser, den Gebrauch des ungesäuerten Brods, den Empfang des Abendmahls aus den Händen des Priesters als Mißbräuche bezeichnet, die zu beseitigen seien. Damals wurden die Streitpunkte als unerheblich bezeichnet; aber der Zwiespalt lag tiefer. Für Grebel und seine Anhänger war die Zwinglische Reformation nicht biblisch genug; Zwingli binde, sagten sie, und verkehre das Wort Gottes. Vollends unerträglich dünkte ihnen, daß Zwingli dem Rath die Entscheidung anheimstellte, statt dem Geiste Gottes. Eine Anzahl andächtiger, schwärmerisch erregter Handwerksleute verband sich mit Grebel, um mit der Bibel in der Hand von allem alten und neuen Kirchenwesen, von allem Buchstabendienst, wie sie es nannten, sich loszusagen und nach dem Vorbild der apostolischen Gemeinden ein unschuldiges heiliges Gottesvolk zu sammeln. Je mehr sie sich in die Anschauung der apostolischen Gemeinden versenkten, desto radikaler brachen sie mit allem Bestehenden. Sie fanden, daß die Apostel und deren Schüler nichts von Zins und Wucher, von Zehnten und geistlichen Pfründen wissen, darum verwarfen sie dieses Alles und richteten Gütergemeinschaft auf. Die ersten Christen führten kein obrigkeitliches Amt, noch brauchten sie das Schwert, darum galt ihnen alle weltliche Regierung, aller Gebrauch der Gewalt und des Schwertes unter Christen unstatthaft. Mit großer Nachsicht verfuhr man in Zürich gegen die neue Sekte, bis die Verwerfung der Kindertaufe bei ihr fester Grundsatz geworden und durch die Weigerung mancher Eltern, ihre Kinder tau-

fen zu lassen, der Gegensatz der Lehre zur unverhüllten Auflehnung g
die Zwinglische Staatskirche gediehen war. Am 18. Januar 1525 i
eine feierliche öffentliche Disputation mit den Wiedertäufern gehalten
nachdem Zwingli gesiegt, erfolgte alsbald das Gebot der Kindertauf
Strafe der Landesverweisung. Die Verfolgung machte sie, die bi
blos wider die Kindertaufe gewesen waren, zu eigentlichen Wiedertäu
die damit anfingen, sich selbst von einander taufen zu lassen. Durch
Behauptung von der Nothwendigkeit der Wiedertaufe, welche se
Münzer nicht aufzustellen gewagt hatte, ward der gesammten Christen
die Christlichkeit abgesprochen, das letzte Band mit Vergangenheit
Gegenwart zerschnitten. Zwingli, der selbst eine Zeit lang der Kindert
abgeneigt gewesen war, mußte durch diesen Schritt erst vollends
erklärte Gegner der Sekte werden. Während aber in Zürich durch ev
gelische Belehrung, durch Kerker und Geldbußen der täuferischen Be
gung Einhalt gethan wurde, verbreitete sich durch die vertriebenen u
flüchtigen Brüder Lehre und Taufe in der Nachbarschaft. Neben Wal
hut und Schaffhausen hatten sie es zunächst auf St. Gallen abgesehen.

Ein Anhänger Grebels, der Weber Laurenz Hochrütiner, war, als
gegen Ende des Jahres 1523 wegen Bilderfrevels aus Zürich verban
worden, nach seiner Heimath St. Gallen gewandert und hatte die Sek
dahin verpflanzt. Als Keßler bei einer seiner Vorlesungen aus Vera
lassung des Textes Röm. 6. der Kraft des Wortes Taufe und seiner B
deutung gedachte, hub Hochrütiner seine Stimme auf und hieß ihn mit de
Worten schweigen: Ich vermerk aus deinen Worten, daß du meinst, ma
möge die Kinder taufen. Dieses Mal ward der Streit noch geschlichtet
aber kurze Zeit darnach brachte Hochrütiner einen Brief C. Grebels zu
Kenntniß der Brüder, in welchem dieser „Erzwiedertäufer" erklärte, all
Reden Keßlers über die Taufe wären des Teufels, und die Brüder sollten
sich ernstlich vor ihm hüten. Also kam eine Spaltung unter die Brüder
gesteigert durch den Uebertritt Wolfgang Schorants zu den Täufern
Dieser Mann wanderte nach Schaffhausen, um von Grebel in die neu
Lehre eingeweiht zu werden und die Taufe zu empfangen; er kam (nach
Keßlers Worten) in so hohe Erkenntniß des Wiedertaufens, daß er nicht
wollte mit einer Schüssel mit Wasser allein begossen, sondern ganz nackend
und bloß hinaus in den Rhein von dem Grebel untergedrückt und bedeckt
werden. Als er wieder heimgekommen, rühmte er sich großer Heimlichkeiten und Offenbarungen, die ihm auf der Fahrt begegnet wären; „derhalben viel Brüder ganz hitzig und durstig wurden, zu verhören, was doch könnte sein."

Am 18. März 1525 versammelte sich eine große Menge der Brüder
auf der Weberstube am Markt, der Meinung, den Wolfgang Ulimann zu
bitten und berufen, ob er dem Dominico Zili Schulmeister wollte helfen
die Lection in der Kirche zu versehen, ob man den Grund der Seligkeit

möchte erfahren. Er aber bald auftrat da mitten in der Stuben unter die Brüder und sprach mit heller Stimme: „Der himmlische Vater hat mir eingegeben, ich soll sein Wort nicht in der Kirche verkünden an der Kanzel (es waren damals noch die Bilder in der Kirche), denn daselbst ist je keine Wahrheit gesagt, noch mag da keine gesagt werden. Wo man ihn aber sonst begehret, es sei am Markt oder auf dem Brühl, wolle er willig sein zu offenbaren, was sein himmlischer Vater ihm offenbare. Acht Tage darauf erfolgte Grebels Ankunft, der nach jubelndem Empfang zur Sitter voranging und öffentlich die Taufe ertheilte. Grebel reiste zwar bald wieder ab; um so entschiedener predigte nun Ulimann und nannte die Obrigkeit Heiden, so sich wider Christum auflehnten. Unmöglich konnte der Rath dem Unfug länger zusehen: schon standen die evangelischen Kanzeln fast einsam, während die Gemeinde der Getauften, die sich um Ulimann und Andere zum Brodbrechen und zur Erbauung versammelte, auf achthundert St. Gallische Einwohner anwuchs, und man täglich Leute aus Appenzell und dem Gebiet des Abts nach dem neuen Jerusalem kommen und um ihr Heil besorgt die Taufstätte aufsuchen sah. Da entbot sich Vadian vor einem Rath mit göttlicher Geschrift beizubringen, wie der Wiedertäufer Ordnung und Brauch zu predigen wäre ein unordentlicher Frevel, wider der Apostel Brauch und Lehr und ohn allen christlichen Beruf aus eigener Wahl fürgenommen, und stellet seine Gründe in Geschrift. Da entboten sich die Wiedertäufer, ihre Antwort auch in Geschrift zu verfassen. Also ward beider Parteien Vortrag einem ehrsamen großen Rath geschriftlich überantwortet. Die Wiedertäufer aber vermeinten mit ihrer Antwort des Herrn Doctors Geschrift ganz verlegt und gestürzt zu haben und fingen an die Sache gewaltig in die Hand zu nehmen.

Es war dem Magistrat nicht zu verdenken, daß ihn die Wiedertäufer in große Verlegenheit brachten. Er mußte sich wohl fragen, ob ihm das Recht zustehe, den Täufern in den Weg zu treten? Die religiöse Begeisterung, die unverkennbar aus ihrem Thun hervorleuchtete, gebot Achtung, während die schwärmerischen Ueberschwänglichkeiten mindestens Furcht vor den Folgen eines gewaltsamen Widerstandes erweckten. Vor Allem konnten sich die Wiedertäufer darauf berufen, daß über die Statthaftigkeit der Kindertaufe bei dem Mangel eines unzweifelhaften biblischen Zeugnisses unter den Evangelischen selbst Ungewißheit und Schwanken herrsche. Außerdem gebot die Unsicherheit der öffentlichen Zustände Vorsicht und lähmte überall den Arm der Obrigkeit. Man lebte in der Zeit des Bauernkrieges, und wenn auch Täuferei und Bauernaufruhr keinen bewußten Zusammenhang hatten, so wurde doch durch die Ohnmacht der Obrigkeiten das Wirken der Täufer wesentlich befördert und beschützt. Unter diesen Umständen war es von höchster Wichtigkeit, daß der von Vadian um Hilfe angesprochene Zwingli aufs Entschiedenste gegen die Sekte auftrat, bei welcher es sich, wie er erklärte, nicht sowohl um die Taufe, als um die Spaltung und

Ketzerei handle. Zwingli schrieb jetzt seine Schrift „vom touf, vom widerto
und vom kindertouf" mit einer Zuschrift an die Gemeinde zu St. Gall
vom 27. Mai 1525. Er sagt im Eingang derselben: „Mich bedauret sel
das Ungewitter, das bei euch in die Bluſt des aufwachsenden Evangel
gefallen ist. Verwunder mich aber nit fast darob, denn der Feind thut ih
nit anderst; wo Gott je und je sein Wort geöffnet, hat er seinen Unsame
darunter gesäet." Am Schluß schreibt er: „Hierum, fromme, weise Herre
und Brüder, wie ihr bisher in weltlicher Weisheit wohl berühmt seid un
mancherlei Betriebsamkeit, also sehet zu dieser Zeit, da uns der Teufel als
ansicht, daß, wo das Schwert nicht hinkommen mag, er es mit Zwietrach
der äußerlichen Dinge versucht, ja sehet auf alle Wind und Weg, daß euc
Niemand das Evangelium zwieträchtig mache. Denn es sind viel Christen,
die um irdischer Dinge willen als viel erleiden mögen, als eure Kaufleut
um Guts willen; ich geschweig der Verloffenen, die damit Unterschleif suchen
bei den Einfältigen und wollen aber deß kein Wort haben, sondern brauchen
zum Vorwand all ihrer Untreue das Gottswort, das aber nit ein Geschwätz
ist, sondern ein Leben. Seid auch unverzagt; die letzten Täufer werdens
nit erobern; es ist nicht aus Gott; denn es vor tausend Jahren auch nicht
hat mögen überhand nehmen. Verstehet mein Schreiben im Besten. Lasset
uns Gott für einander bitten. Der bewahr euch gnädiglich." Diese Schrift
Zwinglis gab beim Rath und den evangelischen Predigern in St. Gallen
den Ausschlag. Anfangs hatte der Rath die Täufer eingeladen, gemeinsam
mit den übrigen Bürgern auf der Wahlstatt religiöser Erörterung und
Bibelerklärung, in der Laurenzkirche zu erscheinen und ihre Predigten dem
Urtheil der vier evangelischen Schiedsmänner zu unterwerfen. Dann wurden Ulimann und Andere unter Drohungen und Bitten aufgefordert, bis
man über die Sache ins Klare komme, von Taufen und Brodbrechen abzulassen: — halbe Maßregeln, die zu nichts dienten, als die Schwäche der
unschlüssigen Obrigkeit aufzudecken, die Täufer zu maßlosem Schelten gegen
dieselbe aufzufordern. Aber kaum hatte Dominikus Zili das Buch Zwinglis
erhalten und gelesen, als er sich in einer Predigt erbot, er wolle auf den
Abend einer ganzen Gemeinde dasselbe vorlesen, sollen auch dabei die Widertäufer erscheinen und Antwort geben auf den Grund, ob sie die mit Wahrheit hl. Geschrift fällen mögen. Auf den Abend versammelte sich Bürgermeister sammt Rath und Gemeinde in der Kirche zu St. Laurenzen, wurden auch dazu berufen und gehalten die Wiedertäuferlehrer, welche sich
hinten in die Kirche auf die Empore stellten. Wie nun Zili anhub, Einiges
in dem Buch zu verlesen, so erhub Ulimann seine Stimme, laut schreiend:
O mich erbarmet, das arme hie gegenwärtige Volklet durch solch Buch verführt werde; hör auf lesen, sag uns Gottes und nicht Zwinglis Wort! Es
mochte auch nichts helfen, als Zili sprach: Lieben Brüder, es sind nicht
Zwinglis noch keines Menschen Wort, sondern Grund aus Gottes Wort.
Die Täufer drangen hart, er sollte das Buch von ihm legen. In solchem

Span hub an zu reden der Herr Bürgermeister, zu der Zeit Christian Studer: Dominice, du sollst das Buch fortlesen, und sie sollen auf die Grund und Geschrift Antwort geben. So sprach ein anderer Wiedertäufer: Wir warten auch auf eine Geschrift von dem Bruder C. Grebel; so wir die erlangen, wollen wir auch Antwort geben. Sprach hierauf der Bürgermeister: Habet ihr auf der Schießhütten an den Grebel so freudig reden dürfen, so thut es hie auch! Da antwortete dieser: Wir haben hier einen Brief von dem C. Grebel an einen Bürgermeister und Rath, den wollen wir lesen, so hört männiglich, was sich Grebel wider den Zwingli entbietet! Sprach der Bürgermeister: Habet ihr Briefe an uns verschlossen, warum überantwortet ihr denn nicht die? Ihr sollt sie uns in die Hand reichen und nicht lesen! Aber der Lärm ward immer größer; unverrichteter Dinge ging die Versammlung auseinander, die Täufer schreiend: Habet ihr Zwinglis Wort, so wollen wir Gottes Wort!

Gleichzeitig mit der Schrift Zwingli's hatte Vadian einen Brief von seinem Schwager Conrad Grebel (30. Mai 1525) erhalten, folgenden Inhalts: „Heil und Friede sei mit dir in Gott, nicht in der Welt, damit sie im Herrn bestehen können. Für das, was du mir Gutes gethan hast, bin ich dir zu großem Dank verpflichtet, und wünsche und begehre, daß es dir reichlich vergolten werde von Gott dem Geber des Guten. Erwäge ich aber und kommt mir in den Sinn dein Streit gegen meine ächt christlichen Brüder, so gestehe ich offen und mit christlichem Freimuth, daß ich lieber einem Anderen als dir den Dank für das Gute, was mir ward, schulden möchte, damit ich dir ohne Schuld sagen könnte, was zu sagen wäre, was du zwar selbst weißt, aber dennoch dich dadurch nicht bestimmen lässest, eher der Stimme des Geistes ein freies Gehör zu geben als der Lehre des Fleisches. Ich sage es gleichwohl: Alle oder doch die größte Schuld trifft dich, wenn gegen Jene mit Gefängniß, Geldbuße, Verbannung oder Tod vorgeschritten wird. Hüte dich, hüte dich vor unschuldigem Blut! Unschuldig ist es, ob du es auch weißt und zugleich nicht weißt, ob du es willst oder nicht, es ist unschuldig: ihre Geduld, ihr Lebensende und der große Tag des Herrn wirds zeigen. Zu deinem Verderben bist du so hoch in der heiligen Wissenschaft, in Würde und Ansehen deiner Stadt gelangt, wenn du nicht umkehrst und deinen Sinn änderst, ich rufe Himmel und Erde zu Zeugen. Erlaube mir, daß ich dir sage, was bei Christus unserem Herrn und Heiland in der Wahrheit wahr ist. Ich werde, so es der Herr erlaubt, bis in den Tod die Wahrheit bezeugen, in welcher Jene wahrhaftig sind und du sein könntest. Ich weiß, was dich drückt, der Wucher nemlich oder deine fleischliche Weisheit oder die Partei des in diesem Punkt der Wahrheit feindlichen Zwingli. Stürze dich nicht ins Verderben. Täuschest du hier die Menschen, so bist du doch nicht verborgen vor dem Herrn, dem Herzenskündiger und gerechten Richter. Verzichte lieber auf Zinse und Wucher, traue Gott, demüthige dich, sei mit Wenigem zufrieden, zieh

dich von der blutdürstigen Rotte eines Zwingli zurück, flüchte dich von deiner eigenen zur himmlischen Weisheit, damit du ein Thor der Welt, ein Weiser Gotte werdest, werde ein Kind, sonst kannst du ins Reich Gottes nicht eingehen. Warum glaubst du dem Zwingli nicht auch zu deinem Heil, der gemäß dem klaren Bibelworte (Psalm 14. Ezech. 18.) offen erklärte, das Zinsenehmen führe zur Verdammniß, wie auch Papst Gregor IX. vom Tisch des Herrn den ausschloß, der über Gebühr etwas vom Schuldner fordere. Willst du nicht zu den Brüdern halten, so widerstehe ihnen wenigstens nicht, damit du eher Entschuldigung finden könnest, und gib nicht andern Städten das Beispiel der Verfolgung. Ich bezeuge dir bei meinem Glauben an Christus, bei Himmel und Erde und Allem, was darin ist, die untrügliche Wahrheit, daß ich dich also nur aus Liebe zu dir ermahnt habe. Darum beschwöre ich dich bei Christus, daß du meine Mahnung nicht verachtest, sondern ängstlich sorgst, daß dir dieses zur Besserung, nicht aber zum Zeugniß gesagt sei. Gibst du nach, so will ich mein Leben für dich einsetzen; gibst du nicht nach, so will ich es für jene unsere Brüder gegen Alle, welche dieser Wahrheit widerstreiten werden, einsetzen. Denn ein Zeugniß für die Wahrheit will ich geben durch Dahingabe meiner Güter, nemlich meines Hauses, des einzigen Besitzthums, das ich mein nenne; ein Zeugniß will ich geben durch Gefängniß, Verbannung, Tod und ein geschriebenes Buch, wenns Gott nicht hindert; komme ich nicht mehr dazu, so werden alle Andern nicht schlafen. Du billigst die Lehre, Zwingli mißbilligt sie. Was wartest du noch, da du es schon vorher weißt? Wartest du etwa, um einen Deckmantel zu bekommen, auch die Lehre zu verfolgen und zu mißbilligen? Mein Vadian, warum leget ihr nicht in unserer Weise Zeugniß ab? Nur mit Gewalt und fleischlichem Arm handelt ihr, indem ihr die Schrift willkürlich gegen uns ausleget. Meinest du, wir seien wahnsinnig oder nicht nur von bösen Geistern, sondern von der ganzen Hölle besessen, wir, die wir bereit sind, Zeugniß abzulegen bis in den Tod, welchen Zwingli und Andere uns drohen, indem sie die Wahrheit in Lüge aufhalten?"

So ward Vadian noch zur eilften Stunde von seinem Schwager bestürmt, der früher mit der ganzen Innigkeit treuester Freundschaft ihm angehört hatte. Und in der That war Vadian der Lehre der Wiedertäufer nicht abgeneigt: er hielt die Kindertaufe mit Jenen für einen Mißbrauch, aber er wollte die Abstellung desselben und jede andere Verbesserung auf dem Weg allmähliger und regelmäßiger Reform erreicht wissen. Zudem war er gegen allen Gewissenszwang, wie er öfter aus seinem Wiener Aufenthalt erzählte, er habe dort einen alten Juden gesehen, der einen grausamen Mord begangen habe und dem der Richter die gelindeste Todesart zusicherte, wenn er an Christum glauben wollte, hingegen androhte, er werde auf einem Wagen durch die Stadt geführt, von Zeit zu Zeit mit glühenden Zangen gezwackt, dann vom Rade gebrochen und an einen Pfahl gespießt

werden, wenn er auf seinem Judenthum verharre; lächelnd habe dieser alle Martern dem Abfall von seiner Religion vorgezogen! Und dennoch ging Vadian festen Schrittes gegen die Wiedertäufer vorwärts, damit die Stadt nicht Schaden leide. Am 5. Juni wurden die Schriften gegen und für die Wiedertäufer vor dem Rath verlesen. Darauf erging das Verbot des Taufens und des Brodbrechens; als Strafe für die Täufer wurde Gefängniß und Verbannung, für die Getauften eine Geldbuße bestimmt. Um die Ausführung zu sichern, berief der Rath zweihundert Bürger auf das Rathhaus und ließ sie schwören, Bürgermeister und Rath, die nichts Anderes verlangen, als Gotteswort zu handhaben, gewärtig zu sein und ein treues Aufsehen zu haben, wenn sie etwas in Wirthshäusern, auf den Gassen oder wo es wäre hören würden, das wider gemeine Stadt oder einen Rath wollte vorgenommen werden, solches dem Bürgermeister sogleich anzuzeigen und im Fall eines Auflaufs dem Rathhaus zuzueilen. Nur Einer weigerte den Eid und mußte mit Weib und Kind das Gebiet der Stadt räumen.

Hierauf begann die gewaltsame Unterdrückung der täuferischen Kirche zu St. Gallen, wiewohl noch immer mit großer Mäßigung. Mehrere, selbst Ulimann wurden gefänglich eingezogen, aber auf Fürbitte leicht wieder losgelassen. Bedingung war nur, daß sie sich des Taufens und Predigens enthalten oder Stadt und Gerichte meiden sollten. Schnell nahm die Sekte ab, und die neuen Formen, in denen sie noch auftrat, verloren sich rasch ins Maßlose und Ungeheure, so daß jene sich schnell selbst richtete. Nur ein kleiner Theil der Getauften hielt an Grebels einfachen Lehren fest; die Andern wurden durch schwärmerische Andacht und das hochmüthige Gefühl besonderer Begnadigung, mit dem ihre Einfalt sich erfüllte, zu Ueberschwänglichkeiten und selbst zu Greueln hingerissen. Es war ein seltsames Wesen, das noch geraume Zeit zu St. Gallen und in der Umgegend, im Appenzellischen, in der Stadt, Gerichten und unter den Gotteshausleuten herrschte und die zuschauende Bevölkerung mit Staunen und Schrecken erfüllte. Zuerst kam Hans Denk, der Nürnberger genannt, ein Mystiker, der nur zum Theil den Wiedertäufern angehörte, jedoch in ihrer Herberge einkehrte, ein Antitrinitarier, der in St. Gallen hauptsächlich gegen das obrigkeitliche Strafamt im Reiche Gottes und gegen die Lehre von den ewigen Höllenstrafen als mit der unendlichen Liebe streitend predigte. Auf ihn folgte Anton Kürsiner, der aus dem Züricher Gefängniß ausgebrochen in Tablat eine Gemeinde stiften wollte und von seinen Anhängern forderte, sie sollen vor offener Gemeinde ihre heimlichsten und ärgerlichsten Sünden erzählen, gemäß dem Spruch Jacobi, daß Einer dem Andern seine Sünde bekennen solle. Neben diesem zog ein Goldschmied im Appenzeller Lande herum, der auf Grund von Matth. 18, 3. ein kindisches Wesen und Gebahren forderte: seine Anhänger, besonders vom weiblichen Geschlechte, tändelten wie die Kinder, zogen Tannenzapfen an

Faden auf dem Boden herum, weinten wie die Kinder über jeder Kleinigkeit und ließen sich dann wie diese mit Aepfeln und Süßigkeit trösten oder auch tüchtig ausschelten, und Jünglinge und Jungfrauen machten sich nichts daraus, den unschuldigen Kindern gleich ganz nackend zu erscheinen. Bald gingen sie in den Abgeschmacktheiten immer weiter: Die Weiber schnitten sich die Haare um die Ohren herum ab und wollten keine Flechten mehr tragen, indem sie sagten: weil sie mit ihren Haaren durch Hoffahrt gesündigt hätten, müßten sie solche als ärgerndes Glied von sich werfen. Um noch freier ihre Einbildung gewähren lassen zu können, verbrannten Andere sogar ihre Bibeln und Testamente, weil das Wort Gottes nicht in Buchstaben bestehe. Margaretha Hottinger, eine Vorsteherin der Sekte von Zollicon, gab sich selbst für Gott aus auf Grund des Spruches (Joh. 10, 34.): Habet ihr nicht im Gesetz gelesen, ihr seid Götter. Den höchsten Grad erreichte aber die Verrücktheit, welche wie eine Seuche Stadt und Land ergriffen hatte, in der furchtbaren That des Thomas Schugger, welche Keßler in seiner Sabbatha in folgender Weise erzählt:

Hans Rüscher, genannt Schugger, ein achtzigjähriger Mann von Mühlegg, hatte viel Söhne und Töchter, unter welchen Einer Thomas genannt, seines Berufs ein Lautenschläger, der gab sich aus für einen Propheten, predigte und lehrte von höherer Vollkommenheit, wie die, so in der Gelassenheit stünden, dermaßen gefreit wären, daß ihnen keine Sünde nichts schade, sondern seien durch den Tod hindurchgedrungen in die Freiheit, daß ihnen gleich gelte, was sie füro thun; ihr Thun und Lassen seien alle Werke des Vaters. Dieser Thomas Schugger hat unter anderen leiblichen Brüdern Einen, der hieß Leonhard, gar ein einfältig fromm Mensch, welcher der Lehre seines Bruders Thomas sehr anhängt und ihn für Andere liebet. Dieser Leonhard kam eines Tages in die Stadt und ging an den Markt. Allda stunden die Stadtknechte; ging er zu ihnen und sprach zu Einem: Gib mir deinen Stecken, so will ich dir meinen Rock und mein Schwert geben. Der Stadtknecht wollt mit ihm schimpfen und gab ihm den Stecken. Den nahm der Leonhard und trat für den Bürgermeister und warf den Stecken auf gen Himmel und sprach: Das ist ein Gewaltstecken, aber es ist nicht der rechte; es wird ein anderer kommen, der wird der rechte sein. Und nachdem er diese Worte mit lauterer Stimme am Markte geredet vor allem Volk, so lief er in einem Lauf die Multergasse hinauf mit dem Stecken und ließ den Rock und das Schwert dahinten und lief heim. Darnach fing er an daheim die ganze Nacht mit dem Stecken schirmen, bis er den Knopf darob verloren. Am Morgen sucht man den Knopf, aber man konnte ihn nicht finden, und sie zerbrachen den Stecken in drei Stücken und verbrannten sie. Dieses Alles sollte eine Bedeutung sein, wie der Gewalt und Oberkeit jetzund zu St. Gallen vermeinen, sie haben das Evangelium und wollen dasselbig mit Gewalt handhaben, schützen und schirmen, verfolgen und vertreiben die rechten Christen, als die so die Wahrheit nicht leiden mögen;

deßhalben sie Gott strafen wird mit einem besseren Gewalt, der sie von ihrem Gewalt, Glauben und Meinungen werde bringen, und sie werden nie mehr dazu kommen mögen, welches bedeutet wird durch den Knopf, so verloren und nicht wieder funden. Daß aber der Stock in Stücken zerbrochen und verbrannt, soll bedeuten, daß derselbige böse Gewalt, so die Andern gestraft, soll auch gestraft werden, und wo die vorgemeldete Obrigkeit nicht Buße thun würde, beide zuletzt mit einander ein Ende nehmen und im ewigen Feuer gestraft und verbrennet werden. An demselbigen Tag, als sie den Stecken verbrannten, kamen alle Geschwistrige, die Brüder sammt ihren Weibern und sonst andere Wiedertäufer, Mann und Weib, welchen Thomas predigte, zusammen. Nun war der Leonhard denselbigen Tag auch bei ihnen und brauchet sich ganz seltsamer Geberde, als ob er ein Hund wäre, redet nichts, item lag er hinter dem Ofen, item ging er auf allen Vieren herfür wie ein Hund. So schlug ihn Thomas denselbigen Tag oft mit einem starken Bengel und sprach, er müsse den Hund züchtigen; zudem hieß er ihm bringen ein lang Seil, damit band er ihm die Füße zusammen und warf das übrige Seil über eine Stange in der Stube und zog den gebundenen Leonhard oftmals auf und ließ ihn dann schnell wieder niederfallen. Das trieb er so lang, daß kein Wunder, er wäre dazumal gestorben. Er aber litt es alles geduldig, ja er war so gehorsam, hätte ihm Thomas geboten, über einen Felsen zu springen, er hätt es nicht abgeschlagen. Darnach hieß er ihn still liegen und nahm ein bloß Schwert bei dem Kopf in drei Finger und stellet dem Leonhard den Spitz auf den Augstern und drehet das Schwert darob dreimal um. Er verwandte sich nie darob, sondern er lag still mit dem Leib und steif mit dem Aug. Dieses sollte alles bedeuten eine große Gelassenheit in Gott. Demnach hieß Thomas bringen Essig und Gallen, und wie man die zubereitet, so erbrach sich der Leonhard, und Thomas sprach: Der Fuchs schmeckt, was er thun muß. Auf Solches hieß er Jedermann aus der Stube gehen und Niemand bleiben, ausgenommen Leonhard und den alten Vater. Was sie in der Stube allein thun haben, weiß ich nicht; gewiß ist, da man in die Stuben wiederum ohne ihren Willen kommen ist, waren sie alle drei mit Blut besprengt und war doch ihrer keiner wund noch krank. Demselbigen nach ließ Thomas ein unzeitig Kalb tödten in der Stube und machet vier Theil aus ihm und hängt es in die vier Ecke ins Haus. Nun hat sich das Nachtessen weit in die Nacht verzogen, denn des Leonhard Wüthen wollt kein Ende nehmen. Zum Letzten sprach Thomas: Ich will ihn mit mir heim in mein Haus nehmen, so er mir doch gehorsam und gefolgig ist, ob ich ihn möchte zu Ruhen bringen. Also gingen sie mit einander hinweg, und wollten die anderen Geschwistrige jedes in seine Herberge abscheiden. Indem ehe sie zu den Mühen kommen, so läuft Thomas mit aller Ungestüm wiederum zu dem Haus, mit lauter Stimme schreiend: Kommt, kommt, es hat nie als Noth thun. Die Brüder bald auf und wieder zusammen;

dich von der blutdürstigen Rotte eines Zwingli zurück, flüchte dich vo
deiner eigenen zur himmlischen Weisheit, damit du ein Thor der Wel
ein Weiser Gotte werdest, werde ein Kind, sonst kannst du ins Reich Go
tes nicht eingehen. Warum glaubst du dem Zwingli nicht auch zu deine
Heil, der gemäß dem klaren Bibelworte (Psalm 14. Ezech. 18.) offe
erklärte, das Zinsenehmen führe zur Verdammniß, wie auch Papst Grego
IX. vom Tisch des Herrn den ausschloß, der über Gebühr etwas von
Schuldner fordere. Willst du nicht zu den Brüdern halten, so widersteh
ihnen wenigstens nicht, damit du eher Entschuldigung finden könnest, un
gib nicht andern Städten das Beispiel der Verfolgung. Ich bezeuge di
bei meinem Glauben an Christus, bei Himmel und Erde und Allem, wa
darin ist, die untrügliche Wahrheit, daß ich dich also nur aus Liebe zu di
ermahnt habe. Darum beschwöre ich dich bei Christus, daß du mein
Mahnung nicht verachtest, sondern ängstlich sorgst, daß dir dieses zur Bes
serung, nicht aber zum Zeugniß gesagt sei. Gibst du nach, so will ich mein
Leben für dich einsetzen; gibst du nicht nach, so will ich es für jene unsere
Brüder gegen Alle, welche dieser Wahrheit widerstreiten werden, einsetzen.
Denn ein Zeugniß für die Wahrheit will ich geben durch Dahingabe
meiner Güter, nemlich meines Hauses, des einzigen Besitzthums, das
ich mein nenne; ein Zeugniß will ich geben durch Gefängniß, Verbannung, Tod und ein geschriebenes Buch, wenns Gott nicht hindert;
komme ich nicht mehr dazu, so werden alle Andern nicht schlafen.
Du billigst die Lehre, Zwingli mißbilligt sie. Was wartest du noch,
da du es schon vorher weißt? Wartest du etwa, um einen Deckmantel zu bekommen, auch die Lehre zu verfolgen und zu mißbilligen? Mein
Vadian, warum leget ihr nicht in unserer Weise Zeugniß ab? Nur mit
Gewalt und fleischlichem Arm handelt ihr, indem ihr die Schrift willkürlich gegen uns ausleget. Meinest du, wir seien wahnsinnig oder nicht nur
von bösen Geistern, sondern von der ganzen Hölle besessen, wir, die wir
bereit sind, Zeugniß abzulegen bis in den Tod, welchen Zwingli und Andere uns drohen, indem sie die Wahrheit in Lüge aufhalten?"

So ward Vadian noch zur eilften Stunde von seinem Schwager bestürmt, der früher mit der ganzen Innigkeit treuester Freundschaft ihm angehört hatte. Und in der That war Vadian der Lehre der Wiedertäufer nicht abgeneigt: er hielt die Kindertaufe mit Jenen für einen Mißbrauch, aber er wollte die Abstellung desselben und jede andere Verbesserung auf dem Weg allmähliger und regelmäßiger Reform erreicht wissen. Zudem war er gegen allen Gewissenszwang, wie er öfter aus seinem Wiener Aufenthalt erzählte, er habe dort einen alten Juden gesehen, der einen grausamen Mord begangen habe und dem der Richter die gelindeste Todesart zusicherte, wenn er an Christum glauben wollte, hingegen androhte, er werde auf einem Wagen durch die Stadt geführt, von Zeit zu Zeit mit glühenden Zangen gezwackt, dann vom Rade gebrochen und an einen Pfahl gespießt

deshalben sie Gott strafen wird mit einem besseren Gewalt, der sie von ihrem Gewalt, Glauben und Meinungen werde bringen, und sie werden nie mehr dazu kommen mögen, welches bedeutet wird durch den Knopf, so verloren und nicht wieder funden. Daß aber der Stock in Stücken zerbrochen und verbrannt, soll bedeuten, daß derselbige böse Gewalt, so die Andern gestraft, soll auch gestraft werden, und wo die vorgemeldete Obrigkeit nicht Buße thun würde, beide zuletzt mit einander ein Ende nehmen und im ewigen Feuer gestraft und verbrennet werden. An demselbigen Tag, als sie den Stecken verbrannten, kamen alle Geschwistrige, die Brüder sammt ihren Weibern und sonst andere Wiedertäufer, Mann und Weib, welchen Thomas predigte, zusammen. Nun war der Leonhard denselbigen Tag auch bei ihnen und brauchet sich ganz seltsamer Geberde, als ob er ein Hund wäre, redet nichts, item lag er hinter dem Ofen, item ging er auf allen Vieren herfür wie ein Hund. So schlug ihn Thomas denselbigen Tag oft mit einem starken Bengel und sprach, er müsse den Hund züchtigen; zudem hieß er ihm bringen ein lang Seil, damit band er ihm die Füße zusammen und warf das übrige Seil über eine Stange in der Stube und zog den gebundenen Leonhard oftmals auf und ließ ihn dann schnell wieder niederfallen. Das trieb er so lang, daß kein Wunder, er wäre dazumal gestorben. Er aber litt es alles geduldig, ja er war so gehorsam, hätte ihm Thomas geboten, über einen Felsen zu springen, er hätt es nicht abgeschlagen. Darnach hieß er ihn still liegen und nahm ein bloß Schwert bei dem Kopf in drei Finger und stellet dem Leonhard den Spitz auf den Augstern und drehet das Schwert darob dreimal um. Er verwandte sich nie darob, sondern er lag still mit dem Leib und steif mit dem Aug. Dieses sollte alles bedeuten eine große Gelassenheit in Gott. Demnach hieß Thomas bringen Essig und Gallen, und wie man die zubereitet, so erbrach sich der Leonhard, und Thomas sprach: Der Fuchs schmeckt, was er thun muß. Auf Solches hieß er Jedermann aus der Stube gehen und Niemand bleiben, ausgenommen Leonhard und den alten Vater. Was sie in der Stube allein thun haben, weiß ich nicht; gewiß ist, da man in die Stuben wiederum ohne ihren Willen kommen ist, waren sie alle drei mit Blut besprengt und war doch ihrer keiner wund noch krank. Demselbigen nach ließ Thomas ein unzeitig Kalb tödten in der Stube und machet vier Theil aus ihm und hängt es in die vier Ecke ins Haus. Nun hat sich das Nachtessen weit in die Nacht verzogen, denn des Leonhard Wüthen wollt kein Ende nehmen. Zum Letzten sprach Thomas: Ich will ihn mit mir heim in mein Haus nehmen, so er mir doch gehorsam und gefolgig ist, ob ich ihn möchte zu Ruhen bringen. Also gingen sie mit einander hinweg, und wollten die anderen Geschwistrige jedes in seine Herberge abscheiden. Indem ehe sie zu den Mühen kommen, so läuft Thomas mit aller Ungestüm wiederum zu dem Haus, mit lauter Stimme schreiend: Kommt, kommt, es hat nie als Noth thun. Die Brüder bald auf und wieder zusammen;

Faden auf dem Boden herum, weinten wie die Kinder über jeder Klein keit und ließen sich dann wie diese mit Aepfeln und Süßigkeit trösten od auch tüchtig ausschelten, und Jünglinge und Jungfrauen machten sich nich daraus, den unschuldigen Kindern gleich ganz nackend zu erscheinen. Ba gingen sie in den Abgeschmacktheiten immer weiter: Die Weiber schnitt sich die Haare um die Ohren herum ab und wollten keine Flechten me tragen, indem sie sagten: weil sie mit ihren Haaren durch Hoffahrt gesü digt hätten, müßten sie solche als ärgerndes Glied von sich werfen. U noch freier ihre Einbildung gewähren lassen zu können, verbrannten Ande sogar ihre Bibeln und Testamente, weil das Wort Gottes nicht in Buc staben bestehe. Margaretha Hottinger, eine Vorsteherin der Sekte v Zollicon, gab sich selbst für Gott aus auf Grund des Spruches (Joh. 1 34.): Habet ihr nicht im Gesetz gelesen, ihr seid Götter. Den höchst Grad erreichte aber die Verrücktheit, welche wie eine Seuche Stadt un Land ergriffen hatte, in der furchtbaren That des Thomas Schugge welche Keßler in seiner Sabbatha in folgender Weise erzählt:

Hans Rüscher, genannt Schugger, ein achtzigjähriger Mann v Mühlegg, hatte viel Söhne und Töchter, unter welchen Einer Thoma genannt, seines Berufs ein Lautenschläger, der gab sich aus für einen Pr pheten, predigte und lehrte von höherer Vollkommenheit, wie die, so in d Gelassenheit stünden, dermaßen gefreit wären, daß ihnen keine Sünde nicht schade, sondern seien durch den Tod hindurchgedrungen in die Freiheit, da ihnen gleich gelte, was sie füro thun; ihr Thun und Lassen seien alle Werk des Vaters. Dieser Thomas Schugger hat unter anderen leiblichen Brü dern Einen, der hieß Leonhard, gar ein einfältig fromm Mensch, welche der Lehre seines Bruders Thomas sehr anhängt und ihn für Andere liebe Dieser Leonhard kam eines Tages in die Stadt und ging an den Mark Allda stunden die Stadtknechte; ging er zu ihnen und sprach zu Einem Gib mir deinen Stecken, so will ich dir meinen Rock und mein Schwer geben. Der Stadtknecht wollt mit ihm schimpfen und gab ihm den Stecken Den nahm der Leonhard und trat für den Bürgermeister und warf de Stecken auf gen Himmel und sprach: Das ist ein Gewaltstecken, aber es i nicht der rechte; es wird ein anderer kommen, der wird der rechte sein. Un nachdem er diese Worte mit lauterer Stimme am Markte geredet vor allen Volk, so lief er in einem Lauf die Multergasse hinauf mit dem Stecken un ließ den Rock und das Schwert dahinten und lief heim. Darnach fing e an daheim die ganze Nacht mit dem Stecken schirmen, bis er den Knop darob verloren. Am Morgen sucht man den Knopf, aber man konnte ih nicht finden, und sie zerbrachen den Stecken in drei Stücken und verbrannte sie. Dieses Alles sollte eine Bedeutung sein, wie der Gewalt und Ober keit jetzund zu St. Gallen vermeinen, sie haben das Evangelium und wolle dasselbig mit Gewalt handhaben, schützen und schirmen, verfolgen und ver treiben die rechten Christen, als die so die Wahrheit nicht leiden mögen

deßhalben sie Gott strafen wird mit einem besseren Gewalt, der sie von ihrem Gewalt, Glauben und Meinungen werde bringen, und sie werden nie mehr dazu kommen mögen, welches bedeutet wird durch den Knopf, so verloren und nicht wieder funden. Daß aber der Stock in Stücken zerbrochen und verbrannt, soll bedeuten, daß derselbige böse Gewalt, so die Andern gestraft, soll auch gestraft werden, und wo die vorgemeldete Obrigkeit nicht Buße thun würde, beide zuletzt mit einander ein Ende nehmen und im ewigen Feuer gestraft und verbrennet werden. An demselbigen Tag, als sie den Stecken verbrannten, kamen alle Geschwistrige, die Brüder sammt ihren Weibern und sonst andere Wiedertäufer, Mann und Weib, welchen Thomas predigte, zusammen. Nun war der Leonhard denselbigen Tag auch bei ihnen und brauchet sich ganz seltsamer Geberde, als ob er ein Hund wäre, redet nichts, item lag er hinter dem Ofen, item ging er auf allen Vieren herfür wie ein Hund. So schlug ihn Thomas denselbigen Tag oft mit einem starken Bengel und sprach, er müsse den Hund züchtigen; zudem hieß er ihm bringen ein lang Seil, damit band er ihm die Füße zusammen und warf das übrige Seil über eine Stange in der Stube und zog den gebundenen Leonhard oftmals auf und ließ ihn dann schnell wieder niederfallen. Das trieb er so lang, daß kein Wunder, er wäre dazumal gestorben. Er aber litt es alles geduldig, ja er war so gehorsam, hätte ihm Thomas geboten, über einen Felsen zu springen, er hätt es nicht abgeschlagen. Darnach hieß er ihn still liegen und nahm ein bloß Schwert bei dem Kopf in drei Finger und stellet dem Leonhard den Spitz auf den Augstern und drehet das Schwert darob dreimal um. Er verwandte sich nie darob, sondern er lag still mit dem Leib und steif mit dem Aug. Dieses sollte alles bedeuten eine große Gelassenheit in Gott. Demnach hieß Thomas bringen Essig und Gallen, und wie man die zubereitet, so erbrach sich der Leonhard, und Thomas sprach: Der Fuchs schmeckt, was er thun muß. Auf Solches hieß er Jedermann aus der Stube gehen und Niemand bleiben, ausgenommen Leonhard und den alten Vater. Was sie in der Stube allein thun haben, weiß ich nicht; gewiß ist, da man in die Stuben wiederum ohne ihren Willen kommen ist, waren sie alle drei mit Blut besprengt und war doch ihrer keiner wund noch krank. Demselbigen nach ließ Thomas ein unzeitig Kalb tödten in der Stube und machet vier Theil aus ihm und hängt es in die vier Ecke ins Haus. Nun hat sich das Nachtessen weit in die Nacht verzogen, denn des Leonhard Wüthen wollt kein Ende nehmen. Zum Letzten sprach Thomas: Ich will ihn mit mir heim in mein Haus nehmen, so er mir doch gehorsam und gefolgig ist, ob ich ihn möchte zu Ruhen bringen. Also gingen sie mit einander hinweg, und wollten die anderen Geschwistrige jedes in seine Herberge abscheiden. Indem ehe sie zu den Mühen kommen, so läuft Thomas mit aller Ungestüm wiederum zu dem Haus, mit lauter Stimme schreiend: Kommt, kommt, es hat nie als Noth thun. Die Brüder bald auf und wieder zusammen;

der alte Vater mocht von behender Noth seine Stiefeln nicht anlegen (den der Schnee war tief), liefen hinaus, unwissend, warum es zu thun wär. Also begegnet ihnen wiederum Leonhard wie vor mit seiner Wüthung; führten ihn wiederum in das Haus. Das geschah dergestalt zweimal, da allweg die Geschwistrige durch etwas verhindert, daß sie nicht mochten von dannen kommen, sondern mußten übernacht allda bleiben. Gegen den Morgen aber, wie sie bei einander saßen, spricht der Leonhard zum Thoma seinem Bruder: Es ist der Will des himmlischen Vaters, daß du mir mein Haupt abschlagest. Thomas sprach: O meine Geschwistrige, kommet all auf und betet mit Ernst, daß der Vater den Willen für das Werk nehme. Wie aber der Leonhard an der Erde lag, thät ihm der Thomas von den Gallen in den Mund. Da stund er auf mit großem Schweiß, hub an dreimal gegen der Erde springen und sprach innerlich: Vater, ist dein Will, so nimm diesen Kelch von mir, aber nicht mein sondern dein Wille gescheh! Da vermahnet ihn Thomas, er sollte auch niederknieen und beten, daß der Vater den Willen für das Werk nehmen wolle. Da knieet er nieder, fügt beide Hände zusammen und sprach wie vor: Vater, dein Wille geschehe! Indem zog Thomas aus seinen Degen und schlug dem Leonhard seinem leiblichen Bruder sein Haupt ab gar mit einem ungewaltigen schwachen Schwert und Streich, wiewohl der Leonhard einen dicken knopferten Hals hatte, vor seinem alten leiblichen Vater und allen leiblichen Geschwistern. Dieß geschah auf Dienstag den 8. Hornung 1526. Die Brüder erschraken sehr des seltsamen und unversehenen Todschlags, Thomas aber zog seine Laute herfür, sam er wollte Gott um seines Ueberwindens und geschehenen Willen wie David nach dem geschlagenen Goliath Dank sagen. Darnach nahm er den Kopf und warf ihn durch das Loch, so man den Webern Spulen bietet, in die Webstuben und durch die Fallen, da man in die Webstube geht, den ganzen Körper und lief von dannen in einem Hemd in die Stadt herab in Herr Doctor Joachim von Watts Haus und sprach, man solle ihm Essen und Trinken geben. Das that man. Indem sprach er oftmals: Er thut es nie mehr, ich habs ihm gegeben! Der Herr Doctor sah wohl, daß er nicht recht bei ihm selbst war, schickt nach seinem Nachbar Johannes Vogler, befahl ihm und gab ihm einen Oberrock um, daß er ihn solle heimführen. Wie er ihn heimführt und an seine Ruh leitet, so kommt das Geschrei in die Stadt und vor einen Bürgermeister, wie der Thomas Schugger habe seinem Bruder Leonhard das Haupt abgeschlagen. Ohne Verzug schickt man die Stadtknechte hernach, die fanden ihn in dem Bett liegen, die sprachen: Du mußt mit uns gehen! Er sprach: Ich muß es nicht thun, ich will es gern thun. Da ward er gefänglich angenommen und nach erhörter Kundschaft von seinem eigenen Vater, Brüdern und Geschweien über acht Tage um ward er vor das Hochgericht gestellt. Er wollte aber die That nicht anders bekennen, wiewohl er dreimal an der Wag aufgezogen, denn zuletzt, er habe es gethan, aber Gott durch ihn. Wie ihm

aber und männiglich nach Brauch und Gewohnheit das Urtheil an dem Markt öffentlich verkündet ward, da bat er ernstlich, man sollte ihm noch einen Tag seines Lebens Fristung geben. Aber der Vogt des Raths sprach, man solle nach Laut des Urtheils bei dieser hohen Tageszeit sein Haupt abschlagen. Er ergab sich jetzt und starb darauf, daß er diese That nicht gethan hätte, sondern aus Befehl und Kraft Gottes. Und als der Prädikant zu ihm sprach: Glaubst, daß dir deine Sünden durch Christum vergeben sind? antwortete er: Ich darf es nicht glauben, denn ich weiß es, daß sie mir vergeben sind, und gab also fröhlich auch seinen Hals zur Enthauptung hin.

Diese Gräuelscene trug mehr als alles obrigkeitliche Einschreiten dazu bei, Viele, die bisher zu den Täufern gehalten hatten, der Sekte zu entfremden. Bei Andern schlug der Andachtshochmuth in Unzucht um, der sie als dem Fleisch abgestorbene Christen ohne Scheu, selbst in Gesellschaft sich ergaben. Noch andere starben der Sünde ab, indem sie plötzlich in Krämpfen zu Boden fielen — eine Weise, die ansteckend wirkte und oft unfreiwillig mit großer Angst und körperlichen Schmerzen nachgeahmt wurde. Als einst Keßler mit seinem Freunde Rütiner im Hofe Sturzenegg diesen mit dem Ausdruck Sterben bezeichneten convulsivischen Krämpfen der Täufer zusah, ward es ihm selbst sterbensübel, daß er sich in die Stadt zurückbegeben mußte. Vadian war vollkommen gerechtfertigt, daß er gegen die Sekte endlich mit Gewalt einschritt, die ganze Bewegung nicht mehr vom religiösen, sondern vom politischen Standpunkt aus ins Auge fassend. Mit neuer Kraft ging die evangelische Sache aus dem Läuterungsfeuer des Jahres 1525 hervor. Vadian hatte eine glänzende Probe staatsmännischer Klugheit abgelegt; darum berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger für das folgende Jahr zum einflußreichen Amt eines Bürgermeisters, dessen Macht er vor Allem dazu benützte, der Reformation in seiner Vaterstadt zum Sieg zu verhelfen. Vadian war der Mann des Fortschritts, als welchen ihn mit einem Wortspiel Zwingli schon am 16. Mai 1524 bezeichnet hatte, wenn er sich viele solche Kirchenvorstände wünschte, welche nach Vadians Weise stets im Gehen (vadere) und Fortschreiten begriffen seien.

7. Religionsgespräch zu Baden und Folgen desselben.

Das Verhältniß der Stadt zum Kloster ward ein immer gespannteres. Schon gegen Ende des Jahrs 1525 hatte sich das Gerücht verbreitet, daß sich die Mönche gegen die Stadt bewaffnen. Der Rath stellte eine Untersuchung an und es fand sich, daß das Schloß Rorschach mit Kriegsvorrath versehen und im St. Galler Kloster kein Mönch sei, der nicht Waffen in seiner Zelle habe. Vielleicht galt die Rüstung mehr einer Vertheidigung, als einem Angriff, denn das Kloster war vom Bauernaufruhr bedroht. Keßler erzählt: „Wie in allen Enden Klag entstand unter den

Bauern wider die Obrigkeit der Beschwerden halb, sind auch die Unt
thanen des Gotteshauses zu St. Gallen in Berathschlagung gangen,
sie der Beschwerden, so ohne Grund von den Abten vor nachher auf
geladen, möchten entledigt werden, fingen zugleich an, ihre Zins, Zehe
den und Fastnacht-Hennen unlustig, etliche gar nicht ohne weiter Besch
zu geben." Durch den Erfund der Untersuchung sah sich der Rath a
gefordert, gleichfalls seine Vorkehrungen zu treffen. Vor Allem woll
er sich der Weltpriester versichern. Alle in der Stadt wohnenden, geg
dreißig an der Zahl, wurden Montags vor St. Thomas 1525 vor d
Rath beschieden und ihnen vorgehalten: Die Zwiespalt, die des Gla
bens wegen unter allen Bürgern, besonders unter der Priesterschaft en
standen sei, habe klein und große Räthe zu dem Schlusse bewogen, daß a
heute alle Priester, die in ihrer Stadt und Gerichten haushäblich sitze
schwören sollen, dasjenige zu halten, was klein und große Räthe zum g
meinen Wesen für das Beste erkennen und von allen Bürgern zu halte
beschworen werde, damit Jedermann wisse, wessen man sich gegen sie z
versehen habe. Die Obrigkeit werde dagegen ihnen auch Schutz un
Schirm wie andern Bürgern angedeihen lassen. Alles, was bisher m
Schmähungen, wie sie wohl wissen, vorgefallen sei, solle gänzlich vergesse
sein, aber wenn sie künftighin Andere oder Andere sie mit Worten ode
Werken beleidigen, so würde dies ein Rath nicht ungestraft hingehen la
sen. Glaube Jeder, je nachdem er Gnade empfangen habe, nur soll kein
Partei die andere feindselig antasten. Wer von den Weltpriestern nich
schwören könne oder wolle, habe innerhalb vierzehn Tagen seine Haushal
tung aufzugeben und entweder fortzuziehen oder gleich jedem Fremden be
einem Wirth sich aufzuhalten. Dreizehn Priester, die von der Stadt be
lehnt waren, schwuren den Bürgereid ohne Anstand; die übrigen, dere
Kollatur dem Abt oder Bischof zuständig war, erbaten sich bis zum näch
sten Rathstag Bedenkzeit, um sich mit dem Abt zu berathen, der ihne
nach vielen Bedenklichkeiten endlich bewilligte, sich in die Umstände z
fügen. Zehn von ihnen leisteten den Eid gleichfalls; nur einige wenig
verweigerten ihn.

In der Osternacht 1526 ward in der Sakristei des Münsters ein be-
deutender Diebstahl an kostbaren Meßgewändern verübt. Sobald man
dessen bei der Messe gewahr wurde, wandte sich eine Gesandtschaft des
Klosters an Bürgermeister Vadian mit der Bitte, er möchte dafür Sorge
tragen, daß der Dieb entdeckt und das Gestohlene zurückerstattet werde.
Vadian bot hiezu Allem auf, aber umsonst. Da war der übermüthige
Münsterprediger Dr. Oswald frech genug, am Ostermontag nur eine kurze
Morgenpredigt zu halten, in der er das Volk bat, damit vorlieb zu neh-
men, „weil die von St. Gallen ihnen in vergangener Nacht nicht wenig
Unruh angerichtet haben." Während Rath und Bürgerschaft über diese
Worte hoch erbittert waren, ließ das Stift einen Teufelsbeschwörer von

Chur kommen, der angab, es liege Alles noch unversehrt hinter Bürgern der Stadt, auch den Verdacht nicht undeutlich auf Einzelne in St. Gallen warf. Einige Monate später brachte ein Zufall zu der Kunde, daß in Freiburg die gestohlenen Waaren feilgeboten werden. Sogleich wurde nach Freiburg abgesendet und unrücksichtlich der Kosten was immer möglich angekauft und durch obrigkeitliche Abgeordnete in das Kloster gebracht. Der Dieb war ein Gotteshausmann, der zuvor in Diensten des Klosters gestanden war und bei einem zweiten Raub ertappt und sofort enthauptet wurde. Auch in der St. Peterskapelle fand bald darauf ein Einbruch, doch nicht aus Habsucht Statt. Zwei Bürger nahmen mehrere Bilder weg, um sie des Nachts an den Pranger zu stellen; ein anderer holte aus dem Beinhause Altartücher, Zwehlen und Vorhänge und verbrannte sie. Die Schuldigen wurden ins Gefängniß geworfen; die Obrigkeit aber sah sich durch diese Vorgänge veranlaßt, zu verbieten, daß Jemand der Ihren in einigerlei Weg an fremde Götzen, die sie nicht gestiftet haben noch machen lassen, vorab in den Kirchen freventlich Hand anlegen solle; denn sie als eine christliche Obrigkeit mittlerzeit der Wahrheit unterrichtet aus Vermögen göttlicher Geschrift selbst daran nicht saumig sein werde, damit sie Niemand möge klagen, und dabei Aufruhr und bürgerlich Zerwürfniß vermieden bleibe. Inzwischen aber vergönnte und bewilligte die Obrigkeit den zwei Kirchenpflegern, „daß sie möchten zu Nacht heimlich ohne Geschrei vorzu die kleineren und unachtbaren Göttli hin und her ab den Wänden und Säulen verstellen, und wie etwa Rahel die gestohlenen vor dem Laban verbergen.“

Mittlerweile beschickte die Stadt St. Gallen das Religionsgespräch zu Baden durch den Rathsherrn Kaspar Zollikofer und Unterbürgermeister Andreas Müller, nebst dem Pfarrer Burgauer und den Predigern Wetter, Reiner und Zili, mit der kurzen aber bestimmten Instruction: sie sollen unter einander einig sein und für nichts stimmen, das Gottes Wort entgegen wäre. Die Messe, Fürbitte der Heiligen, Bilderverehrung, Fegfeuer und Erbsünde waren die Punkte, über welche man sich verständigen sollte, und worüber jede Partei bei der mitgebrachten Ansicht blieb. Natürlich betrachteten sich die Katholiken als Sieger und posaunten die angebliche Niederlage der Evangelischen in den frechsten Lügen der Welt aus mittelst Wort und Schrift. Zu den frechsten Entstellungen der Wahrheit trugen Dr. Eck und der Konstanzer Faber das Material bei. Letzterer hatte erklärt, es bedürfe für das, worüber die Kirche bereits geurtheilt habe, keines Richters, wobei einem Zwingli der Fuchs der Fabel einfiel, welcher, da er die Trauben nicht erreichen konnte, sie als noch unreif erachtete. Faber rühmte sich offen, daß er aus Wahrheitsdurst zur Kirche halte, denn wenn er hätte ein Lutheraner sein wollen, hätte er nach den Zusagen der Lutheraner ein reicher Mann werden können. Bei diesen Prahlereien rief ein bisher der Reformation feindseliger Schweizer aus: „Jetzt sehe

ich, was das für Leute sind; denn die Lutheraner sind so mittellos, daß
außer der Armuth nichts besitzen!" Das Gespräch in Baden hatte bl
die Wirkung gehabt, beide Parteien zu offenem Farbehalten zu dränge
Auch in St. Gallen ward in der Reformation unerschrocken fortgefahre
Am 1. Herbstmonat 1526 erließen zwar die katholischen Stände ein scha
fes Schreiben an die Stadt, in welchem sie dieselbe ermahnten, „von de
vergifteten lutherischen oder das türkischen Glauben" abzustehen, die Meß
wieder einzuführen, und es ihr aufs Härteste verwiesen, daß sie anstatt de
Communion der Christen „eine Mostbrocketen in der Kirche zu essen" ein
geführt hätten. Aber der Rath fuhr unbehindert fort, wie Keßler berichtet
„Indem haben die Diener des Herrnworts ganz fleißig und ernstlic
mit Predigen angehalten wider die Götzen und ihren greulichen abgötti-
schen Dienst und Verehrung, bis eine Oberkeit vermeint, genugsam der
Schwachen verschont und den stolzen Hartnäckigen vergeben, deshalben sie
den Götzenhandel fürnahm zu berathen, und damit solcher Handel geschehe
mit Wissen und Willen ganzer Kirche, hat man die Kirchgenossen ob dem
Land, unser Pfarr zugehörig, beruft, ihre Meinung zu hören. Da haben
sie einhellig, auch gutwillig sich mit uns nach Inhalt Gottes Worts aller
Götzen verzogen. Da ist auf den 5. Tag Christmonds von klein und großen
Räthen angesehen und beschlossen, daß alle Götzen und Bilder von etlichen
ehrbaren verordneten Männern mit der Stadt Werkmeistern ordentlich,
suber und rain aus der Pfarr zu St. Laurenzen sollten ausgeräumt
werden, wie dann in den folgenden drei Tagen ist geschehen." Keßler
kann sich nicht enthalten, dabei auszurufen: „Was großen Kosten und
Arbait ist in kurzer Zeit, das mit großem Gut lang zubereitet, zu Grunde
gegangen." Was von großem Holzwerk ward, wurde zersägt, gespalten
und das Holz den Armen ausgetheilt, die sich bei der damaligen Kälte über
den Verlust von Kunst und Heiligthum leicht zu trösten wußten. Oeco-
lampad schrieb an Zwingli (23. Dezember 1526): Wie soll ich den Vor-
gang der St. Galler im Abthun der Bilder und Messe genug loben!"

Noch schalt und tobte Dr. Wendelin Oswald mit unerhörter Frech-
heit auf der Münsterkanzel; die Prediger von St. Laurenzen sahen sich
endlich genöthigt, offen in Schrift gegen ihn aufzutreten, und so ward zu
Zürich bei Froschauer am 3. Tag Weinmonats 1526 folgende Schrift
ausgegeben: „Mit was gründen fürnemlich Doctor Wendeli Predicant im
Kloster zu St. Gallen die leer des Evangelions von den Prädicanten der
Pfarr zu St. Laurentzen daselbst gethon anzefechten und vor dem Volk
zu verhetzen underſtanden hab. Daby welcher gſtalt uff söllich sin frävel
reden von gedachten Prädicanten nit uff ainmal geantwurtet ist. Durch
samenhafften radtschlag gemelter Prädicanten, auch durch hilff und züthün
Dr. Joachimen von Watt ußgangen zu St. Gallen." Die Schrift, an
welcher sicher Vadian den größten Antheil hat, ist eine der gehaltvollsten

Flugschriften damaliger Zeit, so daß wir gerne aus derselbigen Einiges ausheben.

Im Eingang erklären die Prädicanten, sie hätten gern die Unbescheidenheit Dr. Wendelins mit Geduld tragen und leiden mögen. Weil aber sein ungestüm und frech Darthun keineswegs milder werden wolle, und sie ihn zu mehren Malen so freundlich zu Gesprächen erfordert, ja dasselbig zu erlangen auch durch emsig Ansuchen geworben und doch zuletzt ihrem vielfältigen Erbieten nach nicht schaffen haben mögen, wolle es ihnen weiter nicht geziemen, hinter dem Berg zu halten, sondern sich öffentlich und gegen männiglich herfürzuthun, damit Verletzung und Aergerniß, so bei etlichen Kleinmüthigen daraus herfließen wolle, verhütet werde. Wendelin habe Unterred und Gespräch immer abgeschlagen. Man spreche gern: Wer übel zu zahlen hat, der höre ungern von Rechnung sagen. Petrus aber wolle, daß jeder Gläubige bereit sein solle, seines Glaubens einem jeden Begehrenden Rechnung zu geben. „Sollen das die Gläubigen in der Gemeind thun, was will den Predigern, besonders so frechen und fraidigen, als Wendeli ist, nit gebühren? Auf Solches hoffen wir, unser täglich Rufen solle auf dem Erdreich erschallen, wie es gewißlich in den Himmel erschallet, nemlich daß wir uns gegen unserer christlichen Obrigkeit nicht anders zu predigen entboten, denn das lauter, klar und hell Wort Gottes nach Inhalt alts und neues Testaments. Und so Jemand vermeinen wollte, daß wir in unseren Lehren an der Wahrheit nicht wären und die Geschrift nach ihrem eigentlichen Verstand unseren Befohlenen nicht fürhielten, wollten wir Bericht mit hohem Dank, es wäre mündlich oder geschriftlich nehmen." Sie verwahren sich dann dagegen, daß ihre Lehre die n e u e gescholten werde: „wie Etliche zu unseren Zeiten mit allem dem Fleiß, so ihnen immer möglich, unterstanden haben, das Bös für gut und das Gut für bös den Einfältigen einzubilden, also kehren sie auch den Mantel um und schreien, das Unsere sei neu, das mit der Wahrheit sich befindet uralt seyn." Uebrigens sei alle Lehre der Menschen, sei sie neu oder alt, nicht nach Anzahl der Jahre, nicht nach der Zeit oder Achtung der Personen, sondern nach der Schrift zu beurtheilen und soll der hochgeachtet sein, der das Wort der Wahrheit herfürtrage, Gott geb er sei jung oder alt, Bischof oder Bader. Insbesondere wird dem Vorwurf begegnet, daß die Evangelischen die Vertütschung der Schrift gefälscht hätten: „Es ist bald geredet: das ist falsch, dieses ist unchristlich, das soll nicht sein, dieses kann nicht sein, wie Wendeli zu bladeren im täglichen Brauch hat und es seiner Art nach nicht lassen mag; zeige es aber mit wahrhaften Kundschaften an, so mag man sich versehen, daß er solches aus gutem Grunde rede; wo er aber das nicht thut, muß man wohl achten, daß er mit seinen geschwinden Doctorstücklein das klare Wort unter dem Schein des Falsches den Einfältigen zu entziehen unterstande, damit man zu rechter Erkenntniß nicht komme, sondern bei demjenigen, das (Gott

weiß wie) nach und nach zugelassen und einhergewachsen ist, bleiben mu
Denn wo man Schatten haben will, muß man das Licht verhängen, u
trägt Keiner selten einen Goldstein bei ihm, der bös Geld zu wechseln gi
Man sieht auch täglich, daß die Krämer, die schlechte oder vermengte Wa
ren führen, große Bläuen über die Boutiken ziehen, denn sie den T
scheuen und in den Waaren nicht gern grübeln lassen; die aber gute Wa
ren haben, ziehen die Käufer herzu mit Begehr, sie wollen greifen, beseh
und versuchen, denn sie wissen die Güte und scheuen nichts. Das melde
wir darum, daß es ohne Argwohn nicht sein mag, wo Einer das Lic
der göttlichen Geschrift mit Alenfanz antastet. Möchte aber Wende
sprechen: Ob das neue Testament schon recht vertütscht ist, so ist es den
noch billig, daß es den Einfältigen von des Mißverstandes wegen nich
zugelassen werde: Antwort: Solcher Meinung hat man ohne Zweife
nächst erschienen Mitterfasten bei uns den Gotteshausleuten das Testa
ment zu haben verboten, und das zu thun ohne Zweifel bei den Gelehrten
deren vielleicht Wendel Einer ist, in Rath funden. Wir begehren aber
daß uns Wendeli anzeig, wo dergleichen je von Anfang der Kirche mi
der Geschrift gehandelt sei, nemlich daß man sie von Etlicher Mißverstand
wegen verboten und also den Gläubigen abgestellt habe zu lesen. Den
Mißverstand hat man wohl abgestellt, nicht mit Verbot sondern mit hellen
Kundschaften des Worts Gottes, d. i. der Geschrift, welcher Sinn nicht
leichtlich, wo man mit Fleiß denselben erkundet, gefälscht werden mag.
Aber der Schrift hat man die Unehre nicht angethan, daß man sie verbiete.
Denn wie man das Gold nicht verwerfen mag als ein bös und schnöd
Metall darum, daß es von Vielen mißbraucht wird und die Unbesonnenen
zu lästerlichen Thaten und verderblichen Anschlägen bringt, denn das
Gold ist nicht schuldig, weiß nichts darum, ist ein Erdklötzle, sondern
ist unsere Anfechtung schuldig. Lieber, warum verbietet man das Weinschenken nicht, dieweil man so trunken und voll wird und das verderbliche Zutrinken leider bei uns so treffenlich überhand genommen hat?
Der Wein hat nicht die Schuld, auch der Weinschenk nicht, sondern der
leichtfertige ungezähmte Muthwillen der Säue und Säufer. Also soll man
auch den Einfältigen die Speis ihrer Seele nicht entwehren, und ob sie
die nicht recht brauchen wollen, soll man sie des guten Brauchs und Verstands berichten. Aber so viel an dem Menschen steht, mag kein ander
Mittel künftigen Betrug und Alenfanz aller Gleißnerei besser vergaumen
und zu Abfall bringen, denn der gemeine rechte Verstand der Schrift in
allen Gläubigen und in allen Sprachen. Es ist nicht genug, wiewohl es
auch gut ist, daß in einer Stadt oder Gemeind allein die Goldschmiede oder
Fürgesetzten sich auf bös Münz verstehen, denn neben ihnen werden die
Einfältigen von den Ausgebern betrogen; wo man aber in der Gemeind
ein falsch Geld kennen lernt und das gut in täglichem Brauch hat, da mag
Niemand mehr betrogen werden. Wäre die göttliche Schrift vom Brunnen

ihres Anfangs aus hebräischer und griechischer Sprach von achthundert Jahren her für den gemeinen Handwerksmann dergestalt so gemein und verwandt gewesen, als sie aus Gottes Gnaden zu unseren Zeiten angefangen hat, man wäre schwerer Mißbräuche und großen Uebels, so nach und nach aus Unwissenheit des Mehrentheils der Gläubigen durch Etlicher Eigennutz, die ihren Acker mit fremdem Bau gedüngt haben, gewißlich überhoben gewesen."

Besonders hatte der Münsterprediger gegen die evangelischen Prädikanten den Vorwurf erhoben, daß sie unter dem Schein des Glaubens Platz geben aller Leichtfertigkeit, ja dem wilden Roß den Zaum auf den Hals legen, damit es seinen freien Sprung und Lauf vollbringe. Dagegen sagt die Vertheidigungsschrift: „Ehe wir von dem Schein des Glaubens reden, den Wendeli den Gleißnern abnehmen und seiner Art nach auf uns drehen will, müssen wir anzeigen, daß er den Brauch auf seinem Katheder langezeit gehabt, Niemand sonders mit Namen herfürzuthun, sondern wo er unsere Lehr und Predigt schupffen, verhetzen und strafen hat wollen mitsammt Anderem, so ihm wider ist, hat er also Meldung gethan: Unsere Gesellen kommen jetzt und sagen also; item unsere Knabatzen, unsere Göuch, Schützen, Bachanten, Narren; item die Lutherischen und Zwinglischen, und darunter die Ketzer laufen lassen, von welcher Bescheidenheit wegen wir ihn billig Bruder Holdselig genannt haben sollten; wir haben aber lassen vor Ohren gehen, und wie man den bösen Weibern thut, unnütz Geschwätz mit guten Worten versetzt. Doch so sind wir zu dem Schärfften angestochen worden, denn er nicht einmal geredet, wir lehren jetzt, es sei fast genug glauben, glauben, vertrauen, vertrauen, und sagen, der Glaube mache selig ohne die Werke, hat das aufs Allerhäßlichste dahin gezogen, als ob man lehr allein glauben, und dürfte man daneben kein gut Werk thun: ja man fresse, man trinke, man stehle, man hure, habe es keine Noth, wenn man nur glaub, sam der Glaub, von uns verkündet, sich keines Unterschieds der Werke achte: welcher der fürnehmsten Boppen einer ist, den Wendeli gebladeret hat. Es findet sich aber mit der Wahrheit nicht, daß von uns dergestalt je gepredigt oder gehört sei, denn ein jeder noch so kleinverständiger Christ wohl weiß, wie alle Schrift unsere Gerechtigkeit einem wahren und lebendigen Glauben in Gott und gar nicht den Werken zulegt, nicht daß man kein Gutes dürfe thun, ja man muß rechtthun, sondern daß kein Werk in uns gut ist, wir seien denn vorher gerecht worden; welche Gerechtigkeit aber von Gott her ist durch den Glauben, und nicht von den nachfolgenden unseren Werken: wie der Fluß eines Bächleins von dem Brunnen her fließt, und der Brunnen nicht vom Bächlein, so muß auch der Baum vorhin von Art gut sein, soll er anders von Art gute Frucht bringen. Das wissen nun die Kinder auf den Gassen, Wendeli aber, wiewohl er Doctor ist, muß es noch lernen; es werden ihn auch Schützen und Bachanten darum bsatzen und ihm das ABC der Gerech-

tigkeit mit dem Finger zeigen. Aber der Grund alles Hasses, der auf u
geloffen ist, kommt daher, daß wir etlichen vermeinten Geistlichen das Ha
zu nah haben auf der Haut mit dem zweihauenden Schwert des Wor
Gottes dannen geschoren, welches ihre Herzen durchdringt, und aber n
verböseret, wie das Wort mit verstopfter Blindheit zu handeln gewoh
ist. Wo wir aber Wendelin und Seinesgleichen menschlicher Satzung
und unnützer Ceremonien halb gewonnen gäben und mit ihm sagten, da
man Solches zu halten bei unserer Seel Seligkeit pflichtig wär, so hielte
wir den Zaum in der Hand und ritten den Grommen mit langen Spor
nen, es würde aber Gleißnerei unser Sattelgeräth sein. Darum ma
aber den hellen Mißverstand spürt, daß man den Zaum zu halten vermeint
den man nicht allein dem Roß auf den Hals nicht legen muß, sondern da
Biß gar aus den Zähnen thun und hinwiederum den Zaum an der Hand
nehmen, den wir bisher leider fahren und fallen haben lassen. Der Geis
Gottes, uns von dem Herrn Jesu erworben, durch den wir auf seine einig
Lehr und Wort geleitet werden, ist der Zaum, durch den wir von Got
dem Vater gezogen und von dem Uebel enthalten werden, den haben wir
mit der Lehr als Diener, so viel uns Gott Gnad verliehen, noch nicht aus
der Hand gelassen. Dieser Zaum aber, den Wendeli in der Faust zu hal-
ten vermeint, ist der Zaum des Irrthums und zieht sich auf Hochträchtig-
keit eigener Werke und des freien Willens, welchen Wendeli mit den Pela-
gianern so fest achtet, daß ihn ihm weder Gott noch die Welt nehmen sollen.
Wann will man doch, ewiger Gott, die falschen Lehren erkennen lernen
und das schandlich Verunglimpfen von der Lehr Gottes unterscheiden?
Auf den andern Tag Herbsts nächst verschienen hat Wendelin geredet:
Der Papst Petrus zu Antiochia habe aufgesetzt und geheißen, daß wir
Christen sollen genennet werden; deß beschämen wir uns jetzt; die neuen
Prediger lehren jetzt, wir sollen nicht mehr Christen genannt werden, son-
dern sollen Zwinglisch sein oder Lutherisch, ja Tüfelisch, zu dem fahren wir
in die Höll hinab, denn wir zantzlind den Unsern und krätzlind ihnen,
sagen was sie gerne hören! Auf die Red aber sagen wir, daß es stracks
durch den Bank hinweg erlogen ist. Wir wissen aber dabei, was Schaden
unsere Widerwärtigen uns eine Zeit her mit üppigem Vorlügen und Vor-
trügen zuzufügen unterstanden haben. Denn als wir das achtzehnte Kapitel
Levitici von Linien des Bluts und Freundschaften der Schrift nach Mel-
dung auf eine Zeit gethan hatten, erhob sich ein Geschrei, wir hätten ge-
redet, daß Einer seine Schwestern, Töchtern rc. zu der Ehe haben möchte,
und dürfte man sich der Nähe der Grade nicht mehr achten. So wir un-
sere Kirche mit der Gnade Gottes von solchem Wahn eitler Tandtmäh-
ren bracht haben, und Etliche der Spieß zu brennen anfängt, so rümpfen
sich die und schreit Wendeli: Wer thut mehr Guts? darum daß man nicht
viel Pfennig (also versteht man die Sach) zu dem Altar trägt, nicht in die
Kefi und Stöck legt, nicht Hühner, Flachs, Eier, Wachs denen im Tempel

gibt, die vor zu viel haben, nicht ewige Lichtlein stiftet, damit die Fledermäuse sehen mögen, was ihnen vor den Augen sei, nicht zu Wallfahrten lauft, sondern den Armen nachläßt, sich über denselbigen beherzigt und sich fleißt dieselben ohne Mangel zu erhalten. Item man lehre, man solle nicht beten, so man ihr lang Geschwätz und geldlöhnig Beten verwirft und dabei recht beten lehrt, oder man soll nicht mehr beichten, ja Wendelin oder keinem anderen Menschen zu den Ohren ein, denn die rechte Beicht ist an die Hand genommen und demnach ihr Lüselgmürmel hingefallen .... Wendeli redet hell mit den Pelagianern, daß der Mensch seinen freien Willen und Zug habe zu Gutem und Bösen, und daß in der Hand des Menschen die Wahl stehe des Heils und des Tods, ja, sagt er auf Sonntag nach Mariä, daß diejenigen, so den freien Willen nicht zuließen, Gott meineidig machen wollten! (Hab Dank, mein Wendeli, du hast den Vogel in der Hand, der noch in dem Baum sitzt!) Desgleichen sagt er auf St. Pelagientag, wie vor oft Christus hab für unsere Sünd gelitten, für wahr, es sei aber an selbigem nicht genug und gehöre mehr dazu, denn er werde uns urtheilen nach seinen Werken; ergo so müsse das Leiden Christi durch unser Nachthun gevollkommnet werden, und liegt an dem Menschen, daß das unaussprechenlich Werk Gottes in seinem Sohn Kraft habe (Rym dich pundschuch!). Wenn dieses Lehren das Roß menschlichen Hochmuths nicht schellig und wild machet und dem Lucifer den Stuhl wider die Gnad Gottes nicht aufrichtet und befestnet, so muß Christus, Paulus und alle Schrift zu Lügner stehen. Damit er aber allem Ansehen des Worts den Hals abdrucke, redet er hell und unverholen, was der Mensch guter Meinung thue zu Ehr Gottes, das sei ihm verdienstlich, mit etlichen anderen Boppen, von denen wir mit der Zeit Meldung thun wollen. Denn viel hie von Wendelis Zaum zu sagen wäre, in welchem man die armen Gewissen gefasset hat und dabei durch die Finger gesehen mit Ablaß, Pfründentuschen, Incorporiren und darnach mit Exististeriren, mit Absolviren von aufrechten Eidespflichten, in denen allen den Großgeistlichen der Zaum göttlichen Verbots auf den Hals gelegt und aber dabei den Armen und Einfältigen die raubende Hand in die Taschen gefallen."

Gegen den Vorwurf des Aufruhrs, den sie erregt, bemerken die Prädikanten: „Wiewohl treffenlich Zwietracht und Zank etlicher Lehren halb bei uns entstanden waren, ist es doch Alles durch fürsichtig Ankeren unserer Herren der Räthe, auch unsern möglichen Fleiß ohne all Zerwürfniß abgestellt und gänzlich zu Fried gebracht worden." Alles aber, sagen sie, wäre vermieden worden, wenn Wendeli zu einem Gespräch zu bewegen gewesen wäre: „So wollt er sonst auch ab seinem Mist nicht kommen, sondern (wie die Dorfbellerli thun) daselbst fast schreien und bellen, und sich daneben in keinen Kampf geben wollte. Denn ungefähr vor drei Jahren, wie Dr. Christoph Schappeler bei uns von der Messe in unserer Pfarr-

kirche geprediget hat, daß die Messe kein Opfer noch gut Werk wä
Wendeli dasselbig mit gar frechen und übermüthigen Worten in
Predigten umzustürzen unterstand, ward an ihn mehrmals geschi
wollte um Freundschaft, Friedens und der Wahrheit willen so woh
und auf einen gemeinen Platz kommen, sich mit Herrn Schappele
Anderen zu besprechen. Sagt er am Ersten zu; darnach da er den
sah, stund er ab und gab u. A. für: Seines gn. Herrn Wille wäre
daß er sich jetzmal in kein Gespräch gebe. Darnach im 25. Jahr h
ehrsamer Rath ehrsame Botschaft an des Abts Anwälte (denn er da
mit seinen Bauern zu Radtpolzwyl vor seinen Herren den vier Orte
Rechten lag) mit Befehl geschickt, daß sie allen Fleiß ankehren sollten, d
man Dr. Wendelin zu freundlichem Gespräch hielte, es wäre (nach se
Gefallen) droben im Kloster oder unten in der Stadt, auf daß der gen
Mann nicht verwirrt und dabei der Wahrheit gelebt und die Ehr Go
gefördert würde; denn wo Solches nicht geschehe, möchte es dergestal
die Länge nicht geduldet werden. Ist dazumal unseren Herren geantwo
Man werde Solches an den Abt langen lassen und achte man, seine Gn
werde desjenigen, so zu Ruhe und Einigkeit reiche, keineswegs abs
Bald darnach ist der Hofammann zu dem Bürgermeister kommen und i
erzählt, wie der Handel dem Herrn Abt fürgewendet und auf Solches s
ner Gnad Willen sei, sobald er mit den Gemeinden der Gottshausle
zu Einigkeit bracht werde, wolle er ohne Verzug dazuthun, damit unser
Herren gewillfahrt werde. Nach welchem Dr. Wendeli sich an den Ka
zeln nicht einmal merken hat lassen, wie Etliche nun disputiren wolle
und sei aber dasselbig ein freveler Rathschlag, denn die hl. christliche Kirc
unsere Mutter habe die Dinge, so jetztmal von den neuen Lehrern herfür
bracht wären, längst disputirt und in hl. Concilien verdammt als unge
gründet und ketzerisch; darum wollte er bei der Kirche bleiben, dieselbig
nicht verachten und fest glauben, daß dieselbige nicht irregangen wäre
Aus welchen Worten männiglich wohl abnehmen mochte, daß Wendel
schlechts mit uns freundlich Unterred zu halten keines Willens war. Jetzt
zuletzt im 26. Jahr, etwa ein Monat oder zwei, ehe die Disputatz zu
Baden im Aargau ausgeschrieben ward, ließ er sich merken auf das Wider-
spiel, nemlich daß er Disputiren nicht absein wollte, also auf den großen
Donstag, wie er vom Sakrament des Leibs und Bluts redet und auf
dem Tag, daß das Brod nicht möchte sein ein Bedeutniß des Leibs Christi;
wenn aber jetzt (sprach er) in der Disputation die rechten Kapunen zu-
sammenkommen, so wollen wir dann einander recht kützlen. Item am
selben Tag ließ er sich merken, er besorgte, man müßt in der Sach metzgen.
Sonntags aber vor Pfingsten, wie er gen Baden wollt, redet er dieser
Meinung: Er hätte bisher nie nichts Falsches gelehrt und wollte also
gen Baden, allda seine Lehr mit göttlicher Schrift zu erhalten, und be-
sehen, Wer ihm die umstoßen wollte. Wie man aber gen Baden kommen

ist, und wir allda nachmal aus Geheiß unserer Herren auch erschienen, nach mancherlei einfallender Rede, gar nahe zu dem End der Disputation, hub Dr. Wendeli an vor einer ehrsamen Botschaft der zwölf Orte und anderen dahin verordneten Gelehrten zu erzählen: Wie er ungefähr bei vier Jahren zu St. Gallen im Kloster prediget, und wir aber die seien, die ihm seine Lehr geschuldiget, stande also da, begehre von uns zu verstehen, ob seine Lehre gerecht sei oder nicht. Auf welches wir dergestalt Antwort gaben: Es sei nicht minder, wie er, Wendelin im Münster und sie in der Pfarr zu St. Laurenzen geprebigt, haben sie einander der Lehr halber gestraft, und so er etwas geprediget, so ihrer Lehr und hellem Verstand der Schrift wider wäre, habe jetzt der Pfarrer, etwa der Helfer, zu Zeiten Dominikus dieselben mit offenen und klaren Kundschaften an der Kanzel gescholten und widerfochten, daß es männiglich gehört. Dieweil man aber jetzmal in die Fäderen geredet und die Disputation vollendet wäre, könnten wir ihm nicht Anzeige thun seinem Begehren nach, auf das er sich klagte, sondern sofern er sie vermein anzuziehen, daß er heraus laß, warum er sich billig zu beklagen wider uns unternehme, wollten wir ihm gern antworten. Auf Solches wollte Wendeli dazumal nicht herauslassen. Da redet Dr. Johannes Eck, der ob ihm stund, zu Wendelin: Herr Doctor, haltets ihnen für! Und sagt der Murnar: Sagets ihnen! Da redet Herr Jakob Stapffer, der Präsidenten Einer, zu Wendelin: Lasset die Sach jetztmal also bleiben! Da blieb es also, wie unserer Herren ehrsame Boten ohne Zweifel in gutem Wissen tragen. Demnach ein Jeder wohl verstehen mag, ob Wendeli seine Lehr zu Baden gegen uns erhalten habe oder nicht; dieweil er mit uns auf unser Erbieten nie disputirt, ja gar nie auf die Kanzel gekommen, und haben aber wir des mehren Theils nach einander aufstehen und unserer Lehr Anzeigen gegen Ecken und sonst gegen Niemand aus hl. göttlicher Schrift thun müssen, ja auch gutwillig gethan, wie es in den Fädern verfasset, dabei wir es bis zu Entdeckung der Sache bleiben lassen. Darnach auf den 17. Brachmonats, ist Sonntag gewesen vor Johann, wie er von Baden wiederkommen und zu Morgen auf die Kanzel ging, redet er auf nachgehende Meinung: Er habe seine Widersacher zu Baden erfordert, die haben ihm seine Lehr nicht angefochten; man werde aber bald sehen oder hören, darob die Seinen bald all zu Freuden kommen werden. Hätte vielleicht gern nach seiner Gewohnheit mehr daran gethan, wo es in den Abscheiden nicht begehrt wäre worden, daß Niemand den Anderen mit Worten schmützte. Der Dechan aber von Stammen (der Wendelin in seiner Abwesenheit vertreten) hat es voranhin ausgerichtet, da er auf den 3. Brachmonats im Münster an der Kanzel durch gar ein schön Gleichniß auf die Meinung geredet: Diejenigen, so die Messe widerfechten, die stünden jetzt zu Baden und zitterten auf den Beinen wie die Kälber, die neulich von den Kühen gefallen wären; wollte es Einem vor zwei Jahren wohl gesagt haben, daß es ihnen also gehen

würde! Wenn wir Einen aus ihnen mit solchem schnöden Gleichnisse je angetastet hätten, so hätte es uns ohne schwere Strafe nicht ausschlagen mögen, ja (wie der Wolf sprach, da er den Rappen auf der Sau sitzen sah) wenn wir das thäten, so würde man eilends Sturm anziehen. Wir achten aber, dieser habe von seiner schnöden Red wegen, die ihm vielleicht in Briefen zukommen ist (wie demjenigen, der bei uns das Bättenbrot gewann, die Meß wär zu Baden erhalten, und hat man aber noch nicht recht angefangen von ihr zu reden), nicht an seinem Tisch desto mägere Suppen gessen. Das ist aber die Wahrheit, damit wir Wendelin auch etwas gewonnen geben, daß wir Wendelis Lehr gegen seiner Person an der Kanzel zu Baden nicht umgestoßen haben, und daß er uns die unsere auch aufrecht hat bleiben lassen dergestalt, daß wir nie gegen einander die Schriften braucht noch je disputirt haben. Nun hätten wir uns endlich versehen, Wendelin hätte allen Handel der Artikel, so zu Baden disputirt und auf die Schrift Gottes zu ermessen verabschiedet und beredet sind, weiter mit so hässigem Verunglimpfen unseres Theils nicht angerührt, sondern im Frieden also lassen bleiben, wie wir uns auf künftige Erkenntniß den Parteien unterschrieben haben, und also gehört worden wäre und erfahren, mit was Gründen jeder Theil seiner Lehr Anzeigung thun thät: aber Wendeli hatte bereits das Urtheil gefällt, denn er in einer Predigt, jüngst im Augustmonat gethan, hell sich merken hat lassen, man soll uns etlicher Lehren halb auf dem Erdboden nicht dulden, sondern abthun und vertilgen. Wir begehren nicht anders denn klarer göttlicher Schrift zu geleben und hoffen zu allen Rechten, ja wenn wir auch in der Türkei wären, es würde nimmer für billig erkannt, daß man die als unwahrhaft und verführerisch vertilgen sollte, die sich mit dem Urtheil der Wahrheit richten wollen lassen und mit göttlichem Wort gern wollen gewiesen werden, ob sie schon nicht alles das glauben, das einem jeden Ordensbruder in seiner dunklen Zelle geträumt hat. Gott weißts, daß wir nicht weder Ehr noch Nutz noch keinem zeitlichen Frommen uns fürbilden, sondern die einig Ehr Gottes suchen und darum nicht allein merklichen Abgang deß, das uns vormals als Blindenführern in Opfern, Vigilien, Seelgrädten, Banschatzen, Bruderschaften, Beychthören, Votiven und anderen Belohnungen zugegangen ist (welche Summ sich ohne die widungen der Pfründen auf 600 Gulden und mehr verlaufen), sondern täglich Schmähreden, Haß, Auffatz und nicht einerlei Gefährlichkeit erdulbet und erlitten haben. Wir haben aber gern fahren lassen, das uns neben der Wahrheit durch verderbliche Mißbräuche die Küche und den Keller gespeist hätte. Gott wolle alle Irrenden an den Weg weisen seiner Wahrheit. Amen."

Dr. Wendelin Oswald antwortete auf diese Schrift nicht, zog aber bald darauf von St. Gallen nach Einsiedeln, nachdem ihm der Rath wegen des oben erwähnten Diebstahlbezüchts den Schutz aufgekündigt hatte, so daß er die Klosterfrauen zu St. Katharina, bei denen er schon vierund-

zwanzig Jahre Beichtiger gewesen war, nicht mehr besorgen konnte. Nach seiner Abreise ward den Klosterfrauen mit ihrem neuen Beichtiger, dem früheren Prior des Dominikanerklosters zu Konstanz, auferlegt, den Predigten Dr. Schappelers anzuwohnen, mit der Anweisung, daß der Beichtiger den Schappeler zurechtweisen und widerlegen solle, wenn er in dessen Vorträgen Falsches zu entdecken glaubte. Als der Prior sich dies zu thun weigerte, ward Schappeler den Nonnen zum Lesemeister gesetzt, daneben ihnen ein Vogt bestellt und jedem katholischen Priester verboten, dieses Kloster oder die St. Leonhardsklause zu betreten; die Klosterfrauen sollten ihre Ordenskleidung ablegen und mit Hintansetzung der Klausur in die St. Mangenkirche zur Predigt gehen. Das Sakrament wollte man ihnen übrigens noch nicht nehmen „bis sie bas erbaut seien." Die Nonnen fügten sich sehr ungern in diese Maßregeln, die Kantone aber verwiesen dieselben sehr hart dem St. Galler Rath. Dieser rechtfertigte sein Verfahren und antwortete, er habe Dr. Wendelin nicht vogelfrei gemacht, sondern ihm nur den Aufenthalt in der Stadt versagt, weil derselbe sich des Disputirens geweigert, zwei Kinder gezeugt, und der Bürgerschaft übel nachgeredet habe; den Klosterfrauen bei St. Katharina sei wegen ihrer vielen Gastereien ein Vogt gesetzt worden; wenn Schappeler dem Bischof nicht genehm sei, möge er für ihn einen anderen Lesemeister bestellen. Im Uebrigen setzte die Stadt ihr Reformationswerk fort. Nachdem die Messe verendet war, mußten sich die evangelischen Geistlichen über die Lehre vom Abendmahl, die bisher als offene Frage betrachtet worden war, verständigen; der Rath verlangte hierüber ein begründetes Gutachten von ihnen, und nach vielem Disputiren ward unter dem Einfluß Vadians endlich beschlossen, sich der Lehre Zwingli's anzuschließen. Es wurde nun eine Ordnung verfaßt, in welcher Weise die Feier der Kommunion Statt haben sollte, und diese zum ersten Mal am Osterfest 1527 gehandhabt, wobei Bürgermeister, kleine und große Räthe sammt ganzer Gemeinde und viele Evangelische aus weiter Umgebung sich einfanden. Anstatt des lateinischen Kirchengesangs wurden deutsche Psalmen eingeführt und auf Antrag der Geistlichen eine Katechisation der Jugend angeordnet, damit diese von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen lerne. Auch die Feiertage wurden abbestellt; wegen der Unruhe aber, welche die Gesellen und Dienstboten über diese Verringerung der Ruhetage anstellten, mußten mehrere wieder beibehalten werden. Die Geistlichen wurden aufgefordert in die Ehe zu treten, und im Brachmonat 1527 ließen sich der bejahrte Ruraldekan Hermann Miles, Anton Zili, Gall Knoblauch, Othmar Lieb, Bartholomä Weyermann, Klemens Hör und Hans Noll öffentlich trauen. Gleichzeitig erließ der Rath geschärfte Zuchtgesetze; den Geistlichen ward aufs Neue befohlen, ihre Beischläferinnen entweder zu entlassen oder zu heirathen; Mönche, die in der Stadt Unzucht trieben, sollten ins Gefängniß gebracht werden, was der Abt sehr übel vermerkte. Auf Ehebruch und Hurerei wurden hohe

Strafen gesetzt, den Weibspersonen verboten, „die Tafeln aufzuthun," d. h. ausgeschnittene Kleider zu tragen; die Schneider mußten schwören, nie wieder solche ärgerliche Kleider oder zerhauene Hosen zu machen; auch hatten groß und klein Räthe „die unnütze schnöde Schandbarkeit und ärgerliche Reizung der Schuhen betrachtet", und allen Schustern ein Muster, nach welchem sie in Zukunft ihre Schuhe fertigen sollten, mit dem Befehl zugestellt, daß ein Schuh über die Zehen nicht weniger als drei Finger breit Leder haben solle. Als der Pfarrer zu Niederbüren, Hans Schindeli, St. Gallen eine ketzerische Stadt schalt, und der Pfarrer von Wil, Dr. Franz Sonnschein, äußerte, die Städte St. Gallen, Zürich und Bern gingen mit Schelmenwerk um, wurden beide vom Magistrat an den Pranger gestellt, obschon der geistliche Herr Sonnschein im Rausche geredet haben wollte. Die Reformation hatte sich im Herzen des Volkes Bahn gebrochen, eine feste Ordnung in Lehre und Kirchengebräuchen sollte durch Anschluß an die übrigen evangelischen Kantone gewonnen werden.

8. Religionsgespräch zu Bern und seine Folgen.

Die Resultatlosigkeit des Gesprächs zu Baden sollte das zu Bern verbessern. Vadian war Einer der Präsidenten derselben. Scherzend schrieb darüber Oecolampad an Zwingli (15. Dezbr. 1527): „Die Bestie (Eck) wird nicht kommen; kömmt sie doch, so wird Vadian ihr einen Trank mischen mit mehr als menschlichen Zaubermitteln; und fährt sie fort ungezogen zu sein, so werden die Kolbe mit Kolben dreinschlagen." Dem Vadian wurden von Seiten des Raths der Zunftmeister Christoph Keßler, genannt Krenk, und von den Predigern Pfarrer Burgauer, Dr. Schappeler und Dominikus Zili beigeordnet; allen St. Galler Geistlichen aber ward angezeigt, daß welcher von ihnen sich getraue, die Messe, Bilderverehrung u. dgl. schriftmäßig zu behaupten, nach Bern gehen solle, dort zu disputiren; die Obrigkeit werde Jedem ein Pferd geben und ihn kostenfrei halten. Am 6. Januar 1528 eröffnete Vadian das Gespräch mit kurzer Rede, worin er alle Anwesenden bat, die Wichtigkeit dieser Handlung zu bedenken und der Ordnung des verlesenen Mandats nachzuleben, „denn wo dieselbe übertreten würde, so müßten sie, die Präsidenten, Jeden, der sie übersehe, zurechtweisen. „Auf Solches so möget ihr, meine Herren, die Prädikanten eurem Erbieten nach die erste Schlußred in des Herrn Namen an die Hand nehmen und die mit Geschrift befestnen, damit den Herren, geistlich oder weltlich, so dagegen zu haben vermeinen, zu disputiren Anlaß gegeben werden möge." Gegen die vierte Schlußrede, „daß der Leib und das Blut Christi wesentlich und leiblich in dem Brod der Danksagung empfangen werde, möge mit biblischer Geschrift nicht beigebracht werden," erhob sich Pfarrer Burgauer, welcher noch immer der lutherischen Lehre vom Abendmahl anhing und seine Ansicht gegen Zwingli, Oecolampad und

Bucer, freilich mit schwachen Gründen zu vertheidigen suchte. Nach langem Gespräch erklärte er am 19. Januar: „Ich bekenne, daß ich durch vorgehaltene Schriftstellen und Erklärungen meiner geliebten Brüder dergestalt berichtet bin, daß ich zu dieser Stunde gesinnt und Willens bin, mich nicht gegen diese Schlußrede und dergestalt, wie geschehen, einzulassen oder zu widerfechten, guter Hoffnung, die Gnade Gottes, durch welche er das Licht der Wahrheit etliche Jahre so augenscheinlich eröffnet hat, werde in dieser Sache mir und Anderen auch entdecken, was daran als unbezweifelt anzunehmen sei. Ich will mir also allezeit weiteren Bericht mit Gottes Wort vorbehalten und hiemit meinen Mithaften, die an diesem Tisch gesessen, nichts aufgelegt noch abgenommen haben." Sofort gab Dominikus Zili die Erklärung ab: der Rath von St. Gallen habe Burgauer und ihn hieher gesendet, um hier wegen ihrer streitigen Meinung über das Abendmahl Bericht zu nehmen und zu geben; „da sich Burgauer zum Theil bekennt, berichtet zu sein, bitte ich Gott, daß er ihm das Uebrige auch zu verstehen gebe und ein Herz, beständig an demselben zu beharren. Lange Zeit ist von der Gemeinde zu St. Gallen nichts gespart und aller Fleiß angekehrt worden, einmüthig die Wahrheit Christi und sein Wort zu predigen, haben auch viel Gespräch nach Befehl unserer Herren gegen einander gehalten, an welchen der Pfarrer auch etwa nicht hat antworten können; das ich Gott befehle, der ihn in diesem Artikel erleuchten möge." Bis zum 26. Januar dauerte die Disputation, an deren Schluß Vadian Namens aller vier Präsidenten dem Rath zu Bern die Disputationsacten übergab. Sie war für die Reformation der Schweiz, und so auch St. Gallens von der größten Bedeutung. Die Abgeordneten kehrten in ihre Städte mit freudigem Muth und dem stärkenden Gefühl der Einigkeit zurück.

Vor Allem ward jetzt in St. Gallen mit dem gänzlichen Aufräumen des Bildergreuels Ernst gemacht. Keßler erzählt: „Wie unsere Obrigkeit die Götzen aus der Pfarrkirche zu St. Laurenzen im Jahr 1526 ordentlich abgefertigt, wäre wohl ihr Wille und Meinung gewesen, alle gefährliche oder abgöttische Bilder aus all ihren Kirchen, vorab aus der Pfarr zu St. Mangen abzuthun. Da aber eine fürsichtige Obrigkeit merkte und verstund, daß der Herr Abt solche Aenderung auf das Widerwärtigste und Klagbarste annehmen, hindern und widersprechen wollte, als ob in dem Seinen und seinen Gerechtigkeiten, die er in der Pfarr von Lehenschaft wegen hätte, Gewalt beschähe, dann viel Unruh, Rechtung, Verantwortungen (als bedroht) vor den Eidgenossen, bei welchen wir sonst durch tägliche Vertragung verunglimpft und in Ungunst gebracht, vermieden würde, hielt sich damals unsere Obrigkeit auf Bitten und Vermahnen auf das Freundlichst gemeldeter Pfarr zu St. Mangen Kirchgenossen, sie wollen ihre Götzen bis nach auf eine gelegenere Zeit ohnlang dulden, so wollen sie mittlerzeit selbst dazuthun und handeln, wie einer christlichen Obrigkeit wohl anstehe. Also ergaben sich die Kirchgenossen gehorsam und gütlich,

bis jetzt auf vergangener und beschehener Disputation zu Bern, so dies Artikel, die Götzen belangend, ferner erläutert und andere mehr Städt als Konstanz und Lindau, auch tapferer zu handeln ein Herz gefasset, habe obgedachte Kirchgenossen der Pfarr zu St. Mangen nach ihrer Gewohnheit eine Kirchhöre versammelt sammt ihrem Pfarrer Hermann Mile mit dem Beschluß, sich des Götzendienstes jetzt zu entladen." Der Rat erlaubte am 28. Februar 1528 den Pfarrgenossen zu St. Mang, aus de Kirche Alles, woran sie Aergerniß und Anstoß nahmen, zu entfernen worauf diese die Altäre umstießen, die Gräber der hl. Wiborad und Rachil ausebneten, den Arm des hl. Mang, mit dem die Kirchenpfleger erst noc im Jahre 1521 zur Vertreibung der Engerlinge auf Uri ausgezogen waren heimlich in die Erde vergruben, die silbernen Bilder und Gefäße zusammenschmolzen, die Meßkleider verkauften und aus dem erlösten Geld ein Armenkasse errichteten. Am Härtesten schritt man gegen die Klosterfrauen ein: in der Voraussetzung, daß sie durch ihre Lesemeister mit der evangelischen Lehre nun hinlänglich vertraut seien, ward von ihnen gefordert, sie sollen ihre Beichtväter verabschieden, ja auf St. Jakobstag ihre Ordenskleider ablegen. Für ihr zeitliches Auskommen wurde freigebig gesorgt; die einen nahmen die evangelische Konfession an und verehelichten sich mit angesehenen Bürgern; diejenigen aber, welche bei ihrem Ordensgelübde verbleiben wollten, begaben sich im Jahr 1545 nach Bischofszell und bezogen darauf die verlassene Klause am Rollenberg bei Wuppenau.

Während aber in der Stadt die Reformation völlig gesiegt hatte, ertönten in der Münsterkirche noch die alten feindseligen Predigten, sah man dort noch das ganze alte Ceremonienwesen in vollem Gang. Im Kloster waren alle Geistliche mit Ausnahme der Viere, welche schon im Jahr 1524 die Reformation angenommen hatten, fest entschlossen, dem alten Glauben und ihren Gelübden treu zu bleiben, und der Abt fuhr fort, so gut er konnte, der Reformation entgegen zu arbeiten. Hierdurch ward in der Bürgerschaft die Zwietracht erhalten und genährt, da jede Partei natürlich nur da den Gottesdienst besuchen wollte, wo ihr Glaube gepredigt wurde. Der Rath beschied nun die katholischen Bürger und Bürgerinnen vor sich und bat sie dringlich, um ihres Seelenheils und gemeinen Friedens willen alle Sonntage und an den beibehaltenen Feiertagen in die Spätpredigt nach St. Laurenzen zu gehen, so solle ihnen dann nicht benommen sein, auch die Münsterkirche zu besuchen. Auch unter den Rathsherren hatten bisher noch mehrere eifrige Katholiken gesessen; aber auf St. Johann d. T. Tag wurden sie bei der gewöhnlichen halbjährigen Rathserneuerung ihrer Stellen, jedoch mit allen Ehren entlassen und durch Freunde der Reformation ersetzt. Bald darauf zeigte der Rath den in die Stadt verbürgerten Kaplänen, die im Münster noch Messe lasen, an, daß, da die Messe auf der Berner Disputation als ein Greuel erfunden worden sei, und sie trotz der Einladung in Bern nicht erschienen wären, um mit der Bibel für

die Messe zu zeugen, er sie nicht ferner gedulden könne; sie sollten darum entweder freiwillig vom Messelesen abstehen oder dieselbe vor dem großen Rath durch eine Disputation behaupten oder die Stadt verlassen. Natürlich wagte Keiner den Gegenbeweis zu führen, vielmehr ersuchten sie den Abt, sie gegen ein billiges Kostgeld im Kloster aufzunehmen, und nachdem ihnen dieses zugesagt war, gaben ihrer sieben das Bürgerrecht auf, verließen ihre Pfründhäuser und übersiedelten in das Kloster. Nach diesem ließ der Rath auch auf dem Kirchhof mit allen Kreuzen, Grabmälern und Grabsteinen aufräumen. Umsonst ward Wendeli's würdiger Nachfolger auf der Münsterkanzel, Adam Moser, wiederholt erfordert, statt seiner Schmähpredigten sich mit den evangelischen Predigern zu einem Gespräch zu stellen; als derselbe endlich resignirte und nach Wyl abreisen wollte, ward er in der Stadt angehalten und gefangen gesetzt, um von ihm Rechenschaft seiner Predigten zu fordern. Zweiundzwanzig Artikel der neuen Lehre, die er nach und nach als Irrthümer geschmäht hatte, wurden ihm schriftlich zugestellt mit der Weisung, den angeblichen Irrthum durch die hl. Schrift zu beweisen, und nachdem ihm Zeit zur Vorbereitung gelassen war, ward eine öffentliche Disputation in der Rathsstube gehalten, bei welcher er seinen Irrthum bekannte. Hierauf ward beschlossen: weil er als ein öffentlicher Prediger Irrthum gelehrt habe, so solle er solchen in der Pfarrkirche zu St. Laurenzen auch öffentlich widerrufen, fünfzig Gulden Kostenersatz baar erlegen, hundert Gulden als Buße verbürgen, und nachdem er eine Urfehde geschworen, wieder ledig gelassen werden. Am Weihnachtstage 1528 leistete er den öffentlichen Widerruf. Da er bisher als eine Stütze des katholischen Glaubens gegolten hatte, machte sein Widerruf im ganzen Thurgau großes Aufsehen.

Wie zu erwarten, sahen die katholischen Kantone sehr übel zu dieser entschlossenen Durchführung der Reformation, und es konnte der Stadt St. Gallen nicht verargt werden, wenn sie bei ihren Glaubensbrüdern in Zürich und Bern um ein Schutzbündniß ansuchte. Dieß kam unter dem Namen einer christlichen Bürgerschaft wirklich zu Stand, und am 30. Oktober 1528 ward Vadian mit einer Rathsbotschaft nach Zürich verordnet, wo ihm die von Zürich Bürgerrecht erstmals geschworen und Brief aufgerichtet und besiegelt haben.

Jetzt wagte der Rath auch den letzten Schritt gegen das Kloster. Der größte und ansehnlichste Theil der nun reformirten Bürgerschaft St. Gallens hatte schon lange bedauert, daß ihre Voreltern vieles Geld für Bilder und Tafeln in die Münsterkirche in gutem Meinen, aber aus Unverstand verwendet hätten. Mehrmals begehrten sie vom Rath, daß diese Bilder, die sie als ihr Eigenthum betrachten zu dürfen glaubten, aus der Münsterkirche in gleicher Weise entfernt werden, wie es bereits in den Kirchen der Stadt geschehen sei. Endlich willigte der Rath, an dessen Spitze abermals seit Neujahr 1529 Vadian als Bürgermeister stand, ein.

Am 23. Februar ward der darauf bezügliche Beschluß gefaßt und zur Ver meidung des Aufsehens sogleich ausgeführt. Die Stadt ward mit starke Wache besetzt, Handwerker und Fuhrwerke bestellt, und Vadian zog mi einer Rathsdeputation und einer Anzahl Bürger nach der Münsterkirch hinauf. Hier eröffnete er den Klostergeistlichen, daß sie gekommen wären in der Stille die Bilder, Altäre und Messe wegzuschaffen, damit nicht di Landleute Solches zu thun versucht wären, was ohne ihre und der Stad große Gefahr nicht ablaufen könnte; da es sich nur um Gegenstände der Abgötterei handle, so erwarte man, sie werden Solches gutwillig geschehen lassen. Der Dekan des Stifts antwortete: Sie könnten hiezu ohne des Abts Einwilligung, der auf dem Schloß Rorschach krank liege, nicht Erlaubniß geben; doch wolle er, weil man ihm die Frist, mit dem Abt zu reden, verweigere, das Kapitel darüber vernehmen. Dieses schlug die Zumuthung rund ab und forderte den im Kloster gegenwärtigen Hauptmann bei dem Eid, mit welchem er dem Stift verpflichtet sei, auf, die Bürger der Stadt im Namen der vier Orte von der Beschädigung der Abtei abzuhalten. Der Hauptmann entgegnete, hier handle es sich um Geistliches, dazu die Schirmorte nichts zu reden hätten, der Bürgermeister aber nahm alle Verantwortung auf die Stadt und gab das Zeichen zum Abbrechen. In unglaublich kurzer Zeit war das Zerstörungswerk von den Bürgern vollbracht: in nicht ganz drei Stunden waren alle Bilder abgerissen, umgestürzt, zerschlagen und in Stücke zersägt. Darauf wurden an Holzwerk aus dem Münster und dessen Kapellen sechsundvierzig Wagen voll auf den Brühl geführt und Alles sammt den kunstvollen Chor- und Beichtstühlen verbrannt. Keßler maß den Durchschnitt der Flamme und fand ihn 43 Schuh breit! Am folgenden Tag wurden die steinernen Statuen und Altäre abgebrochen, und die Steine theils zum Vermauern der Thüren und Fenster zu den Kirchenschätzen theils zu anderem Mauerwerke verwendet. Nur die Orgel blieb unbeschädigt und die Gebeine des hl. Othmars und Notkers, welche in ihren Särgen in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar von den Klostergeistlichen herausgenommen und nach Einsiedeln geflüchtet worden waren.

Eilig ward Namens des Abts an die vier Orte berichtet. Schon am 3. März trafen Boten von Luzern, Schwyz und Glarus ein. Vor ihnen rechtfertigte der Rath das Geschehene als nothwendige Sicherheitsmaßregel; übrigens gedenke er weder den Klostergeistlichen noch den fürstlichen Beamten ferner etwas in den Weg zu legen; doch müsse der Abt für die Kanzel im Münster einen Prediger bestellen, der das heitere Wort Gottes, wie es jetzt gefunden sei, vortrage, wo nicht, so wollte er selbst für einen Sorge tragen. Dagegen forderte das Stift von den Schirmorten gegen die Stadt Schutz und Recht; Abt Franz bat, daß jedes Ort zur Sicherheit einen Gesandten nach Wyl schicke, und daß Schwyz dem Konvente, welches in St. Gallen nicht mehr sicher sei, in Einsiedeln einen Zufluchts-

ort gestatte, wo es auf eigene Kosten leben würde. Die Abgesandten reisten wieder ab, zu berichten; die Klostergeistlichen folgten ihnen sogleich nach, um sich vorerst in Wyl aufzuhalten; zu St. Gallen aber bestellte der Rath, ohne die Antwort der drei Orte abzuwarten, den Schullehrer Dominikus Zili zum Münsterprediger, der schon am Tage nach der Abreise der Gesandten, den 7. März, die erste evangelische Predigt vor viertausend Zuhörern darin hielt.

Unterdessen starb am 21. März Abt Franz in Rorschach. Sein Tod wurde von den Mönchen so lange verheimlicht, bis mit ihm die Neuwahl Kilians verkündigt werden konnte. Die heimliche Wahl ward in St. Gallen mit bösen Augen angesehen, und die Züricher mahnten die Gotteshausleute und Toggenburger, Kilian nicht als ihren Herrn anzuerkennen, und versprachen ihnen hiebei Schutz: das Klosterleben sei wider das klare Wort Gottes; laut diesem dürfe kein Geistlicher Land und Leute regieren. Dagegen geboten die Gesandten der übrigen Schirmorte den Gotteshausleuten und Toggenburgern, Kilian als ihren Herrn und Abt von St. Gallen anzuerkennen. Die Gemeinden des oberen Amts befolgten den Rath Zürichs und erklärten in einer am 23. April zu Lömischwyl abgehaltenen Landsgemeinde, daß sie sich der Herrschaft des St. Galler Abts nicht mehr unterziehen. Die Gemeinden des unteren Amts leisteten die Huldigung, während die Toggenburger getheilter Ansicht waren. Am 20. Mai fand zu Wyl, wo der neue Abt seinen Wohnsitz hatte, eine Konferenz der vier Schirmorte Statt. Die Gesandten von Luzern und Schwyz versicherten Kilian der Anerkennung und des Beistands ihrer Obrigkeit zur Behauptung der Rechtsame des Stifts nach bisherigem Herkommen; auch der Abgesandte von Glarus versprach ihm Schutz, doch nur unter der Bedingung, daß der Abt die Kutte ablege; Zürich behielt sich geeignetes Gutfinden vor. Sobald Kilian einen Bruch zwischen den katholischen Ständen und Bern und Zürich eingeleitet hatte, floh er in Fuhrmannstracht über den Bodensee nach Ueberlingen, um bei Oesterreich Hilfe zu suchen, und die Stadt St. Gallen säumte jetzt nicht mehr, sich zu ihrer eigenen Sicherheit des Klosters zu bemächtigen. Am 7. Juni versammelte der Bürgermeister Vadian in der Frühe den großen Rath und bewirkte den Beschluß, das Kloster in der Stadt Hände und Gewahrsam zu nehmen. Sofort schickte der Rath aus jeder Zunft drei Mann heim, ihre Harnische und verordnete Waffen anzulegen und mit gewaffneter Hand wieder vor das Rathhaus zu kommen. Um die eilfte Stunde war Jeder zugegen, versammelte sich männiglich auf dem Markt. Da redet Herr Bürgermeister von Watt von der Rathsstube herab dieser Meinung: Liebe Bürger, das meine Herren angesehen und fürgenommen, soll von denen, die dazu verordnet sind, ausgerichtet werden, sonst soll Niemand, weder Mann noch Weib, Jungs noch Alts in das Kloster hinaufgehen! Demnach gingen die drei Bürgermeister sammt klein und großen Räthen

und die Gewappneten voran in das Kloster hinauf und begehrten, d
die Mönche, Priester, Amtleute und Dienstleute, so zu diesen Läufen
ihrer Stadt und Mauern bleiben wollten, einer Stadt schwören solle
was sie thaten. Gleichzeitig wurde ein Inventar über das vorhande
Stiftseigenthum aufgenommen und gegen die dieser Verfügung wide
strebenden Klosterbewohner gefänglich eingeschritten und männiglich scha
verboten, weder mit dem entflohenen Abt, noch mit den abwesenden Kap
tularen Verkehr zu pflegen.

Während Abt Kilian in Ueberlingen und Einsiedeln für Verfechtun
der Rechte des Stifts wirkte, wußte zu St. Gallen Niemand, wer eigent
lich Herr und Meister der Abtei, des Stiftsgebietes und der Grafschaf
Toggenburg sei; nur dem Appenzeller Witz gelang es auszumitteln, man
habe den Widerspruch zum Regenten des Fürstenlandes auserkoren.
Als nach langen Verhandlungen Abt und Konvent an Kaiser und Reich
appellirten und das Reichsgericht die Sache der Abtei St. Gallen in
Hände nahm, unterwarfen sich am 25. Mai 1530 die Gotteshausleute der
ihnen von Zürich und Glarus gebotenen Landesverfassung. Die Abtei
St. Gallen ward als erledigt, Abt Kilian und Kapitel ihrer Ansprüche
an das Stift verlustig erklärt; Zürich und Glarus stellten in ihrem und
der beiden andern Schirmorte Namen den ganzen Platz des Klosters St.
Gallen eigenthümlich zu Handen gegen die Verkaufssumme von 15,000
Gulden; die Münsterkirche blieb der Abhaltung des Gottesdienstes nach
den Vorschriften des reformirten Glaubensbekenntnisses für die Pfarrangehörigen der Stadt und umliegenden Ortschaften gewidmet; der Katholicismus schien aus seiner letzten Veste verdrängt.

9. Synode zu St. Gallen. 1530.

Das Aufbauen hatte in St. Gallen mit dem Einreißen nicht gleichen Schritt gehalten; schneller waren die Bilder und Meßgreuel entfernt, das römische Joch abgeschüttelt, als eine Einheit der Lehre und Kirchengebräuche in St. Gallen aufgerichtet worden. Kaum hatte in Bern der Lutheraner Burgauer nachgegeben, so forderte ein Vetter Vadians, der lutherisch gesinnte Georg von Watt, über die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl mit den St. Galler Predigern vor klein und großen Räthen ein Gespräch zu halten. Nachdem dieses zwei Tage angedauert und Georg von Watt endlich zu der Erklärung hingedrängt war, „er glaube einmal, daß in diesem Sakrament der Leib Christi genossen und sein Blut getrunken werde, wie es aber geschehe, stelle er der Allmacht Gottes anheim“, schloß Vadian das Gespräch mit den Worten: „Nun seien sie eins, denn solches glauben und lehren die Prädikanten auch; dieweil aber sein Vetter Jörg nicht eigentlich wüßte noch sprechen wollte, welcherlei Maßen Christus leiblich genossen werde, habe er nicht genugsame Ursache, die Prädi-

kanten eines Irrthums zu strafen." Wie Burgauer über das Abendmahl mehr altkatholisch als lutherisch dachte, so Dominikus Zili über die Beichte in gleicher Weise. Dieser, der nun angesehener Stadtpfarrer war, konnte sich von einigen Nebenbegriffen der Beichte nicht ganz losmachen, sondern erachtete es für Pflicht seines Pfarramts, geheimen Anklagen seiner Spione und Ohrenbläser Gehör zu geben; auf solche in anzüglichen Strafpredigten Rücksicht zu nehmen und wenn das dadurch erregte Aufsehen obrigkeitliche Untersuchungen veranlaßte, den Namen der Angeber, besonders wenn ihnen Unannehmlichkeit oder Schaden daraus hätte erwachsen können, standhaft zu verschweigen. Bei dieser Uneinigkeit war es ein glücklicher Griff Vadians, daß er die Abhaltung einer Synode beantragte, zu welcher Zwingli geladen werden sollte. Hören wir, was Keßler hierüber berichtet:

Dieweil die Irrthümer des Papstthums, zudem unter uns eigensinnigen Köpfen, zu viel Spaltung, Sekten und Aufruhr täglich Ursach gaben, dieselbigen nicht allein niederzulegen, sondern künftighin besser fürzukommen, haben die Prädikanten von Zürich, fürnemlich Huldreich Zwingli, christlicher Einigkeit zu Nutz für gut und nothwendig angesehen, dasjenige an die Hand zu nehmen, dessen sich in solchen Fällen die Apostel zum Ersten und hernach die Hirten und des Worts Gottes Diener gebraucht und beflissen haben, nemlich Synodos halten. Also dem Allen nach ist ein solcher Synodus, dieweil etwas Mischall unter den Prädikanten vonwegen der Form Amts christlichen Banns oder Absunderung erwachsen wollte, von unserer Stadt und des Gotteshauses Oberkeit angesehen und auf 18. Dezember bestimmt und in unserer Stadt St. Gallen zu halten fürgenommen; alldahin auch beschieden worden von Zürich Huldreich Zwingli, der Herr Abt von Capell. Es haben auch andere Priester aus dem Rheinthal und Land Appenzell und Grafschaft allhier beflissen, damit sie etwas christlichens möchten unterrichtet werden, ob sie gleich zu handeln in diesem Synodo nicht berufen wurden. Auf bestimmten Tag nach der Morgenpredigt hat man sich an dem Markt auf der Weberzunftstuben versammelt, sind zu Präsidenten verordnet von den Prädikanten Huldreich Zwingli und Jakob Riner, jetztmal zu einem Prädikanten von der Stadt gen Tail geliehen; von der Obrigkeit Bürgermeister Heinrich Kumber und Jakob Frei des Gotteshauses Hauptmann. Demnach die Oberkeit den Eid angegeben, nemlich daß jeder Prädikant sich verpflichte, nichts Anderes zu lehren oder zu predigen, als was der Synodus gut gefunden hätte. Hat sich deßhalb nirgends ein Span erhebt; nur unser Prädikant Dominikus Zili mitsammt Joann Fortmüller zu Altstetten haben diesen Eid widerfochten und zu schwören in keinem Weg schuldig sein, denn Christus habe seinen Aposteln keinen Eid angeben, sie haben auch nicht aus Eid, sondern aus schuldiger Pflicht das Evangelium geprediget; deß wollen sie sich auch halten und deß vernügen lassen, daß Gott spricht durch den Pro-

pheten, er wolle das Blut von ihren Händen fordern. So stund a Zwingli und sprach: Lieber Dominice, als ich angehends gelehrt, gepr digt und geschrieben habe, hat mir das Niemand bei keinem Eid gebote sondern allein Gottes Beruf und Befehl. Dieweil uns aber hohe Notl durft zu solchen Synoden zwingt, derhalben Noth, daß sich die Brüd mit solcher Eidespflicht einander zu erkennen geben, was Jeder sich z dem Andern versehen solle. Dann wiewohl die Apostel von Christo keine Eid empfangen, doch als sie hernach zusammenkommen (wie Paulus sagt) ob sie gleich nicht wie wir die Finger aufgehebt, doch haben sie einande die Hände geboten und vereinbart, daß Etliche unter den Heiden, Etlich unter den Juden das Evangelium predigen sollen, welches ich für ei Zeichen achte. Was wäre je für eine Nutzbarkeit, daß wir Synodos be schreiben und nach denselben wiederum ein Jeder auf seine Meinung trolte und wie vor nachher Eigensinnigkeit anrichte. Zudem wird Manches in der Censura der Priester gemeldet, das von ihm in keinem Weg ausgespraist, sondern im höchsten Vertrauen soll verschwiegen bleiben. Es müssen ja auch fromme Bürger und so man die Räthe besetzt, einen Eid thun, bürgerliche Statuten zu halten und Jedem sein Recht unangefochten verfolgen zu lassen, ob sie gleich deß von ihnen selbst aus Liebe zu gemeinem Frieden und Gerechtigkeit sonst zu thun willig erfunden werden. Es muß aber durch den Bankhinweg gleich zugehen. Dieser Zank hat sich ein lang Weil verzogen, bis man zuletzt gesprochen, welche schwören wollen, sollen aufheben. Da haben andere Priester all aufgehebt und geschworen, ausgenommen gemeldete Zween haben sich zu schwören keineswegs untergeben wollen, besonders Dominikus, denn man sagt, Fortmüller habe hernach den Eid angenommen. Demnach man ein Gebet zu Gott um Offenbarung seines h. Willens und Worts gehalten, hat man den Artikel von dem christlichen Bann in die Hand genommen. Und zum Ersten Dominikus, unserer Prädikanten Einer, und vorgemeldeter Johann Fortmüller hielten für, wie die rechte Form Bannens und Ausschließens beschrieben wäre, Matth. 15. und dermaßen durch Paulum bei den Korinthern erstattet. Darauf antwortet Zwingli: Lieben Brüder, ich und Martinus Bucer, wie er sammt Oecolampadio bei mir nächst zu Zürich gewesen und mir vormals Oecolampadius seine Meinung von dem Bann schriftlich zugeschickt, nicht ließ anfangs mißfallen. Doch wollt Bucer gar nicht drin sein, derhalben wir uns übten und herfürbrachten, es mög hie nicht mehr geredet werden, das wir nicht gemeldet und angerührt haben, so diesen Artikel berühren möge, und besonders zum Letzten, daß unser Zeit (da wir die Zeiten gegen einander vergliechen) viel mehr der Propheten denn der Apostel Zeiten mag verglichen werden, und die Kirche eine andere Gestalt dann dazumal habe, nicht der Lehr und Predigt, sondern der Obrigkeit halb. Denn zu der Apostel Zeit war die Kirche hin und her zerstreuet, hat weder Oberkeit noch Regiment, sondern war frem-

der heidnischer Oberkeit unterthan, die der Laster nicht viel achtet, derhalben sie damalen mit keinem Andern füglicher mochte die Laster abwenden, denn mit Ausschließen deren, so keiner Warnung noch Verbesserung nachkommen, ließen Heiden wieder Heiden werden. Demnach aber die Oberkeiten Christen wurden, hat Jenes, so von den heimlichen Christen geübt, aufgehört, und soll solches durch Oberkeiten vollstreckt werden: dann ehe der Mörder und Todtschläger mag ausgeschlossen werden, so hat ihn die Oberkeit schon hingerichtet. Wo aber die Oberkeit zu strafen und wehren lässig, dann sollen und mögen die Gemeinden solchem Sauerteig, damit der ganze Teig nicht verführt werde, mit ihrem Gewalt, von Christo übergeben, fürkommen und ihre Gemeinsame sauber und rein behalten; dann sollen auch die Prädikanten zugleich wie die Propheten die Oberkeiten strafen und ihr Laster anzeigen. Demnach hat sich wiederum Red und Antwort zutragen bis auf den dritten Tag, und von beiden Theilen unvereinbart abgeschieden, dann daß Fortmüller nachgab, es möchte ja solcher Gewalt aus Liebe wohl einer Oberkeit von der Gemeine übergeben werden, doch daß sie den, wo er mißbraucht, wiederum zu Handen nehmen möge; Dominikus aber ist auf seinem ersten Fürtrag nicht um ein Dupfli abgewichen. Es sind auch zu diesem Synodo berufst und erfordert die Wiedertäufer und Tauften; ihr keiner aber ist erschienen. Zum Letzten ist die Beschätzung oder Correction der Priester, desgleichen Verhörung der neuen Prädikanten vollendet. Nach Allem hat Zwingli mit einer ernstlichen Red die Prädikanten ihres sorgfältigen Amts erinnert und hiemit den Synodum beschlossen. Zu der Zeit ist unser Herr Dr. Joachim von Watt nicht anheimsch gewesen, sondern, die kriegerische Empörung zwischen den Herzogen von Sachsen und unseren lieben Eidgenossen von Bern zu einem friedlichen Austrag zu bringen, sammt anderen verordneten Schiedleuten müssen beholfen sein. So sprach Zwingli in offenem Synodo: In seinem Abwesen red' ich von unserem Doctor Joachim: ich weiß nit mehr einen solchen Eidgenossen.

Die Synode erhob folgende zwei Sätze zu Beschlüssen: 1) daß jeder Pfarrer der Obrigkeit Treu und Wahrheit schwören solle, woraus sich von selbst ergab, daß er der Obrigkeit auch seine Denuncianten zu nennen habe, 2) daß auch das kirchliche Strafamt und was man vom Bann beizubehalten für gut finden werde, provisorisch von der Obrigkeit, die ja aus angesehenen Mitgliedern und Vorstehern einer christlichen Gemeinde bestehe, so lange verwaltet werde, bis man die Sache gehörig werde erörtert und angeordnet haben. Der Stadtpfarrer Zili aber, der nicht eingewilligt hatte, hielt auch nachher noch persönliche Strafpredigten. In einer solchen hatte er in heftigem Eifer gesagt, es gebe sogar Mitglieder des Raths, die der größten Schand- und Lasterthaten bezüchtigt werden könnten. Von dem Rath wurde eine strenge Censur seiner Mitglieder vorgenommen und Keiner schuldig befunden. Nun sollte Zili seine Anklage beweisen oder

seine heimlichen Angeber nennen; er verweigerte es aber standhaft, u. A auch aus dem Grunde, weil es mit dem Zweck und der Würde seines Amtes streite, Mitglieder der Gemeinde, die ihrem Seelsorger ein Geheimniß anvertraut hätten, unglücklich zu machen. Hierauf wurde die Sache vor die kirchliche Kommission gewiesen und Zili vor dieselbe beschieden. Vadian als Präsident derselben bemühte sich, Zili von der Unhaltbarkeit seines Verfahrens zu überzeugen, und da Zili auf seiner Pfarrei verblieb, ja sogar bald nachher Mitglied dieser Kommission wurde, so scheint derselbe nachgegeben zu haben.

10. Folgen der Schlacht bei Kappel.

Mitte Augusts des Jahres 1531 ward ein Komet gesehen. Der im Aberglauben seiner Zeit befangene Vadian äußerte sich bald in banger Besorgniß und Keßler schreibt: „Damit die Wirkung dieses Kometen nicht lange ausbleibe, ohne Zweifel unseres unbußfertigen Herzen halben hat sich in unseren Landen einer löblichen Aidgenossenschaft nit ein kleiner Jammer und erschrockenlich Blutvergießen, ja (wie der Kometen Art ist) eine ganze Aenderung der Regimenter zugetragen," — es brach der Krieg aus zwischen den fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und der Stadt Zürich und ihren Verwandten mit Landschaft und Bürgerrecht. Am 12. Oktober 1531 erfolgte die Niederlage bei Kappel, am 21. die bei Menzingen. Kaum war die Hiobspost in St. Gallen angelangt, als der Rath den Dr. von Watt mit zwei anderen Rathsgliedern zu einer Vermittlung nach Bremgarten abordnete. Die katholischen Orte, stolz auf zwiefachen Sieg, wollten sich nicht damit befassen. Während die St. Galler noch in Bremgarten waren, lief die Nachricht von dem Friedensabschluß ein, welcher dem Züricher Heer von dem Heer der fünf Orte vorgeschrieben worden war, und welcher den katholischen Kantonen das Uebergewicht in der Eidgenossenschaft gab. Keßler erzählt: „Wie nun die Artikel gemeldeten Friedens den Rathsboten fürkommen, hat Vadian vonwegen unserer gemeinen Stadt, für die er vielfältige Sorge trägt, solchen Schrecken darob empfangen, daß er in schwerlich Krankheit gefallen und mit lauter Stimme gesprochen klagender Weise: O einer frommen Gemeind St. Gallen! und hiemit von dannen gen Zürich geritten, so schwach und seiner selbst so gar vergessen, daß ihm nit wissend, wie er dahin kommen ist. Auf den 16. Tag Novembers kommen sie her und hielt man fleißig Rath, wie ihm nun fürohin zu thun wäre, aber kein anderst möcht befunden werden einer kleinfügeren Stadt, dann in den Frieden treten, so von einer Hauptstadt so viel und weit gewaltiger angenommen. Also schickt man wiederum hinter sich Junkern Kaspern Zollikoffer sammt Gregorio Gering gen Zürich, um aufgerichteten Frieden gleichermaßen anzunehmen." Die fünf katholischen Orte trafen auf Ansuchen Abts Diethelm Blaurer Anstalten, diesem sein

Kloster und Land wieder zuzustellen. Darüber hoch erfreut, begab sich der Abt nach Wyl, wo ihn der größte Theil der Bürgerschaft jubelnd empfing. Von da aus erließ er ein Schreiben an St. Gallen, in welchem er nicht bloß Alles, was von dem Eigenthum der Abtei in ihren Händen sei, zurückforderte, sondern auch für das Zerstörte und Verkaufte einen Schadenersatz von 60,000 Gulden forderte. Die Lage konnte für St. Gallen nicht schwieriger sein: die Stadt erwählte das beste Theil, indem sie für das entscheidungsvolle Jahr 1532 aufs Neue Badian zum Bürgermeister wählte, und dieser zeigte sich im Unglück so groß als je zuvor.

Halten wir uns die Lage der Dinge nochmals vor Augen: die ganze Landschaft St. Gallen hatte damals evangelische Prediger, in allen Gemeinden war die Reformation angefangen oder schon vorgerückt; die Mehrzahl der Konventualen war mit dem entflohenen Abt des Klosters abwesend, andere hatten eine Pfründe angenommen oder sich mit einer Summe Geldes abgefunden. Die leeren Klostergebäude waren von den beiden Schirmorten Zürich und Glarus mit Bewilligung der Gotteshausleute an die Stadt verkauft und ihr Brief und Siegel dafür gegeben, auch aus der Kirche Bilder, Gemälde und Messe abgethan, und das Singen, Beten und Predigen in deutscher Sprache war in derselben eingeführt. Nun aber kam der Abt wieder nach Wyl, die Landschaft unterwarf sich ihm, fast Alles kehrte zum römischen Kultus zurück, und der Abt, von den Siegern unterstützt, begehrte gütlich oder rechtlich das Kloster und eine große Geldsumme als Schadenersatz. Von Zürich und Glarus erhielt St. Gallen immer schwächere Vertröstung und zuletzt sah sie sich wie ganz verlassen. Bei dieser Sachlage gab es vielerlei Redens unter den Bürgern und verschiedene Meinungen im Rathe: die Einen wollten, daß man dem Abt mit neuen Mitteln abhalten solle; Andere, man könne auf dem Recht des Kaufs nach Inhalt der versiegelten Briefe verharren; Andere wollten Leib und Gut daran setzen, den Abt nicht wieder einziehen zu lassen; noch Andere glaubten unter diesen Umständen weichen zu sollen; von ihnen wollten die Einen den Weg der Güte, die Andern den Weg des Rechts vorziehen. In solcher Gefahr und Noth der ihm so theuren Stadt und in solcher Rathlosigkeit und Uneinigkeit der Gemüther unter den Bürgern und Räthen unterstützte Badian nicht nur die einzige kluge Partei der Gemäßigten, sondern bewirkte auch durch seine maßvolle Haltung eine vollkommene Einigung der Streitenden. Die ängstlichen Gemüther beruhigte er über die Religionsfreiheit der Stadt, die sogar nach dem Inhalt des schlimmen Friedens gesichert sei, und forderte sie auf, die Sache nur von der politischen Seite aus zu betrachten. Den blinden Eiferern, die den römischen Kultus nicht mehr in den Münster aufnehmen wollten, erklärte er, es wäre nicht Klugheit, sondern thörichte Vermessenheit, sich um Sachen willen, die man unmöglich ändern könne, in Gefahr des Leibes und Guts zu begeben, man müsse nun einmal diesen Weg gehen, und wenn man sich auch auf alle

Biere, wie man spreche, legen wollte. So kam denn endlich ein Vergleich zu Stande, der zwar der Stadt theuer zu stehen kam, aber doch ihr die Freiheit des evangelischen Kultus nicht beeinträchtigte. In der ganzen Verhandlung erprobte sich der fromme und rechtliche Sinn Vadians. Als der Sieg bei Kappel in vielen Flugschriften für einen Beweis des Irrthums Zwinglischer Lehre ausgegeben wurde, schrieb Vadian in sein Tagebuch, daß Schlachten und Siege schlechte Beweise für die Wahrheit einer Lehre seien, indem es bisweilen auch den Philistern zugelassen worden, das Volk Gottes zu überwinden, und der Türke so oft Schlachten gegen Christen gewonnen und viele Städte und Länder der Christenheit erobert habe. Der damalige Papst aber soll erklärt haben, er halte auf die fünf siegenden Kantone mehr als auf die fünf Bücher Mosis.

Nach Abschluß des Vertrags hielt Abt Diethelm einen feierlichen Einzug in die alte Residenz. Um Unordnungen vorzubeugen, wurde den Zünften vorgestellt, daß es gerathen erscheine, daß sich die Bürgschaft an der Ceremonie der Installation gar nicht betheilige, und darum Männer, Weiber und Kinder sich des Zuschauens enthalten und in ihren Häusern bleiben. Die Bürger kamen dieser Verordnung pünktlich nach, und alles Glockengeläute und Singen vermochte sie nicht zum Kloster zu rufen. Im Kloster und Münster wurde der katholische Kultus wieder eingeführt. Aber bald zeigte es sich, daß manche Bürger ihm noch immer zugethan waren und aufs neue zur Münsterkirche liefen. Der Rath richtete zuerst eine freundliche Mahnung, dann einen ernsten Befehl an die Bürgerschaft, sich der Messe und aller übrigen Ceremonien ganz zu enthalten. Der Abt begehrte nun Bericht, aus was Ursachen und wie die Stadtobrigkeit erstmals durch Bitt, zum Andern durch Mandat und Verbot ihren Bürgern die pästliche Messe zu besuchen abgekündigt und verboten habe, darob nicht allein dieselbigen Bürger sondern auch ein Abt sammt seinem Gesinde großen Widerwillen und Verdruß empfangen hätten. Der Rath behauptete aber sein Recht gegen die fünf Orte und den persönlich vor ihm erscheinenden Abt und stellte sogar Achthaber auf diejenigen Bürger an, welche zur Messe gingen, um sie zu bestrafen; ja, im Jahre 1536 befohlen Bürgermeister und Rath, daß weder Bürger noch Bürgerinnen, weder Dienstleute noch Hausleute noch Hintersassen keine Kirche mehr besuchen sollten, in welcher katholischer Gottesdienst gehalten werde. Wer diesem Gebot nicht nachkommen wolle, möge außer die Stadt und Gerichte ziehen ohne allen Nachtheil seiner Ehre und seines Vermögens, und nach aufgesagtem Bürgerrecht die Märkte gebrauchen und seine Geschäfte in St. Gallen wie ein anderer Fremder verrichten. Zwar hörten die Plackereien des Abts noch nicht auf, aber die Stadt konnte sie um so eher unbeachtet lassen, als die Finanzen und Gebäude des Klosters gleichmäßig in einen immer trostloseren Verfall geriethen. Bald hatte die Stadt, die durch ihren Leinwandhandel sich sehr bereicherte, die Verluste des Kappeler Krieges verschmerzt, und Viele sahen

in der Blüthe des Handels und der Bereicherung der Bürger einen Segen des Himmels, welcher der Stadt um des angenommenen Evangeliums willen zu Theil geworden sei, und machten ansehnliche Vergabungen an die Armenhäuser.

Um Vieles nachtheiliger wirkte die Schlacht bei Kappel auf die Landgemeinden, in denen die Reformation noch keinen festen Fuß gefaßt hatte. Mit Gewalt wurde der katholische Kultus wieder eingeführt und die alten Priester wieder eingesetzt. Und welche Leute! Während in der St. Gallschen Landschaft und im Rheinthal die evangelischen Prediger vertrieben wurden, erklärte ein äbtischer Priester zu Thal in der Neujahrspredigt 1533 das Kartenspiel, so daß er, um gotteslästerlicher Vergleichungen zu geschweigen, die Karte IV. die vier Evangelisten, die Karte II. die zwei Tafeln Mosis bedeuten ließ, und seine eigene Zuhörer ihn zur Sau im Kartenspiel machten, da er einzig derselben nicht gedacht hätte! Uebrigens waren so viele Landgeistliche der Reformation ergeben, daß der Abt Priester aus Baiern für seine Messen verschreiben mußte. Ein Prediger von Altstädten verlas von der Kanzel die zehn Gebote, also auch die Worte: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke verrichten.“ Das wurde ihm von dem Landvogt ausgedeutet, als ob er gegen die Menge überflüssiger Feiertage in der römischen Kirche und also gegen den Landfrieden geredet hätte. Nur durch die Zumuthung seiner Gemeinde, um ihrer Ruhe und Sicherheit willen die zehn Gebote gar nicht mehr zu verlesen, konnte er der Strafe entgehen! Andere Pfarrer der St. Gallschen Landschaft gaben dem Drang der Zeit nach, lasen wieder die Messe und ließen sich von ihren Weibern scheiden, um sie als Köchinnen beizubehalten.

In der Stadt St. Gallen befestigte sich evangelischer Sinn und Dienst immer mehr und mehr; die treuen Gehilfen der Reformation Hermann Miles und Wolfgang Wetter starben zwar bald nach Vollendung des großen Werks, Ersterer am 3. Januar 1533, Letzterer am 10. März 1536, aber für Beide wurden tüchtige Nachfolger gewonnen, während auf Badians Vorschlag hin im Jahr 1533 ein Lehrer angenommen wurde, der die Jugend, wenn sie deutsch lesen und schreiben könne, lateinisch, und bei Neigung und Talenten auch griechisch und hebräisch lehren sollte. Die Stelle erhielt Sebastian Cunz. Als dieser schon zu Anfang des Jahres 1537 starb, wurde der Sattler Keßler, der zwischenein als Missionar im Rheinthal verwendet, auch zum Vierer in der Stadt ernannt worden war, zu seinem Nachfolger bestellt. Keßler nahm das Amt, in welchem ihn später seine Söhne unterstützten, nach langem Bedenken endlich an und ward seit 1542 daneben zum ordentlichen Prediger an der St. Laurenzenkirche bestellt. Im Jahr 1554 trat er auch in den Schulrath ein, bis ihm 1560 vom Rath gestattet ward, sich des Predigens zu begeben und nur seiner Schule zu warten. Nachdem er noch im Frühjahr 1571 die

Stelle eines Antistes der St. Galler Kirche erhalten hatte, starb der treu demüthige Diener des Herrn am 17. März 1574.

Sobald das ordentliche evangelische Predigtamt in St. Gallen eingesetzt und befestigt war, trat auch Vadian zurück; aber hatte er nicht Grund, wie er in seiner Vorrede zu den Aphorismen (1536) gethan, Gott zu danken, daß er ihm Gnad und Geist verliehen, in seinem Amt und Beruf keinem Ding mehr obzuliegen, als der Förderung des reinen Gottesdienstes und der wahren Gottseligkeit?

Drittes Buch.

Abriß der übrigen Lebensthätigkeit Vadians.

1. Der Mitbürger.

Vadian war das Werk gelungen, zu dessen Ausführung er auf eine glänzende Laufbahn an der Universität, selbst auf den ganzen bisherigen friedlichen Verlauf seiner gelehrten Studien Verzicht geleistet hatte und in die Vaterstadt zurückgekehrt war, in ihr die Leuchte des Evangeliums auf den Altar zu stellen, damit sie allen seinen Mitbürgern leuchte. Große Schwierigkeiten hatte er glücklich überwunden, ohne Beihilfe bedeutender hervorragender Persönlichkeiten, ohne selbst jemals eine diktatorische Gewalt sich anzumaßen. Wo er das Wort ergreift, thut er es nur als Dolmetscher der Gefühle und Wünsche des Volks; wo er handelt, ist er nur der Vollstrecker der Befehle des Raths. Er leitet Bürgerschaft und Rath und Geistlichkeit, aber ohne jemals seinen stillen und doch so gewaltigen Einfluß merken zu lassen, geschweige sich desselben zu brüsten. Er war ein Mann des Volks im edelsten Sinne des Worts. Das allein erklärt den staunenswerthen Erfolg seiner Arbeiten. Wohl war dem in die Heimath Zurückkehrenden der Ruf seiner Gelehrsamkeit und der hohen Würden, mit denen der Kaiser und die Gelehrten sein jugendliches Haupt gekrönt hatten, vorangeeilt; aber hiemit allein hätte er sicher in einer vorzugsweise von industriellen und merkantilischen Interessen bewegten Stadt schlechte Geschäfte gemacht. Dieser Ruf mochte es höchstens seinen Mitbürgern schmeichelhaft und nützlich erscheinen lassen, ihn zu ihrem Stadtarzte zu gewinnen; denn mit je größeren Zahlen Einer zu rechnen gewohnt ist, desto mehr weiß er meist die Kunst dessen zu schätzen, der nächst Gott die Zahl und Frische seiner Jahre zu erhöhen versteht. Und doch bot eben dieser Beruf eines Arztes unserem Vadian in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus Wien die beste Gelegenheit, nach langer Entfremdung sich wieder heimisch und populär unter den Seinigen zu machen. Mit unerschrockenem Muth der Menschenliebe trat er an die Betten der Pestkranken, mehr als durch seine ärztlichen Verordnungen durch die Ruhe und das Mitgefühl mit welchem er den Nothleidenden entgegentrat, helfend und belebend

Zum Stadtarzt hatte ihn der Rath von St. Gallen, zum Kirchenarzt der Ruf Gottes bestellt; er entzog sich dem doppelten Amt nicht, ein leiblicher und Seelenarzt zugleich zu sein. Beide Berufe schließen sich ja keineswegs aus, sondern fördern sich gegenseitig, so daß immer die Verbindung beider das Ideal eines rechten Arztes der kranken Menschheit sein wird. Freilich war es zu den Zeiten der Reformation wie heutiges Tages etwas Ungewohntes, daß der Arzt zugleich Seelsorger sei, und Vadian selbst wußte in dieser Laufbahn wohl nicht viele Vordermänner außer dem Arzt und Evangelisten Lukas, an dessen Vorgang er sich des Oefteren erinnerte, und dessen Apostelgeschichte ihm so lieb und theuer war. Schön schrieb hierüber Oecolampad an Vadian (14. Juni 1527): „Gift mischen die Seelenärzte, indem sie sich nur um das, was des Bauches ist, kümmern; heilsame Arzneien für die kranken Seelen verschreiben die Leibesärzte, damit die Kranken nicht blos um Irdisches sich kümmern. So verkünden auch, während die Priester in der Kirche schweigen, gekrönte Dichter die Großthaten Gottes. So gilt vor Gott keinerlei Ansehen der Person. Um dieses Ruhmes willen warst du schon lange uns werth, und wir bitten Gott, daß du uns lange in Christo zur Seite stehest und nie die Hand vom Pflug abkehrest, um hinter dich zu schauen." Bei seinen Krankenbesuchen lernte Vadian den tiefen Nothstand des Volkes kennen, und wie hätte dieses einen Arzt nicht lieb gewinnen sollen, der nicht nur mit der aufopferndsten Uneigennützigkeit den Armen gleichwie den Reichen seinen Rath lieh, sondern auch dieselben mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit und ungeheucheltsten Demuth zu dem hinwies, der gesprochen hat: Ich, der Herr, bin dein Arzt! So arbeitete Vadian in seiner Eigenschaft als Arzt dem Werke der Reformation vor, während er andererseits dadurch in seinem Vorsatz nur bestärkt werden konnte, den lang entbehrten Trost des Evangeliums, ohne den seine Kranken in ihrem Elend hätten vergehen müssen, zu bringen. Hat doch Niemand mehr Gelegenheit als der Arzt, in das namenlose Elend der Familien hineinzusehen, in denen nicht das Wort Gottes Trost und Licht aufgerichtet hat. An den Krankenbetten studirte Vadian die geistigen und leiblichen Gebrechen, hier lernte er das Volk so ganz verstehen, wie es dem nöthig ist, der es leiten und regieren soll. Er entdeckte bei seinen Mitbürgern nicht blos ihre schlimmen, sondern auch ihre guten Seiten und suchte letztere zu stärken und zu kräftigen. Hieher gehörte vor Allem die Vaterlandsliebe, welche in seinem eigenen Herzen brannte, und die er bei seinen Hausbesuchen zu heben suchte. Je mehr dieses patriotische Gefühl genährt wurde, desto größer mußte das Verlangen nach Unabhängigkeit von der weltlichen und geistlichen Herrschaft des Klosters, das bisher die Stadt geknechtet hatte, werden.

Der Stadtarzt hatte sich in kurzer Zeit in solche Gunst und solches Ansehen zu setzen gewußt, daß er in den Rath gewählt wurde. Die alten Rathsherren mochten wohl erst sauer sehen zu dem neuen Kollegen, der

hnen nicht blos an Verstand und Lebenserfahrung weit überlegen war, ondern auch für einen Neuerer galt, der den Wagen der Stadt nicht nehr in den alten Fahrgeleisen fortrollen lassen wolle. Leistet doch die Tradition außer in der Kirche nirgends zäheren Widerstand als auf den Rathhäusern. Auch in St. Gallen hatte es bisher der Rath mehr für eine Pflicht erachtet, dem Trieb der Zeit nach Fortschritt einen Hemmschuh inzulegen, als ihm Vorschub zu leisten. Aber wie erstaunt mochten die alten Rathsherren sein, als ihr jugendlicher Amtsgenosse mit aller Bescheidenheit, Ruhe und Mäßigung neben ihnen tagte, wie erstaunt, als er ie vorwärts trieb, ohne sie ihren langen Stillstand entgelten zu lassen. Auch im Rath wußte sich Vadian schnell den größten Einfluß zu sichern, ja sich unentbehrlich zu machen, da ihm das vollste Vertrauen der Bürgerschaft entgegen kam, und der Ernst der Zeit seine weise Leitung und entschlossene Thatkraft forderte. So oft es nur nach dem Gesetz möglich ist, wird er als Bürgermeister an die Spitze des Rathes und der Stadt gestellt, und es gelingt ihm, das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen zu rechtfertigen. Wo der Rath schwankt, läßt ihn Vadian durch die Bürgerschaft beeinflussen; wo die Bürgerschaft gährt, läßt er sie durch den Rath besänftigen. Vadian gilt Alles, weil er nichts gelten will, thut Alles, weil er immer Andern den Schein gönnt, daß sie es vollbringen. Nicht leicht wird eine zweite Freistadt einen Mann aufzuweisen haben, der so wie Vadian es verstand, ohne Ehrgeiz und Herrschsucht Ehre und Herrschaft zu behaupten. Nirgends trübt auch nur ein Schatten von Eigennutz oder Eigenliebe sein öffentliches Auftreten; nirgends bietet sein Charakter seinen aufmerksamen Feinden eine Blöße. Er verlor sein Ziel nie aus den Augen, aber er ließ sichs nicht verdrießen, auch durch Umwege ihm näher zu rücken. Wo er mit seiner scharfen Menschenkenntniß gewahr wurde, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, das Ganze zu erhalten, ließ er sich auch an Abschlagszahlungen genügen, wie denn die Reformation in St. Gallen nur auf Zieler gekauft wurde. Vadian glaubte der Wahrheit nichts zu vergeben, wenn er ihr Frist gab, sich selbst ihre Herrschaft zu gewinnen. Weil ihm die Reformation nicht blos Lehre, sondern Leben, nicht blos kirchliches, sondern eben so soziales und politisches Leben war, darum forderte er nicht Anerkennung eines fertigen Systems, sondern nur Raum für Entwicklung, Freiheit der Bewegung. Der St. Galler Stadtarzt betrachtete die Krankheit der römischen Kirche nicht, wie die Theologen so gern thaten, als eine akute, sondern als eine chronische, und erinnerte sich daran, daß Krankheiten schneller auftreten als weichen. Darum war er, so lang thunlich, nie für zwingende Mittel, sondern wollte die kranke Kirche in eine langsame, aber sichere Kur nehmen. Darum mochten ihn wohl manche ungeduldige Eiferer je und je zu mild und nachsichtig finden, weßwegen ihn auch der Volkswitz S c h o n l i c h nannte; aber dennoch ward er in der für sein Ansehen bedenklichsten Krisis des Jahres 1532 wiederum

so einmüthig zum Bürgermeister gewählt, daß kein anderer Kandidat neben ihm nur genannt wurde — ein Erfolg, welchen Vadian selber sehr hoch schätzte. Zwei goldene Regeln pflegte er sich und dem Rath immer wieder vorzuhalten: 1. daß die Obrigkeit in allen Geschäften nicht blos auf das Gegenwärtige, sondern auf das Zukünftige sehen und jederzeit wohl erwägen solle, was aus jeder Sache ins Künftige entstehen und dem gemeinen Wesen Schädliches erfolgen möchte; 2. daß wenn die Obrigkeit Fug und Zeit habe, etwas mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu erlangen, sie ohne Verzug dazuthun und nicht säumen solle, weil künftigen Zeiten nicht allzeit zu trauen sei. Je weniger es Vadian auf Ehre abgesehen hatte, desto drückender lastete oft auf seinem Gewissen die Verantwortung, wenn er sah, wie im Rath sein Urtheil stets das entscheidende war, wie so Viele ihm blindlings beizustimmen gewohnt waren. Darum erklärte er vor dem kleinen und großen Rath oft und feierlich: Er halte den für keinen Biedermann, der eine seines Bedünkens bessere Meinung wisse als er, und sie doch, ihm zu Gefallen, nicht frei heraussage.

Trotz seiner vielseitigen Amtsthätigkeit und seinem innern Drang nach Privatstudium erachtete Vadian es für Pflicht, sich den Mitbürgern auch im geselligen Verkehr zu widmen, und seine Gespräche hatten stets das Ziel der Belehrung. Gewöhnlich besuchte er nach dem Mittagessen bis drei Uhr bald diese, bald jene ehrbare Bürger, unterhielt sich mit ihnen über ihre Verhältnisse, um guten Rath zu geben, belebte ihre Liebe zur Religion und zum Vaterland und bemächtigte sich ihrer Herzen durch einnehmende Anmuth und wohlwollende Freundlichkeit. So entzog sich der gelehrte Mann auch nicht den geselligen Freuden, wie er z. B. im August 1526 von St. Gallen mit mehr als dreißig Schützen zu Roß und zu Fuß auf ein Freischießen nach Zürich zog und mit Zwingli sich zu dem Festessen setzte, das auf dem Lindenhof unter dem Klang von Trompeten, Pfeifen und Trommeln gegen achthundert Personen versammelte. Keßler hat uns in seiner Sabbatha eine Erzählung aus dem Jahr 1531 hinterlassen, welche uns den klarsten Einblick in die Liebenswürdigkeit, Anspruchlosigkeit und das belehrende Interesse des geselligen Umgangs Vadians gibt. Sie lautet:

„Wie man sagt, es würde ein Komet ersehen, desgleichen am Morgen ein grausamer feuriger Stern, ist unser Herr Dr. J. von Watt, zu der Zeit des Reichs Vogt, und wir Nachbenannten, sein Bruder David von Watt, Cunrad Eppenberger, Andreas Eck, Jakobus Riner, Johann Rütiner und ich mit ihm auf die Bärenegg zogen, um allda auf der Höhe durch die Nacht des Kometen zu Abend und des Sternen zu Morgen wahrzunehmen, ob das erst ein wahrhafter Komet oder sonst ein Planet, der einen Glanz von ihm würfe, oder ob der am Morgen ein besonderer Stern, oder ob der zu Abend sich nach seinem schnellen Lauf am Morgen wiederum erzeigte, zu erkunden. Wie wir uns in des Hochrutiners

Burgli, oben an der Bernegg gelegen, um den Herrn Doctor saßen, und er fleissig in dem Almanach der Planeten Stätt und Gelegenheit und die Zeichen ausspähet, befand sich, daß nicht ein Planet, sondern ein ungewöhnlicher Stern, die man Kometen nennt, seyn muß. Demselben nach um die eilfte Stunde sprach er, ob wir gar auf die Höhe, so man Wendelisbild nennt, hinaufsteigen wollten, deß wir guten Lust trugen. Nun war es sehr finster und gar ein sterniger Himmel und der Boden ganz feucht vom kühlen Thau. Spricht Andreas Eck: Herr Doctor, es ist nicht für euch, denn ihr seid schwer und wird euch das Steigen hart ankommen, so habt ihr lederne Hosen, die werdet ihr in dem Thau ganz verwüsten. Antwortet Herr Doctor: Ich will mit euch hinaufgehen, denn ich von guter Gesellen wegen nicht allein die Hosen, sondern auch einen Fuß wollte dahinten lassen. Als wir nun auf der Höhen, setzt er sich auf den Boden nieder in das feuchte Heu, und wir um ihn her. Fing er an nach seiner angeborenen Freundlichkeit gar mancherlei Materien betreffend, zu erzählen. Jetzt sagt er uns (wie er den schönen Himmel, mit so hellen Sternen wunderbarlich geziert, ob ihm sah) von der Schöpfung und auch der gewaltigen Ordnung der Gestirne, und besonders mit großer Verwunderung, wie Gott der Allmächtige dem Zodiako, d. i. dem Zirkel, darin die zwölf Zeichen verordnet und ausgetheilt sind, in seiner Schöpfung einen Druck geben habe, daß er zuwider dem Firmament einen besonderen Lauf vollbringe, aus welchem der Tage und Nächte, auch der Zeiten Ordnung entstehe; zeigt dabei an mit dem Finger vieler Gestirne Namen, und zum Letzten spricht er mit aufgehobenen Augen gegen den Himmel: O wie will ich diesen wunderbarlichen Schöpfer so gern sehen! Demnach kehrt er seine Augen hin und wieder durch die umliegenden Landschaften, erzählend, wie es vor Zeiten hierum gestanden sei, und wie er kürzlich Sebastianum Munsterum heraufgeführt, die Gegend und Landschaften zu besehen, anzeigend, bei was Summe Gelds (nemlich bei einer Tonne Golds) aus dieser reichen Landschaft an den Leinwatgewerb allein von dem Boden jährlichen zinsen möchte. Weiter offenbart er, wie weit sich vor Zeiten der Römer Regiment in dieses unser Land gestreckt habe, wie sie all hierum gekriegt und niedergelassen, hin und wieder Schütz und Werinen aufgerichtet haben ꝛc. Demnach gingen wir wieder herab in das Bürgli und zertheilten uns hin und her in die Gemach, legt sich der Doctor bei dem Fenster gegen Morgen auf den Bank, des vorgemeldeten Sterns wahrzunehmen. Ich aber und Johann Rütiner gingen in das oberste Gemach. Bald sahen wir am Horizonte gegen Morgen eine Röthe oder Haus brennen. Als wir fleißiger des Feuers wahrnahmen, erhub es sich von dem Boden; da erfund sich bald, daß es nicht ein Komet, sondern Venus der Morgenstern war, von dem die Mayer und Wächter sagten. Wie nun aber der lichte Morgen anfing herbrechen und die nahende Sonne ihre vorgehende Morgenröthe

vor ihm herum spreitet und die wackeren Vogeli mit lieblichem Gesang die Tagzeit verkündeten, fingen wir an herabsteigen, aber dieweil es noch früh und besonders lustig, setzten wir uns zu Mitterberenegg nieder gegen der Stadt und indem der Herr Doctor die Stadt ansah, fing er an zu reden: Wie und wann sie erbauet, wie sie von Alter her gestaltet, wie oftmal sie verbrannt, und was sie je zu Zeiten von den Aebten gelitten, wie und wann unser loblicher und nothwendiger Leinwattgewerb aufkommen, und wie groß er im Anfang gewesen sei. Desgleichen zeigt er an, was alte ehrsame Geschlechter allhier und an welchen Gassen sie gesessen wären, auch von wannen her etliche Gassen ihre Namen empfangen 2c."

Auch nach Außen wurde Vadian öfter als Gesandter und Bevollmächtigter des Raths verwendet. So wurde er im Herbstmonat 1530 auf den ersten Bericht, daß die Stadt Genf von Savoyen und Burgund bedroht sei, nach Bern abgeschickt; schon am sechsten Tag war er zu Pferd in Genf, wo er ein starkes Heer von Bernern, Freiburgern und Solothurnern und Gesandte von den meisten Eidgenossen antraf, denen es bald gelang, einen Vergleich zu schließen. Am 6. Januar 1531 kam Vadian nach sechswöchiger Abwesenheit wieder nach Haus. Den Sonntag darauf befand er sich schon wieder in Baden auf einer Tagsatzung und Ende dieses Monats in Appenzell, um mit ein paar anderen erwählten Schiedsrichtern in einer Sache zwischen Rheinthalern und Gottshausleuten zu sprechen. Keine Mühe und Anstrengung war ihm je zu groß, wo es das Vaterland galt. So war er selber in allen Stücken der gemeinnützige Bürger, dessen Bild er in folgenden Reimen gezeichnet hat:

Der ist ein Meister Wapensgnoß,
Den guter Thaten nie verdroß,
Nach Gottes Wort sein Leben richt,
Den Eigennutz laßt herrschen nicht,
Den Gmeinen setzt er allweg für,
Halt wahre Tugend werth und thür,
In Ehren hat den Handwerksmann,
Ein Solcher soll ein Wapen han.

2. Der Gelehrte.

Vadian der Patriot war zugleich ein Kosmopolit, der nichts Menschliches sich fremd achtete und in der Welt ebenso gut als in seinem engeren Vaterland heimisch zu sein begehrte. Daher vor Allem sein Interesse für geographische Studien, in denen er es für die damalige Zeit zu großer Meisterschaft gebracht hatte. Einen Beleg dafür gab er in seiner Ausgabe des spanischen Geographen Pomponius Mela. Wiederholt hatte er in Wien nach diesem Schriftsteller Geographie gelehrt und war von seinen Schülern aufgefordert worden, das gesammelte Material zu ordnen und herauszugeben. Vadian that dieses mitten hinein unter seine medicinische

Studien und widmete diese Arbeit seinem Vetter, dem Abt Franz, den er freilich bei seiner Rückkehr in die Heimath gar anders kennen lernte, als daß er Lust gehabt hätte, ihm die schon 1522 nöthig gewordene zweite Ausgabe gleichfalls zu widmen, und das um so weniger, als Vadian die schon in die erste Ausgabe eingestreuten Körnlein reformatorischer Liebe in der zweiten noch reichlicher auswarf, in der Absicht, die Humanisten, welche seine Schrift studirten, auf die evangelische Wahrheit hinzuweisen. Schon in der ersten Ausgabe hatte Vadian der Unwissenheit der Priester und Theologen in der Geographie gedacht, aber nur vorübergehend, denn, sagte er, ich fürchte, was ich nur aus Wahrheitsliebe sage, werde von ihnen übel ausgelegt. Viel zahlreicher sind in der zweiten Baseler Ausgabe die Anmerkungen, welche von der Verderbniß der Kirche, der Würde Luthers und Zwinglis und der Rechtmäßigkeit und Wohlthätigkeit ihrer Unternehmungen zeugen. Um bei den evangelischen Theologen das Studium der Geographie zu fördern, schrieb Vadian in St. Gallen seine „heilige Geographie des Neuen Testaments", wozu er durch seine Vorlesungen über die Apostelgeschichte veranlaßt wurde, mit einem Vorwort an Bullinger, in dessen Eingang er sagt: „Unsere Zeit zählt nicht wenige fromme und eifrige Diener des Evangeliums, welche aus übermäßiger Verehrung der Schrift auf den Abweg gerathen, zu wähnen, es zieme den Geistlichen, welche die Heerden des Herrn weiden sollen, nicht, außer der h. Schrift irgend einen Abschnitt der Philosophie zu lesen oder zu behandeln; diese befasse sich ja mit Nichts, was zu unserem Heile diene, und es gebühre sich nicht, daß die Menschenfündlein bei jener himmlischen und von Gott geoffenbarten Philosophie angewendet werden; ein Geistlicher solle nicht spekuliren, sondern habe auf nichts sein Augenmerk zu richten als darauf, daß das Heil Vieler durch jene Lehre, welche der Apostel gesund nennt, befördert werde. Dieses Heil komme nicht von Menschengedanken noch aus der Natur, sondern allein aus jener einzigen unerschöpflichen Quelle ins ewige Leben fließenden Lebenswassers, welche als in einem weiten Behälter in den Schriften der Propheten und Apostel gefaßt sei. Diese Ansicht vertheidigten auch die von der Genügsamkeit der inneren Berufung überzeugten Wiedertäufer des Oefteren bei uns und schrieen gegen alle Sprachkenntniß und jedes Studium der Beredtsamkeit. Ihr Irrthum ist aber nicht minder verderblich, als der Jener war, welche sagten, die h. Bücher können ohne Beihülfe der Philosophie nie recht gelehrt oder verstanden werden. Ja, hätte ich zwischen beiden nur die Wahl, so möchte ich eher zu denen halten, welche den Mißbrauch menschlichen Wissens zulassen, als zu denen, welche die Wissenschaften gänzlich von der Kirche ferne halten wollen!" Gleichwohl wurde diese Epitome als ketzerisch verboten und verdammt durch ein kaiserliches Edikt, das Leonhard Beck von Augsburg am 19. December 1540 an Vadian mit den Worten übersandte: „Ich mußte sonderlich lachen, daß dem Kaiser Solches eingebildet

worden. Wollt' Gott, ich wär' auch solcher Kunst und Schicklichkeit, daß ich dergleichen Ketzer wie ihr möchte gescholten werden."

An Vadians geographische Studien schlossen sich seine historischen an. Die Verderbniß der katholischen Kirche erklärte er sich hauptsächlich aus Unkenntniß der Geschichte. Immer wieder empfiehlt er als bestes Mittel, vom guten Recht der Reformation sich zu überzeugen, das Studium der Geschichte. Gelehrte und Ungelehrte sollen die Geschichte der Lehren und Gebräuche der ältesten Kirche aus lateinischen und teutschen Historienbüchern und Chroniken mit Wahrheitsliebe erforschen. Daraus würde einleuchten, daß manche Lehren und Gebräuche jetzt gelten, die weder im Worte Gottes, noch in der Lehre und dem Beispiel der älteren Zeiten Grund oder Bestätigung finden. Auch der Reformationsgeist stamme daher, daß ein Theil Vieles für blos menschliche Meinung und Erfindung neuerer Zeiten erkläre, der andere Theil aber es für Gottes Wille und die alte Lehre und Gewohnheit ansehe. Der Streit könne also auch nur durch die Erforschung der Schrift einerseits und das Studium der Geschichte des Alterthums andererseits gründlich erörtert werden; wenn dieses Geschäft gelehrten Leuten übergeben würde, so würde viel Unheil von der Kirche abgewendet und das Beste derselben erzielt werden. Man würde auch aus der Geschichte lernen, daß kein gewaltthätiges Dämpfen des Geistes je von Dauer gewesen sei, daß man sich einzig nach Gottes Willen richte, ohne dabei dem Eigennutz oder der Ehrsucht Raum zu geben. So findet sich unter dem schriftlichen Nachlaß Vadians ein starker Folioband, überschrieben: „Was zur Reformation des Mönch-, Nonnen- und Pfaffenstandes in schierist künftigem National- oder General-christlichem Concilio von hohen Nöthen zu erörtern und von Erhaltung gemeines der gläubigen Kirchen Wohlstands willen zu bedenken sei." In dieser Arbeit wollte Vadian zeigen, was und wie der Mönchsstand von Anfang her gewesen und wie er nach und nach in Lehr und Wandel verdorben worden sei. Dabei hält er es für dringendes Bedürfniß, alle Möncherei mit stetter und gestracker Verordnung auf andere Bahnen zu bringen. Seine unvorgreiflichen Vorschläge wolle er gern dem Ausspruch eines allgemeinen christlichen Concils, das dem Inhalt des göttlichen Worts gemäß urtheile, unterstellen; nur das Urtheil der Mönche müsse er sich ganz verbitten. Voran stellt Vadian ein Motto, das weniger von seiner Kunst in deutschen Versen, als vom Geiste seiner ganzen Arbeit Zeugniß gibt:

Wo man doch auch ein Mittel wißt,
Daß Geiz und Gierd ein End möcht han,
Die Moench darvon je köndtend lan,
Daß desse nit so gar vil waer,
Und lebtind wie von Alter haer
Ir erste Vaetter habend thon,
Mit lieb würd mans wol bleyben lon,

Flüchind die Welt und ir begierd
Und ließind fallen luſt und zierd,
Hieltind der tugend ſchul und leer,
Und wer zu lernen lüſtig waer,
Allda ſein narung haben möcht,
Ihr Opfer würd dann auch noch recht;
Doch müßt man vom Pracht gar abſton
Und ziemlichs ſich vergnügen lon:
Ja von der Welt wol dannen gon,
Das geſchaech durch Reformation
Und nach der ſchnur der gſonden Leer,
Welcher die Kirch ein Richter waer,
Denn man ja von derſelben lyßt,
Wo man zu ſpan je khommen iſt,
Das ſi die Kirch entſchaeiden hab:
Der Kirchen wüſſen gath nit ab,
Die ſich vom Haupt nit söndern thut,
Irs Herren Wort behalt in hut,
Mit welchem man den Weg beraydt,
Der dienſtlich iſt zur Saeligkhait. Amen.

Von dieſem geſchichtlichen Standpunkte aus hatte ſich Vadian ſchon in der letzten Zeit ſeines Wiener Aufenthalts zum Kampf gegen den Katholicismus gerichtet; noch liegt auf der St. Galler Stadtbibliothek ein von ſeiner Hand beſchriebener Band: „Gründe gegen den Primat des Papſtes und der römiſchen Kirche“, für Luther gegen Eck und Gerſon, deren Trugſchlüſſe hauptſächlich aus Cyprian widerlegt werden. Ebenſo trug ſich Vadian mit dem Gedanken, Tertullians Vertheidigung der Chriſten gegen die heidniſchen Verfolgungen als Vehikel einer Schutzſchrift für die Proteſtanten gegen papiſtiſche Verfolgungen zu benützen. Hieher gehört auch eine in lateiniſcher Sprache gründlich und gelehrt geſchriebene Abhandlung Vadians **über die zweideutigen Namen in der chriſtlichen Religion**, worin der Philologe auf den verſchiedenen Sprachgebrauch der älteren und ſpäteren Kirche aufmerkſam macht und zeigt, wie viele Wörter und Namen in den Schriften der Alten einen ganz anderen Sinn und Verſtand gehabt haben, als den ſie im Verlauf der Zeiten und im Kopf der Scholaſtiker erhielten. Zudem weiſt Vadian nach, wie die Gegner der Reformation aus Unwiſſenheit oder Schlauheit ſich hinter den Wall des Alterthums zurückziehen, und weil ſie über die meiſten ſtreitigen Punkte eine der ihrigen gleiche Terminologie der alten Kirchenlehrer anführen könnten, meinen oder doch vorgeben, daß ſie auch die Lehre, Verfaſſung und Gebräuche der erſten Chriſten noch beſitzen und alſo nur für den alten Glauben eifern.

Mit beſonderer Vorliebe aber wandte ſich Vadian dem Studium der Geſchichte ſeines Vaterlandes, ſeiner Vaterſtadt und deren Kloſters zu. Trotz ſeiner zahlreichen Amtsgeſchäfte und ſeiner ausgebreiteten Korre-

spondenz arbeitete er doch noch auf der Kanzlei und in den Archiven, um aus alten Urkunden und Protokollen Stoff zu seinen historischen Werken über die Geschichte der Stadt, der Aebte des Klosters, des Thurgaues und Bodensees zu sammeln und daneben eine Chronik zu schreiben. Das Wichtigste ist seine Chronik der Aebte des Gotteshauses von St. Gallen vom Jahr 1200—1540; das Werk ist dem lieben Gesellen Keßler zu Ehren und Frommen der frommen Stadt St. Gallen feierlich vermacht. In diesem Werke zeigt sich nicht nur der gewissenhafteste Sammlerfleiß, sondern zugleich das Bestreben, aus der Geschichte alter Tage für die Neuzeit Lehren und Warnungen zu ziehen.

Wir haben schließlich unseren Reformator als theologischen Schriftsteller zu betrachten. Als solcher aufzutreten fand er erst nach Vollendung des Reformationswerkes in seiner Vaterstadt Zeit, und zwar wählte er sich hiezu die schwierigsten Materien der Dogmatik aus. In den Aphorismen behandelte er den Streit der Lutheraner und Zwinglianer über die Lehre vom Abendmahl. Der Schrift ist ein Brief an den Züricher Professor Pellikan vom 19. Mai 1536 vorangestellt, in welchem sich Vadian über die Veranlassung zum Schreiben dieses Buchs über die Eucharistie äußert. Es hätten einige freilich ungelehrte Priester die Behauptung aufgestellt, in St. Gallen werde das Sakrament des Altars mit solcher Leichtfertigkeit und Schändlichkeit behandelt, daß selbst die Lutheraner, die doch Ketzer und erklärte Feinde der Kirche seien, dieses nicht mehr dulden könnten. Dazu hätten sie von ihren Kanzeln herab geschrieen, der St. Galler Rath scheine ganz bethört, daß er so gottlosen Leuten Redefreiheit gönne, und nicht einsehe, mit welcher Gefahr der Seelen und der Frömmigkeit jene Pest neuer Glaubenssätze bisher zugelassen worden sei. Gegen diese Verleumdungen hätten zwar die St. Galler Prediger Dominik Zili, Sebastian Consus, Joh. Val. Fortmüller und Matthäus Abderruti sich vertheidigt und oft bereit erklärt zur Verantwortung Jedermann, der Rechenschaft ihrer Lehre fordere, aber umsonst. Als nun die Feinde bei dem Baseler Konvent hätten sehen müssen, daß die St. Galler Kirche im Glaubensbekenntniß mit den berühmtesten Kirchen zusammenstimme, hätten sie mit der unverschämtesten Lüge ihre Freude darüber kundgegeben, daß die St. Galler widerrufen haben. Da bedürfe es einer schriftlichen Rechtfertigung, und da die St. Galler Geistlichen hiezu keine Muße hätten, habe er ohne ihr Wissen zu der Feder gegriffen, um die St. Galler Lehre vom Abendmahl zu rechtfertigen und insbesondere ihre Uebereinstimmung mit der Lehre der alten Kirche nachzuweisen. „Nun kann ja nicht neu sein, was die kanonische Schrift billigt, was jene alte und heilige katholische Kirche einhielt, was durch eine reiche Ueberlieferung heiliger Väter bestätigt wird. Denn als eine neue und von Menschen erdachte und eingeführte Lehre verwerfen wir eine solche, welche klar von der Schrift abweicht und den alten Kirchen und Vätern fremd war; und wäre die Lehre,

welche die Unsrigen bisher lehrten, also beschaffen, so würden wir offen gestehen, wir wollen dem Besseren weichen und die Lehre, die sich auf die Schrift gründet, annehmen. Denn wir scheuen uns nicht, alle unsere Lehrsätze vor unsern auf das Alter so pochenden Gegnern mit jener unfehlbaren Regel zusammenzuhalten, welche gewisser als gewiß von dem Alten das Neue, von dem Apostolischen das Scholastische, ja kurz vom Göttlichen das Menschliche also unterscheidet, daß es ganz klar sein muß, ob das neu oder alt ist, was die Unsrigen bisher lehrten." Im ersten Buch werden die alten und neuen Lehren über das Abendmahl historisch zusammengestellt, im zweiten die Lehre des alten und neuen Testaments über die Sakramente besprochen, im dritten das neue Dogma vom Essen des Leibs Christi, im vierten die Transsubstantiation bekämpft, im fünften endlich die symbolische Bedeutung der Einsetzungsworte nachgewiesen und im sechsten der Beweis geführt, daß die Schrift von einer fleischlichen und körperlichen Gegenwärtigkeit Christi im Brod nichts wisse. Vadian habe zwar zu dieser Arbeit wenig Zeit gehabt, sei oft während dem Schreiben unterbrochen worden und habe zu den Stunden der Nacht seine Zuflucht nehmen müssen; doch haben ihm seine früheren Sammlungen dabei Dienste geleistet: „Denn seit der Zeit, in welcher durch die Gabe und Gnade weniger Männer jenes Licht der christlichen Lehre aus den Schlupfwinkeln der Unwissenheit wie aus einem tiefen Keller heraufgeholt wurde, verwandte ich alle Zeit, welche ich von öffentlichen Privatgeschäften erübrigen konnte, mit Freuden auf diese Studien, welche mir bei einer so großen Verwirrung menschlicher Lehren eine bessere Kenntniß der göttlichen Dinge verschaffen, das Gewissen beruhigen und die Richtschnur meines Glaubens geben konnten." Mit einem reichen Material historischer Gelehrsamkeit entwickelte Vadian die Uebereinstimmung der Zwinglischen Lehre mit der Schrift und der alten Kirche, während er mit großer Milde und Schonung die unter den Protestanten selbst bestehenden Differenzen verdeckte. Bullinger schrieb über diese Schrift an Vadian (21. Mai 1536): „Ich habe in dem Sakramentsstreit noch nichts gelesen, das mir besser gefallen hätte, als deine Bücher vom hl. Abendmahl, insonderheit wegen trefflicher Ordnung, vielfältiger, gottseliger und unvergleichlicher Geschicklichkeit und endlich wegen heiliger Einfalt und alter apostolischer Reinigkeit." Leo Judä, dem Vadian die Aphorismen vor dem Druck zur Begutachtung vorgelegt hatte, schrieb an ihn zurück: Vadian habe unklug gehandelt, sich hiemit an ihn gewandt zu haben, denn es hieße: Schuster bleib beim Laisten! Judä hätte gewünscht, man wäre in der Kirche stets bei der apostolischen Einfachheit geblieben; nun danke er Gott, daß von ihm ein solcher Mann gegeben sei, der Alles aufs Klarste darlege.

Zu einer zweiten theologischen Schrift gab Vadian der schlesische Edelmann Caspar Schwenkfeld Veranlassung, dem erst Vadian und Bullinger den Unterschied seiner Lehre von der Person Christi von

der lutherischen und schweizerischen Grundanschauung aufdecken mußten. Schwenkfeld verwahrte sich zwar gegen den Vorwurf, daß er die Menschheit Christi aufhebe, meinte aber, man müsse auch Christi menschliche Natur in ihrem verklärten Zustand göttlich nennen. Darum war ihm auch „das Fleisch Christi nicht kreatürlich: denn es ist aus Gott, und zwar nicht nur so, wie Gott der Schöpfer alles Leiblichen ist, sondern in höherer Weise; denn andere Menschen schafft Gott außerhalb seiner, aber nicht so bei Christo." Bei der orthodoxen Lehre von zwei Naturen schien ihm die ungetheilte Einheit der Person Christi nicht hinlänglich gewahrt; was er aber Neues aufstellen wollte, war dem unklaren Mystiker selbst nicht klar; kein Wunder, wenn er sich bei seinen Gegnern fortwährend über Mißverständnisse zu beklagen hatte, da er sich selbst nicht klar war. Vadian stellte der schwärmerischen Lehre von der Vergottung der menschlichen Natur Christi eine doppelte Schrift, nemlich eine in Form eines sehr umfangreichen Briefes an den Konstanzer Pfarrer Zwick abgefaßte allgemeine Abhandlung und eine besondere Widerlegung aller von Schwenkfeld für sich angeführten Gründe entgegen. Vadian hatte erfahren, mit welch schlauer Betriebsamkeit Schwenkfeld seine Traktätlein weit und breit an Bekannte und Unbekannte versende; gleichwohl deckte er ihm mit der größten Milde seinen an die Ketzerei des Eutyches grenzenden Irrthum auf. Der Hauptpunkt ist ihm die Frage: ob Christus noch jetzt in seiner Herrlichkeit eine Kreatur sei oder nicht? Dieses läugne Schwenkfeld, weil er es für ungebührend halte, den Sohn Gottes in der höchsten Majestät, die er wieder angenommen habe, als immer noch mit einer menschlichen, himmelweit von seiner Gottheit verschiedenen Natur in persönlicher Vereinigung zu denken; vielmehr müsse die menschliche Natur bei ihrer Verklärung als ganz in das göttliche Wesen aufgenommen und vergottet gedacht werden. Dagegen weist Vadian nach, daß Christus in der erhabenen Herrlichkeit, welche die Schrift ihm beilege, nicht einmal als wahrer Mensch erkannt werden könne, wenn man ihn nicht als etwas Gewordenes, Geschaffenes, und also als Kreatur ansehe. Vadian zeigt auch in diesen Schriften großes historisches Wissen, viel Gewandtheit, die Blößen seines Gegners aufzudecken, aber kein spekulatives Denken. Schwenkfeld beschwerte sich in bitteren Worten über diesen Angriff. In einem Briefe vom 14. Januar 1542 schreibt ihm Vadian, daß er es herzlich bedauern würde, wenn er ihm durch die Herausgabe seiner Schrift Verfolgung verursacht hätte, wie Schwenkfeld sich dessen beklage. Vadian habe ganz unparteiisch und nur zur Beförderung der Wahrheit auf Bitten seiner Freunde gegen die neue Vergötterung der menschlichen Natur Christi geschrieben; und weil er bemerkt habe, daß geschickte Gesellen noch andere irrige Meinungen über die Menschwerdung Christi im Aermel tragen, habe er sich darüber in der zweiten Streitschrift, der Antilogie, noch weiter erklärt, sei aber dabei durch keine persönliche Abneigung geleitet worden.

Lateinisch habe er nur geschrieben, weil er keine Zwietracht unter dem Volk habe anrichten und den Gegenstand nur unter denen habe verhandeln wollen, die ihn verstehen und beurtheilen können; wenn man ihn überzeuge, daß es dienlicher wäre, den Streit vor gesammtem deutschem Publikum zu führen, so sei er bereit, das Buch in deutscher Uebersetzung herauszugeben. Er wolle auch dem prophetischen Geist, welchen sich Schwenkfeld in seinen Briefen beilege, nicht widerstreben, wenn derselbe dem Geist der Bibel nicht widerspreche und er ihm den Besitz solcher außerordentlichen Gabe beweisen werde. Dann entschuldigt sich Vadian, wenn ihm in einigen harten Ausdrücken etwas Menschliches begegnet sei; sein Gegner habe sich in den Antworten auch so hitzig und feindselig gegen ihn gezeigt, daß er alle Mühe gehabt, mehrere gelehrte Freunde von heftigen Angriffen gegen denjenigen abzuhalten, den er immer als einen gelehrten, berühmten, frommen und einer rücksichtsvollen Behandlung würdigen Mann geschildert habe. Er setzt hinzu: „Hab ich das in meiner Antilogie nicht gethan, so hab ich mich selbst zu strafen, denn ich zwar Solchem nachzukommen vorgehabt, wiewohl wir eben Menschen sind und die Art des Disputirens in allerlei Zwietracht nicht allweg das Freundlichste brauchen kann." Je weniger es Vadian gelang, den eigenliebigen und von sich selbst eingenommenen Schwenkfeld eines Besseren zu belehren, desto mehr Lob erndtete er für seine geschichtliche und klare Beweisführung von den evangelischen Theologen.

Vadian der Arzt war vom Aberglauben mit den Gelehrtesten seiner Zeit und der Reformatoren nicht frei. Wie seine astronomischen Kenntnisse je und je in Astrologie überschlugen, sahen wir schon oben. Eine Ursache der Pest fand er gleichfalls in der Constellation des Himmels, hieß den Brunnen des Kranken zum Arzt bringen und verschrieb für das Räuchern und die Arzeneien aus einer großen Mannigfaltigkeit von Dingen zusammengesetzte Recepte. Doch führt er daneben auch die natürlichen Ursachen der Pest richtig an, warnt vor den Betrügereien, welche Afterärzte und Quacksalber mit dem Wasserguken verüben, und hat die Menschenfreundlichkeit, für die Armen immer Surrogate inländischer wohlfeiler Materialien anzugeben. Frische Luft in den Zimmern und Reinigung derselben durch fleißiges Räuchern, Säuberlichkeit an Körper, Kleidern, Wäsche und Bett, Mäßigkeit und Ordnung in der Lebensart, gesunde nahrhafte Speisen und gute Getränke, Ruhe der Seele, Heiterkeit des Gemüths und Ergötzung und Fröhlichkeit in guter Gesellschaft empfiehlt er besonders den jüngeren Personen, welche der Ansteckung weit mehr als die von vorgerückterem Alter ausgesetzt seien.

3. Der Familienvater und Freund.

Vadian war ein großer, starker, schöner, würdevoller Mann, aus dessen Antlitz eben so viel Geist, Muth und Kraft, als Güte, Milde und

Ruhe hervorleuchteten. Er hatte (so beschreibt sein Freund Keßler ihn) einen runden Kopf, gegen die Stirne einen kahlen Scheitel, kohlschwarze und krause Haare gegen den Schläfen, eine breite offene Stirn, im Angesicht war er bräunlicher Farbe und am ganzen Leib fett und stark, seine ganze Erscheinung verrieth männlichen Ernst. Das Haus, welches er in der Stadt St. Gallen bewohnte, führte den Namen Zum tiefen Keller, weil sein Keller wirklich der tiefste in der Stadt war, und stand in der Straße, jetzt Hinterlaube genannt. Im Gaiserwald, am Tonisberge gelegen, besaß Vadian einen mit einer herrlichen Fernsicht in das Appenzeller Hochgebirge geschmückten Landsitz Weihnachtshalden, wo er in stiller ländlicher Abgeschiedenheit seine Mußestunden zubrachte, soweit es ihm vergönnt war, auch außerhalb dem Schauplatz politischer und kirchlicher Stürme die Wohlfahrt seiner Vaterstadt zu bedenken und den Wissenschaften zu leben. Seine Ehe war nach allen gelegenheitlichen Bemerkungen, die wir darüber in seinen Briefen fanden, eine durchaus friedliche und glückliche. Martha war nicht nur die geschäftige, welche in der Küche und im tiefen Keller für die vielen Gäste, welche des Bürgermeisters Haus aufsuchten, Alles freundlich besorgte, sondern hatte auch Sinn für Wissenschaften, um mit ihrem Gatten auch auf der Studierstube fortzuleben und seine lateinische Korrespondenz lesen zu können. Die Ehe war nur mit einer Tochter gesegnet, für deren Bildung und Erziehung Vater- und Mutterauge treu wachten. Dorothea, so hieß sie, vermählte sich schon frühe (1544) mit Lorenz Zollikofer, genannt Schwarz, dem ältesten Bruder des Erbauers von Alt-Enklingen, der erst Hofrichter, dann Stadtammann war. Der Gatte war ein Mann von Verdiensten und bewährter Rechtschaffenheit; Dorothea war ihrem Verstand und Herzen nach werth, Vadians Tochter zu heißen; sie vereinigte alle Eigenschaften in sich, die sie zur liebenswürdigsten Gattin und zur trefflichen Mutter ihres zahlreichen Kinderkreises machten. Sie hatte große Freude an dem schönen Landgut am Buchberg, das sie von ihrem Vater bekommen hatte, wo sie nach Vadians Tod das schöne Schloß Greifenstein ganz nach ihrem Geschmack bauen ließ. Die Enkel machten dem Großvater viele Freude, freilich auch manche Sorge, wie er z. B. am 25. August 1549 „der tugendsamen Frau Marthen von Watt und ihrer Tochter Frau Dorotheen Zollikhoferin, jetz zu Baden, meinem lieben Gemachel und meiner lieben Tochter" Folgendes schreibt: „Mein freundlichen Gruß zuvor, sonders liebe Martha; wiß uns jetzmal alle frisch und gesund. Darum ich aber dir und Dorotheen so früh schreib, das geschieht dieser Ursach, daß wir, nachdem und du verritten bist, gar einen großen Schrecken und Kummer erlitten haben; aber Gott hat angesehen mein vielfältig Müh und Arbeit und hat uns schnell erlöst. Wie ihr am Morgen hinweggekommen seid, da ist uns Sabinly krank worden und hat sich um die Zwölfe Nachmittags niedergelegt mit so großer Hitzen, daß es nit zu glauben ist. Freitags in der Nacht und

gestern Samstags am Morgen ist sie so schwach worden, daß wir Angst hatten, sie würde fahren. Wie es aber um Mittag ward, da kam sie ein großer Schweiß an und überschoß ihr das Näsle und warf ein mal oder drei lang Zachen weißes Schleimes aus dem Mund, wahrlich gar Blut, und wie ihr Barbel Maulbeer kauft hat, und sie die Aeugle aufthut, da aß sie fünf Beer und entschlief darauf, und wie es nun Ein war, da erwachet sie und sprach zu mir: Großvater, lueg mich an, ich bin schon gsund, es ist mir nit mehr weh; da hat sie Barbel ankleidet und auf ein Kissen gesetzt, hat sie von Stund angefangen essen und trinken und hat von den Gnaden Gottes keines Wehs mehr empfunden, sondern ist Sonntags ganz fröhlich und muthig gsin." Als im Herbstmonat 1541 eine gefährliche Seuche in St. Gallen viele Opfer forderte, hielt es der Stadtarzt für gerathen, Frau und Tochter der gesunden Luft halber nach Marpach zu senden. Dorthin schrieb Vadian am 17. Herbstmonats an seine sonders liebe Hausfrau: „Mein Gruß und alles Guts zuvor. Sonders liebe Frau Martha! Ich bin frisch und gsund von Gnaden Gottes, hoff, es stand um euch alle wohl. Allein Barbel ist nächst verschienen Mittwochen, wie ich das kleine Fäßlein alten Weins hatt' anzapft, über ein Lagerling, der unter dem Boden lag und den sie nicht hat gsehen, die Hand aus einander gefallen und hat vier Tag viel Weh erlitten, jetzt aber ist es besser worden und mag die Hand wiederum brauchen. Der Ursachen halb han ich Stoffeln, Grethen Sohn, zu mir in das Haus genommen, damit er ihr zuspringen und Hilfe leisten möcht; sonst hätte ich keinen Dienst gehabt. Mein Schwager Hauptmann wird dir all Ding anzeigen. Es steht in der großen Stadt wohl und ist fast anhin kein Mensch krank. Aber viel Häuser sind zugeschlossen, die ausgestorben sind. Da muß man lugen, wie es sich will anlassen. Jetzt thut es gar hüpschlich und bin der Hoffnung zu Gott, es wird sich in Kurzem gar und ganz stillen. Gott weiß, was schwerer Zeit ich tragen muß und wie gern ich besser Ruh han wöllte. So muß ich doch meinem Amt walten und bin unerschrocken, trau Gott wohl, es wird Alles gut. Doch ist mir d'haimen weder Essens noch Trinkens, noch sonderer Freuden; wollt nirgends lieber sein dann bei dir und der Tochter. Bin Willens, nach dem Jahrmarkt, wann ich den Wein gelesen und unterbracht han, auf ein Tag oder acht bei euch zu verharren. Meine Herren werden das, wie ich hoffe, gern verwilligen. Gott woll euer Verwalter und Schirmer sein. Was ihr mangelt, laßt allweg wissen, will ich euch verschaffen." Wir sehen aus diesem Briefe, wie treu der Hausvater liebte und mit welcher Sorgfalt sich der Gelehrte um das ganze Hauswesen annahm. Zwar der Name von Watt ist längst ausgestorben; desto größer ist die Nachkommenschaft, die sich in St. Gallen rühmt, ihren Stammbaum auf die Tochter Vadians hinaufzuführen. Aus den Kirchenbüchern der Stadt zählte Antistes Scherer im Spätjahr 1818 nicht weniger als 110 Geschlechter und 2002 lebende Personen als Sprößlinge Vadians auf.

Im Hause Vadians herrschte große Wohlhabenheit, eben so fern von Luxus und Ueppigkeit als von ängstlichem Sparen und Zählen. Vadians Wohlthätigkeit war in St. Gallen fast sprichwörtlich: nicht nur ließ er den Armen seine ärztliche Pflege umsonst angedeihen, sondern unterstützte sie auch mit dem Seinigen, wo Hunger und Kummer oft die Hauptquellen der Krankheit waren. Daneben wußte der Bürgermeister ein offenes Haus zu machen, wo es galt, die Stadt zu repräsentiren. Freilich fehlten ihm auch hiezu die Mittel nicht, wie wir schon daraus abnehmen mögen, daß seine Tochter als Wittwe den vier Söhnen mit Einwilligung der drei Tochtermänner und der unverheiratheten Töchter an Häusern und Gütern um mehr als für zweihunderttausend Gulden unseres jetzigen Werthes übergeben, ihre Söhne aber mehr als hundertsiebenzigtausend Gulden, die Hälfte baar, die andere Hälfte in Jahresfrist bezahlen konnten!

Ein treuer Freundeskreis erheiterte die trüben, verherrlichte die heiteren Tage seines Lebens. Wie empfänglich und zugänglich für wahre Freundschaft Vadian war, haben wir bereits aus Veranlassung seiner Universitätsjahre in Wien gesehen. Freilich die damals in der Liebe für die klassischen Wissenschaften verbundenen strebsamen Jünglinge traten bald aus einander und schlugen, als die Sonne der Reformation höher stieg, gar verschiedene Bahnen ein, aber um so näher führte diese wenigstens mit einem alten Freunde Vadian wieder zusammen — mit Zwingli. Beide Freunde standen aufs Treuste zusammen, und wenn nur der Freund den Freund vollkommen verstehen mag, so hat der Nachfolger Zwingli's, Bullinger, und das ganze Kollegium der Züricher Geistlichen ein offenes Zeugniß für diese den Tod überdauernde Freundschaft unserem Vadian dadurch ausgestellt, daß sie ihn, der es am Besten könne, aufforderten, das Leben Zwingli's vor die Ausgabe von dessen sämmtlichen Werken zu schreiben. Bullinger bat Vadian, diesen Dienst nicht sowohl ihnen als dem frommen Zwingli nicht abzuschlagen, welcher nun im Himmel triumphire. Ebenso stand Vadian mit Oecolampad auf dem freundschaftlichsten Fuße. Außer seinem Keßler blieb er aber vom Tode dieser zwei Männer an mit Bullingern am meisten befreundet; sie wechselten zahlreiche Briefe, darin ihre geheimsten Gedanken und Gefühle. Bullinger schreibt an Vadian (22. Septbr. 1541): „Ich kann dir nicht leicht mit Worten sagen, wie schwer es mir wird, keinen Brief von dir zu bekommen. Glaube mir, daß mir keine Briefe willkommener sind als die deinigen, wie ich auch aus keinen anderen mehr Nutzen und Belehrung ziehe.“ Ebenso im Juni 1542: „Hättest du so viel Zeit zum Schreiben als ich Verlangen nach dem Lesen deiner Briefe, so würdest du sicher öfter schreiben.“ Das Namensverzeichniß derer, mit denen Vadian Briefe wechselte, ist ein überaus großes; nennen wir nur Zwingli, Oecolampad, Haller, Calvin, Luther, Melanchthon, Bullinger, R. Gualtherus, Josias Simler, Conrad Geßner, Leo Judä, Th. Bibliander, Conrad Pellicanus, U. Zasius, W. Buddäus,

Rudolph Agricola, Petrus Bergerius, J. Reuchlin, M. Bucer, Urbanus Regius, O. Myconius, W. Musculus, Eobanus Hessus, Hedio, Grynäus, H. Glareanus, P. Fagius, A. Karlstadt, Capito, Thomas und Ambrosius Blaurer, Frecht, J. Zwick, P. Aperbach, J. Bedrotus, M. Bersius, J. Comander, Andreas und Johannes Eck, J. Hessius, M. Humelberger, Som, Sulzer, Ulrich und Nicolaus Varnbüler, E. Ritter, Joh. Brenz, Joh. Oporinus u. A. Mit den meisten Reformatoren stand Vadian in Briefwechsel, sei es über die brennenden Fragen der Zeit, wo Rath gegen Rath, Mahnung gegen Mahnung getauscht ward, sei es, um durch seine ärztliche Kunst der Reformation in ihren Trägern Hilfe zu leisten. So hatte sich Leo Judä schon im Spätjahr 1523 an Vadian um ärztliche Berathung gewendet und ihn bei dem Herrn Jesu gebeten und beschworen, die Gabe, welche Gott ihm verliehen habe, für seinen kranken Freund anzuwenden, denn, setzt er hinzu, „die Gnadengabe der Gesundmachung ist, wie Paulus sagt, eine Gabe Gottes." Etliche Wochen später dankte Leo dem Vadian für die beiden Briefe, durch die er ihm über die Diät wie über die Heilmittel Anweisung gegeben und seine Dienste ihm so bereitwillig angeboten habe: „in beidem erkenne ich deine Vatersorge um mich, deinen ächten Freundessinn, ja jene Zärtlichkeit, welche Eltern gegen ihre Kinder hegen. Für immer fühle ich mich dir zur Dankbarkeit und zu jedem Dienste verpflichtet." Im Mai 1524 schreibt er ihm abermals: „Ich kann dir nicht genug danken. Meine Gesundheit verdanke ich ganz dir. Verwende ich sie ganz im Dienste des Herrn, so ist der Lohn, den du von mir nicht erhältst, vom himmlischen Vater bezahlt; wo nicht, so wäre es, denk' ich, besser, ich wäre immer krank." Ebenso wandte sich B. Haller an Vadian als an seinen Arzt; nachdem er ihm ausführlich seine Gebrechen geschildert, setzt er hinzu: „In Summa, ihr habet wohl gesehen, was ich für ein Kund bin. Helfet und rathet mir, als ich euch so trau." Auch Zwingli bedankt sich (März 1526), daß Vadians Verordnung von Rosenzucker ihm schon öfter seine Leberleiden gelindert habe. Sicher war es Vadian der erwünschteste Lohn seiner Arzneiwissenschaft, wenn sie solchen Männern zu Statten kam, welche mit ihm am Werke des Herrn arbeiteten. Auswärtigen Gottesgelehrten, die auf der Durchreise oder auf der Flucht St. Gallen berührten, suchte Vadian den Aufenthalt in seiner Vaterstadt so angenehm als möglich zu machen. Von allen Seiten ward er mit thätiger Hilfe oder auch mit Empfehlungsschreiben in Anspruch genommen. Haller von Bern mußte ihm deßwegen am 20. April 1528 folgende Mahnung zugehen lassen: „In Anbefehlung der Brüder und Anderer wollet ihr, lieber Herr von Watt, nach eurer Aufrichtigkeit und Fürsichtigkeit das Merkzeichen in Acht nehmen, welches Zwingli und Oecolampad mit uns auf- und angenommen haben; denn es überlaufen euch stets allerlei Leute und begehren von euch rekommandirt zu werden. Welches, weil ihr, als ein freundlicher Herr, ja, der die Freundlichkeit selbst ist, Niemandem leichtlich abschlagen könnet

noch wollet, so mißbrauchen solches alsbald ihrer viele und dürfen oft ganz unverschämt auf des Vadians Zeugniß hin begehren und fordern, was sie nur immer gelüstet. Dem vorzukommen, ist dieses unser geheimes Merkzeichen, daß wir zu End des Briefs unterschreiben: „Gott allein sei Ehre und Ruhm," wann es uns ein rechter Ernst ist und die Leute der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit uns würdig bedünken; welches wann ich fürder gegen euch oder ihr gegen mir gebrauchen werdet, so werden wir uns beiderseits zu verhalten wissen. Es sind wohl auf die 70 laufende, aber nicht gesandte Brüder zu uns kommen, aus welchen allen nur zwei oder drei dieses unseres Zeichens würdig gewesen wären." Vadian der Menschenfreund war der treueste und opferwilligste Freund der Freunde.

4. Der Sterbende.

Bis in sein sechsundsechzigstes Lebensjahr erfreute sich Vadian einer kräftigen Gesundheit, welche den vielen Arbeiten und aufreibenden Sorgen des unermüdlich thätigen Mannes Stand hielt. Schon waren die Reihen seiner Altersgenossen und evangelischen Mitkämpfer stark gelichtet; auch sein Stündlein nahte heran. Es befiel ihn ein schmerzhaftes Spannen der Nerven über die Achseln, sein schwerer Körper fiel nach und nach ab und im Gefühl des nahen Todes versammelte Vadian den 22. Januar 1551 die vornehmsten Herren des Raths und die würdigsten Pfarrer der Stadt um sein Lager, ihnen das Beste der Stadt und das Wohl der Kirche auf die Seele zu binden, sich über seinen letzten Willen zu erklären und dem Bürgermeister Schlumpf das Verzeichniß seiner aus 451 Bänden bestehenden Bibliothek mit den Worten zu überreichen: „Sehet da, liebste Herren, meinen Schatz, die fürtrefflichsten Bücher in allen Künsten und Wissenschaften, welche ich hiemit Testamentsweise dem gemeinen Wesen der Stadt St. Gallen vermacht haben will, doch mit diesem Beding und Begehren, daß ein ehrsamer Rath die Sorg und Mühe aufnehme, dieselbigen an einem auserlesenen Orte zum gemeinen Nutzen der Bürgerschaft fleißig aufzubehalten und zu bewahren." Sein Tochtermann hatte schon vorher seine Einwilligung dazu gegeben und sich aus dem ganzen Vorrath nur zwei Bücher, eine deutsche Chronik und eine deutsche Bibel vorbehalten, wogegen ihm und seinen Kindern und Erben das Recht zugesichert wurde, die der Stadt vergabten Bücher nach Gefallen brauchen zu dürfen. Vadian sprach die Hoffnung aus, daß man die Bibliothek auch nach seinen Absichten gebrauchen und besonders die Prädikanten und Schullehrer darüber gehen, sie lesen und darin studiren werden. Wie sehr dieses Geschenk dem Gelehrten von Herzen ging, zeigt sich auch darin, daß er den Wunsch äußerte, „daß die Bücher wohl versorgt in einem Gemach unzertrennt und unzertheilt bei einander liegen und des Jahrs meistens zweimal durchgangen und von dem Staub gesäubert und erluftet werden möchten".

Mit der Uebergabe seiner Bibliothek hatte Vadian seine letzte zeitliche Sorge abgelegt. Noch zwei Monate hatte der in Gott stille und ergebene Greis große Beschwerden und Schmerzen zu erdulden, wobei er reichen Trost fand in dem von ihm so herzlich geglaubten Evangelium und in den täglichen Zusprüchen seines treuen Freundes Keßler. Dieser äußert sich über das Schmerzens= und Vollendungslager Vadians in einem unter dem ersten Eindruck seines Todes an Bullinger geschriebenen Briefe also: „Nachdem Vadian alle seine weise Verordnungen bezüglich seines Todes getroffen hatte, wandte er sich ausschließlich zu frommer Betrachtung der hl. Schrift. Oft besuchte ich den theuren Vater, bald von ihm gerufen, bald aus freien Stücken, denn ich wußte, daß ihm meine Gegenwart nicht unlieb sei, nicht als ob er irgend meines Zuspruchs bedurft hätte, sondern weil er mit seinem frommen Sinn traulich mit mir verkehrte und damit ich seine gelehrten Reden vernehme und, so lange es mir vergönnt sei, aus seiner Gelehrsamkeit und Menschenfreundlichkeit Trost schöpfe. Fiel unser Gespräch auf irgend einen trostreichen Spruch der Schrift, so pflegte er sofort mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Blicken Gott, dem Vater Dank zu sagen für seine in Christo uns erwiesenen Wohlthaten, und er war mit sich unzufrieden, wenn er nicht alle solche Stellen der Schrift im Gedächtniß behalten hatte. Unter Anderem ließ er sich die Abschiedsreden Jesu und ebenso einige Kapitel des Briefs an die Hebräer vorlesen. Als wir dieses thaten, großer Gott, mit welchem Ernst und welcher Gelehrsamkeit sprach er über das ewiggiltige Opfer Christi! Du hättest einen Schwanengesang zu hören geglaubt, theuerster Bullinger; zuweilen überkam ihn auch der Aerger über den abscheulichen Greuel der Meßpriester, welche den Opfertod Christi so gotteslästerlich entweihen. So beharrte er bis zum Tod im Bekenntniß der wahren und in der Verabscheuung der falschen Religion und blieb sich selbst so ganz und gar gleich, daß man an seiner Beredtsamkeit, Gelehrsamkeit und Verstandsklarheit nichts vermißte, nur daß seine Stimme schwächer wurde. Mit einer eines Christen würdigen Gelassenheit ertrug er die Schmerzen, welche ihm namentlich die Nervenspannung zwischen den Schultern verursachte. Er begehrte für seinen brennenden Durst kaltes Wasser, was ihm von Kindheit an der liebste Trank war; da man es ihm nicht geben durfte, um nicht seine Schmerzen noch zu steigern, erquickte er die Lippen seiner dürstenden Seele in vollen Zügen aus jener Heilsquelle lebendigen Wassers, zu welcher Christus die Samariterin und lange zuvor alle Dürstenden durch den Propheten Jesaiam gewiesen hatte. Um die Wiederherstellung seiner Gesundheit machte er sich keine Sorgen, indem er gleich von Anfang seiner Krankheit an alles Irdische bei Seite legte, denn als erfahrener Arzt fühlte er wohl, daß diese Krankheit zum Tode führe; doch wies er Arzneien oder Mittel, die man ihm verordnet und gegeben hatte, nicht zurück. Und als er sich in seinen Kräften bereits ganz erschöpft fühlte, nahm er das Büchlein des Neuen

Testaments, das ihm stets als Handausgabe gedient hatte, und sprach: Nimm, mein Keßler, dieses Testament, das mir mein liebster Besitz auf Erden war, zum ewigen Gedächtniß unserer Freundschaft! Und als er gegen das Ende hin zu sprechen aufhörte, bezeugte er noch mit Geberden seinen Glauben, ergriff, während ich Christum, der für uns genug gethan, anrief, mit seiner rechten meine Hand, sei es, daß er mir beistimmen oder Abschied sagen wollte, und verschied sanft in dem Herrn den 6. April, welcher der Montag nach dem Sonntag Quasimodogeniti war, zwischen zwölf und ein Uhr Mittags im Jahr 1551, im Alter von 66 Jahren vier Monaten und 6 Tagen, nachdem er neun Mal das Amtsbürgermeisteramt verwaltet. Er wurde auf dem Begräbnißplatz seiner Väter und Voráltern bestattet unter großer Wehklage seiner Vaterstadt, die wohl erkannte, wie viel sie mit diesem Vater der Vaterstadt an Zierde und Nutzen verloren habe." In einem zweiten Brief an Bullinger vom 29. April sagt Keßler: „Was unser Vaterland, ja das gemeine christliche Wesen an diesem Manne für eine Zierde verloren habe, darf ich euch nicht erst weitläufig sagen. Es lag, um es kurz auszudrücken, auf dieses Mannes Schultern fast die ganze Wohlfahrt unseres Regiments; derhalben ich in Sorgen bin, es möchten nun Etliche, nachdem dieses Haupt die Augen zugethan hat, hervorbrechen, welche bisher sein großes Ansehen zurückgehalten hat, also daß sie sich vor ihm fürchten mußten." Am 28. Februar des gleichen Jahres war Bucer heimgegangen. Calvin schrieb an Viret (10. Mai 1551): „Die Trauer welche ich über Bucers Tod empfand, vermehrt meine Besorgniß und Angst. Nun hat mir auch Vadians Tod eine neue Wunde geschlagen; wenn sich auch des Letzteren Wirksamkeit nicht so weit auf alle Kirchen ausdehnte, war sie doch vom größten Segen für seine schwer ins Gewicht fallende Vaterstadt, ja für die Schweiz und Süddeutschland." Vadian war ein Mann der vielseitigsten Gelehrsamkeit, der umsichtigsten Pflichttreue, der unerschütterlichsten Biederkeit, der langmüthigsten Glaubenstreue. Christus war sein Leben, darum Sterben sein Gewinn.

5. Vadians Schriften.

1. Arbogasti Strub Glaronesii orationes duae, quas dum in humanis fuit habuit; deinde nonnulla mortuo ab doctis viris eulogia epitaphiaque pie posita. Carmen item de morte per Joach. Vadianum. Viennae, 1511. 4.

2. Strabi Galli, Poetae doctissimi ad Grymaldum hortulus, ed. Joach. Vadianus. Viennae. 4.

3. J. Vadiani de undecim Milibus Virginum Oratio. Viennae, 1510.

4. J. Vadiani Elegia, qua certamen suum cum morte describit et Ode in laudem Dominicae Resurrectionis. Viennae, 1510.

5. J. Vadiani Oratio de Jesu Christi die natali. V. Cal. Febr. a. 1511. Viennae.

6. C. Crispi Sallustii de conjuratione Catilinae et bello Jugurthino historiae ad Archetypon Aldi Manutii quam vigilantissime emendatae ac impressae. J. Vadianus. Viennae, 1511.

7. Ad divum Maximilianum Caes. A. F. P. bello in Venetos euntem Ulrici Hutteni Equitis Exhortatio. Ed. J. Vadianus. Viennae, 1512.

8. P. Ovidii Nasonis Artis amandi libri tres, Remedii amoris duo, castigate impressi. Ed. J. Vadianus. Viennae, 1512.

9. Donati Grammatici s. ut alii volunt Lactantii argumenta compendiaria in fabulas potiores Ovidianae Methamorphosis, ed J. Vadinus. Viennae, 1513. 4.

10. C. Plinii Secundi Praefatio in historiam mundi ad Vespasianum. Viennae, 1513.

11. J. Vadiani Helvetii Mythicum Syntagma, cui titulus Gallus Pugnans. Viennae, 1514. 4.

12. Dionisii Afri ambitus orbis Rufo Festo Avieno paraphraste castigatissime impressus. Perlegente et conferente proba exemplaria J. Vadiano Helvetio, qui partim aliorum judicio partim suo studio et diligentia pleraque loca, quae antehac viciosissime impressa erant, restituit. Viennae, 1515.

13. Oratio coram invictissimo Sigismundo rege Poloniae in conventu Caesaris et trium regum per J. Vadianum. Viennae, 1515. 4.

14. Divo Maximiliano Caes. Augusto, Principi magnanimo et invicto. Oratio nomine Gymnasii Viennensis per J. Vadianum Helvetium Oratorem et Poetam ab eodem laureatum XI. Cal. Aug. a. 1515 in celebri summae nobilitatis praesentia exhibita. Viennae. 4.

15. C. Plinii Secundi liber septimus naturalis historiae seorsim impressus et emendatus perquam diligenter. Viennae, 1515.

16. Laurentii Vallae dialogus de libero arbitrio, Apologia pro se et contra calumniatores, ad Candidum. Ed. Vadianus. Viennae. 4.

17. J. J. Pontani ad L. Franciscum filium Meteororum liber. Cum epistolio Vadiani, quo docetur, an pulchrum sit, bonis literis bonas artes conjungere. Viennae, 1517.

18. J. Vadiani Helvetii Aegloga, cui titulus Faustus. Eiusdem de Insignibus Familiae Vadianorum, ad Melchiorem fratrem Elegia exegetica. Viennae, 1517.

19. J. Vadiani Helvetii de Poetica et Carminis ratione liber ad Melchiorem Vadianum fratrem. Viennae, 1518. 4.

20. Pomponii Melae Hispani libri de situ orbis tres, adjectis J. Vadiani Helvetii in eosdem scholiis, addita quoque in Geographiam Catechesi et epistola Vadiani ad Agricolam digna lectu. Viennae, 1518. 4. 2. Ausg. Basilae 1522, 3. Ausg. Lutetiae Paris. 1530. 4.

21. Ein kurz und treuelich underricht wider die sorgklich Kranckayt der Pestilentz, nach aller notturfft und ordnung so in söllichem Fal betracht und gehalten werden mag: nemlich ussgangen zu nutz gemeyner Lantschafft der eydgrosssschaft zusamenbracht im XV. hundert und XIX. Jar. Zusamenbracht uss dem Latin durch den hochgelerten Joachim Vadianum, der syben fryen Künsten und Ertzny Doctor. Gedruckt in Basel durch Adam Petri.

22. Epitome trium terrae partium, Asiae, Africa et Europae. Tiguri, 1534 u. 1548.

23. Mit was gründen fürnemlich Doctor Wendli Predicant im Closter zu St. Gallen die leer des Evangelions von den Predicanten der Pfarr zu Sant Laurentzen daselbst gethon anzefechten und vor dem volck zu verhetzen understanden hab. Daby welcher gstalt uff sölich sin fraevel reden von gedachten Predicanten nit uff ain mal geantwurtet ist. Durch samenhaften radtschlag gemelter Prädicanten, ouch durch hilff und züthün D. Joachimen von Watt ussgangen zü S. Gallen uff den IX. tag erst. Herbst im MDXXVI. Gedruckt zü Zürich by Christoffel Froschouer im 1526 jar am 3. tag Wynmonat. kl. 8.

24. J. Vadiani Cons. Sangallensis Aphorismorum libri sex de consideratione Eucharistiae, de sententiis videlicet super hac re controversis, de Sacramentis antiquis et novis deque verbo, symbolis et rebus, item de vero veri corporis Domini esu, de Transsubstantiationis dogmate et veritate corporis Christi humani, praeterea qualis fuerit ritus Coenae veteribus, rursus per quos, quomodo et quibus temporibus is ceremoniarum accessione auctus atque immutatus sit. Tiguri ap. Christ. Frosch. 1535. fol. u. 1585. 8.

25. Orthodoxa et erudita D. Joachimi Vadiani Epistola, qua hanc explicat quaestionem: An corpus Christi propter coniunctionem cum verbo inseparabilem alienas a corpore conditiones sibi sumat? nostro saeculo perquam utilis et necessaria. Accesserunt huic D. Vigilii, Martyris et Episcopi Tridentini, libri v. pii et elegantes, quos ille ante mille annos contra Eutychen et alios haereticos, parum pie de naturarum Christi proprietate et personae unitate sentientes, conscripsit. Tiguri ap. Chr. Froschoverum. 1539.

26. Pro veritate carnis triumphantis Christi, quod ea ipsa, quia facta est, et manet in gloria creatura, h. e. nostra caro esse non desierit ἀνακεφαλαίωσις s. recapitulatio. Ad. Dom. Jo. An. Zuiccium urbis Constantiensis Ecclesiasten. Autore Joachimo Vadiano. Accessit huic eodem authore Antilogia ad clarissimi viri Dom. Gasparis Schuenkfeldii Argumenta. Tiguri ap. Froschauer, 1540.

27. Dreizehn wahrhafter Irrthum Gaspar Schwenkfeld's, ausgezogen aus seinen Büchern, die er hat lassen ausgehen von dem Bekenntniss und Glori Christ, von J. V. W.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Buch. Die Zeiten vor der Reformation.

II. Buch. Reformation von St. Gallen.

III. Buch. Abriß der übrigen Lebensthätigkeit Vadians.

Bertold Haller.

Nach
handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen
von
Carl Pestalozzi.

Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

I. O. K.

1. Bertold Hallers Vorbildung. Berufung nach Bern. Bernische Zustände.

Als der bedeutendste unter den Reformatoren Berns erscheint ein Mann, welcher stets bereit war, sich für einen der Geringsten zu achten und Andern sich unterzuordnen, der aber durch seine ausharrende Geduld und standhafte Treue erreichte, was höher Begabten bei schrofferem Auftreten unter den eigenthümlichen Schwierigkeiten, die sich in diesem Freistaate der Reformation entgegen stellten, hätte mißlingen müssen. Daraus ergibt sich uns, wie es nicht anders möglich sein wird, sein still bescheidenes Wirken zu erfassen als in genauem Zusammenhange mit Anregungen, die von Andern ausgingen, und mit dem ganzen ihn umgebenden Staatsleben.

Werfen wir vorerst einige Blicke auf seinen früheren Lebensgang.

Bertold Haller ward geboren im Jahre 1492 in dem großen schwäbischen Dorfe Aldingen. Obwohl seine Eltern in beschränkten Vermögensumständen lebten und mehrere Söhne hatten, ließen sie ihn in der benachbarten Reichsstadt Rottweil die lateinische Schule besuchen. Diese, unter der Leitung des Michael Rubellus (Röttlin), der eben so wohl durch seine Kenntnisse als durch Lebensreinheit seinen Schülern Achtung und Liebe einflößte, genoß eines ehrenvollen Rufes, so daß auch aus der (seit 1463) mit Rottweil verbündeten Schweiz Jünglinge eintrafen, wie Heinrich Glarean aus Mollis, der nachherige Freund Zwingli's, und Oswald Myconius aus Luzern. Haller fand hier an dem Kaplan Augustin Bolster, einem Freunde seines Lehrers, einen väterlichen Führer, der sich treulich seiner annahm, ihn aufs trefflichste warnte und mahnte, wo es ihm heilsam war. An dem Neffen des Rubellus, Melchior Rot, genannt Volmar, der späterhin zu Bourges und Tübingen als Professor der Philologie sich auszeichnete, gewann er einen gar lieben, ihm innig vertrauten Mitschüler. Von körperlichen Beschwerden, die in der Folge sich mehrten, war er schon als Knabe nicht frei. Das reinere Latein, dessen Anfangsgründe in dieser Schule sich lernen ließen, bildete den Anfang und damals den unentbehrlichen Schlüssel zur Pforte der eben erst sich aufschließenden humanen Wissenschaften. Diese Pforte sollte sich alsbald für Haller noch weiter öffnen.

Von Rottweil kam er nämlich auf die Schule nach Pforzheim, welche unter Georg Simler aus Wimpfen, später Professor in Tübingen, in vor-

züglicher Blüthe stand. Simon Grynäus aus Vehringen in Hohenzollern, der später in Basel so segensreich wirkte, ward hier sein Mitschüler; ebenso traf er mit Philipp Melanchthon zusammen, der zwar etliche Jahre jünger war, aber überaus früh sich entwickelte, von seinem Oheim, dem berühmten Gelehrten Johann Reuchlin, dessen Vaterstadt Pforzheim war, gefördert und öfter besucht. Haller und Melanchthon schlossen sich enge an einander. „Gegen zwei Jahre (vom Spätherbst 1507 bis ebendahin 1509), schreibt jener späterhin (1535), waren wir unter Simler nicht nur Schulgefährten, sondern in innigster Freundschaft verbunden, was er mir auch durch fünf Schriften bezeugte, von denen er viere noch von Tübingen aus, eine hernach aus Wittenberg mir übersandte. Schon im Knabenalter war höchste Lauterkeit und Geradheit an ihm zu erkennen.“ So behielt ihn Haller zeitlebens in liebevollem Andenken und hegte zu ihm auch nach langen Jahren der Trennung ein besonders gutes Zutrauen. Auch Melanchthon erinnerte sich noch in späteren Jahren freundlich der in Pforzheim gepflogenen Freundschaft.

In seinem achtzehnten Jahre bezog Haller die Universität Cöln; er erlangte daselbst nach zweijährigem Studium die Würde eines Baccalaureus der Theologie. Freilich waren es die öden Steppen der erstarrten Schultheologie (Scholastik) und der päpstlichen Rechtssatzungen, zu denen Haller hier geführt wurde, so daß er in späteren Jahren wehklagend ausrufen mußte: „O, hätte ich meine Jugendjahre auf Besseres verwenden können!“ An Neigung hiezu fehlte es ihm keineswegs. Von Cöln begab er sich nach Rottweil zurück; er versah hier das Amt eines Unterlehrers, doch mit dem Vorhaben, nach Verfluß eines Jahres sich wo möglich nach Freiburg im Breisgau zu begeben, um auf der dortigen Hochschule lehrend und lernend, wie es damals öfter vorkam, in den Wissenschaften sich weiter auszubilden. Schon nach etlichen Monaten bot sich ihm hiezu eine gute Gelegenheit, eine um so erwünschtere, da sie ihn davor sicherte, von den Karthäusern ein Stipendium annehmen zu müssen. Durch Vermittlung eines wohlhabenden Jugendfreundes, des Rechtsgelehrten Johann Wolfgang Egen, erhielt er nämlich eine Einladung nach Freiburg zu kommen, mit dem Anerbieten von Seiten des dortigen Magisters Cesareus, ihn für einige Zeit unentgeltlich ins Haus aufzunehmen, bis ihm eine weitere Versorgung zu Theil werde.

Wie gerne hätte er diesem Rufe gefolgt. So schön schien sein still genährter Wunsch nach Vervollständigung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse nunmehr in Erfüllung zu gehen. Allein er konnte nicht. Er hatte so eben unter aufmunternder Zustimmung seiner Rottweiler Freunde einen Ruf nach Bern angenommen, wo er für Pflege der Wissenschaft weder Zeit noch günstige Gelegenheit zu finden hoffen durfte. Er mußte aufgeben, was er ersehnt hatte, und in die Ferne ziehen, nicht wissend, welch eine hohe Bestimmung seiner dort wartete.

Auf Pfingsten des Jahres 1513 traf er in Bern ein. Seine Stellung daselbst war freilich vorerst eine sehr bescheidene. Die Berufung nach Bern war von Hallers ehemaligem Lehrer Michael Rubellus ausgegangen, der seit 1510 der lateinischen Schule daselbst vorstand, welche zuvor von Heinrich Lupulus (Wölflin), dem Lehrer Zwingli's, geleitet worden, sodann seit 1505 von Valerius Anshelm aus Rottweil, der als Arzt und Chronikschreiber Berns bedeutenden Ruf erlangte. Als Schulgehülfe trat Haller bei Rubellus ein, zunächst bloß mit einer Besoldung von dreißig Pfund, doch mit der Aussicht, bei steigendem Zutrauen mit der Zeit ein Mehreres zu bekommen. Aus einem sehr verbindlichen Briefe, den er im September 1515 an seinen Wohlthäter Augustin Bolster nach Rottweil schrieb, sehen wir, daß er zwar mit einer Menge von Geschäften überaus beladen war, sich aber dabei recht wohl befand. Seine Privatstudien z. B. in der klassischen Literatur mußte er freilich sehr einschränken, indeß trachtete er seine Kenntniß des damals viel gebrauchten Kirchenrechtes zu befestigen, als der Norm, die in kirchlichen Dingen Alles beherrschte. Wie sehr die Schule des Rubellus in Blüthe stand, läßt sich aus der großen Schülerzahl entnehmen. So berichtet Anshelm, der edle Schultheiß von Diesbach, ein mildthätiger Gönner der Künste und Wissenschaften, welcher 1517 im Alter von achtzig Jahren starb, habe für die armen Schüler, deren gemeiniglich über hundert da gewesen, wie für andere Hausarme viele Jahre lang einen wohlbereiteten „Mußhafen" gehalten.

Durch seine Thätigkeit, wie durch seine Beredsamkeit, durch ein angenehmes Aeußere und Liebenswürdigkeit im Umgange erwarb sich Haller bald Freunde und Gönner. Eine der Zünfte, in welche die Bürgerschaft eingetheilt war, die der Bäcker, erwählte sich ihn zu ihrem Kaplane. Zudem erscheint er seit 1517 als geistlicher (apostolischer) Notar. Besonders wichtig aber ward für Haller der Umgang mit Thomas Wittenbach aus Biel, jenem reformatorisch gesinnten Manne, der zuvor schon als Lehrer an der hohen Schule zu Basel Zwingli und Leo Judä so segensreich angeregt hatte und nun seit 1515 als Chorherr und Leutpriester am Münster in Bern wirkte. In der spätern Zeit seines Aufenthaltes zu Bern lebte Haller bei ihm als einer der beiden Diakone, die er in seinem Hause und an seinem Tische zu halten hatte. Wir können uns wohl denken, welch ein mannigfacher Austausch unter ihnen eintrat in diesen Zeiten, da die großen Geisteskämpfe hervor zu brechen begannen, die Wittenbach längst vorher gesehen und der ihm zuhörenden akademischen Jugend geweissagt hatte. Auch nachdem Wittenbach im März des Jahres 1520 seine Stelle in Bern niedergelegt hatte, nach seiner Vaterstadt, dem nahe gelegenen Biel, einem selbstständigen, mit der Schweiz verbündeten Freistaate, übergesiedelt war und dort das lautere Evangelium zu pflanzen suchte, dauerte sein freundschaftlicher Verkehr mit Haller fort auf mannigfache Weise.

Nachdem Haller schon im Mai des Jahres 1519 auf unbestimmte Zeit als Prediger mit fünfzig Pfund Jahrgehalt angestellt worden, erhielt er am 18. Mai 1520 eine Chorherrnstelle im Münster, und damit faßte er nun für bleibend festen Fuß auf dem Schauplatz seiner ganzen ferneren Wirksamkeit.

Von welcher Art war aber der Boden, den er bearbeiten sollte? Dies ist die Frage, die sich uns aufdrängt. Hier wird es daher am Platze sein, daß wir uns Berns religiöse und sittliche Zustände, so weit sie auf ihn und sein Auftreten Bezug hatten, zu vergegenwärtigen suchen. Unter allen den Freistaaten, welche die schweizerische Eidgenossenschaft bildeten, finden wir keinen, der bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts sich zu solcher Größe und Machtentfaltung emporgeschwungen hatte, wie Bern. Es beruhte dies nicht blos auf dem kriegerischen Muthe, welcher auch die übrigen beseelte, sondern auf einem Bern insbesondere inwohnenden Vorwärtsstreben, auf dem staatsmännischen Blicke, der die Lenker beseelte und sie befähigte, ein größeres Ganzes zu umfassen und im weiteren Kreise ihre Umgebung von sich abhängig oder mitwirkend zu machen. Hiezu aber trug der zahlreiche Adel bei, der in Bern sich eingebürgert hatte. Die glückliche Durchdringung des adeligen und des bürgerlichen Elementes führte hier zu einer besonderen Kräftigung des Staatslebens und verlieh der Obrigkeit ein bedeutendes Selbstgefühl. Den einzelnen Landestheilen gegenüber, welche keineswegs bloß unterthänig erscheinen, vielmehr ihrer besondern Rechte und Freiheiten sich erfreuten und deshalb in entscheidenden Zeitumständen jeweilen um ihre Ansicht und Willensmeinung befragt wurden und so zur Entscheidung mitwirkten, behauptete sie durchgängig mit festem Ernste ihre landesherrliche Hoheit. Von Wissenschaften war nicht viel die Rede. Außer dem schlichten Betriebe des Landbaues und der Alpenwirthschaft nahmen die fremden Kriegsdienste, die deshalb statt findenden Werbungen, das reichlich gespendete Geld, der Kriegsruhm und die Ehre, die dabei zu erlangen waren, seit Jahrzehnden die Berner gleich den übrigen Eidgenossen mächtig in Anspruch. Der hohe Heldenmuth, den die eigenen Befreiungskämpfe gestählt hatten, strebte auch solcher Maßen sich kund zu geben. Grade in Bern fand das benachbarte Frankreich selbst unter den Hochstehenden stets offene Ohren und Hände. Die Verderbnisse aber für das leibliche und sittliche Wohl des Volkes stellten sich auch hier in überreichem Maße ein. Einschränkende Verbote von Seiten der Obrigkeit blieben fruchtlos.

Nicht weniger war die innere Fäulniß, in welcher die entartete Kirche sich befand, in erschreckender Ruchlosigkeit gerade in Bern zu Tage getreten. Hieher hatten die Häupter des Dominikanerordens, eifersüchtig auf die Volksgunst ihrer Nebenbuhler, der Franziskaner, mit Vorbedacht und nach gemeinsamer Berathung der Ordensobern das Trugspiel ihrer vorgeblichen Wunder verlegt, durch welche sie sich glänzend emporzuschwingen

hofften; denn da, meinten sie, „sei das Volk einfältig, bäurisch und ungelehrt, wiewohl streitbar und mächtig; und werde, wofern ihre Sache Fortgang habe, ihnen mit Gewalt helfen dieselbe zu beschützen und wahr zu machen.“ Mit schamloser, fast unglaublicher Dreistigkeit erschienen sie dem von ihnen mißbrauchten Schneidergesellen Jetzer als Geister, dann in der Gestalt der heiligen Barbara, der Maria rc., übergaben ihm einen Brief vom Himmel, worin die Lehre der Franziskaner von der unbefleckten Empfängniß Mariä verworfen war, drückten ihm die Wundenmale Christi auf, ließen das Marienbild ihrer Klosterkirche rothe Thränen weinen, wobei ungeachtet der handgreiflich aufgedeckten Täuschung auch der Chorherr Lupulus zu den beharrlich Gläubigen gehörte, suchten das vielgepeinigte Werkzeug ihrer Künste mit Gift aus der Welt zu schaffen, zwangen ihn durch grausame Marter, eidlich Verschwiegenheit zu geloben, und reisten sogar nach Rom, um vom Papste die Anerkennung ihrer Wunder zu erlangen. Doch erwirkte der Rath strenge Untersuchung durch einen päpstlichen Legaten; der Betrug ward in allen seinen Einzelheiten gerichtlich aufgedeckt, so daß die gräuelvolle Entweihung des Heiligsten vor aller Welt offen und unwidersprechlich an den Tag kam; die vier Uebelthäter, der Prior der Dominikaner zu Bern und seine Genossen, wurden im Mai 1509, — gerade vier Jahre vor Hallers Ankunft, — auf der Schwellenmatte jenseits der Aare verbrannt. Der Ruf davon durchhallte die Länder Europa's; die Erzählung des ganzen Hergangs, in mehrere Sprachen übersetzt, fand weite Verbreitung und trug nicht wenig dazu bei, über mancherlei kirchliche Dinge hie und da das Nachdenken zu wecken.

Ebenfalls hiefür geeignet war ein Vorgang, der vier Jahre nach Hallers Ankunft eintrat und in Bern großes Aufsehen erregte. Eine nicht geringe Zahl andächtiger Personen zu Bern vereinte sich nämlich, der heiligen Anna einen Altar zu bauen; zur Verherrlichung desselben sollte etwas von ihren irdischen Ueberresten herbei gebracht werden; Albrecht von Stein reiste deshalb nach Lyon, erwarb sich in einem dortigen Kloster gegen große Bezahlung ein Stück ihres Schädels, in wohlriechenden Seidenstoff eingewickelt; mit größter Verehrung wurde das Heiligthum in Bern empfangen und in feierlicher Prozession zum Altar geleitet, der nun aufs kostbarste geschmückt ward und großen Zulauf erhielt. Wie beschämt fand man sich aber, als bald darauf ein Schreiben vom Abte jenes Klosters anlangte, woraus sich ergab, der Mönch, welcher das Geld angenommen, habe nur einen gemeinen Knochen aus dem Beinhause entwendet. An Spott fehlte es den Betrogenen nicht.

Dessen ungeachtet gelang es dem Ablaßkrämer Samson, der an Dreistigkeit einem Tetzel nicht nachstand, gerade in Bern sein Geschäft außerordentlich schwunghaft zu treiben. Als er im October 1518 nach Ausbeutung der inneren Schweiz über den Brünig heran zog, wollte man in

Bern anfangs ihn nicht einlassen, da man schon hinlänglich mit Ablaß versehen sei. Er wußte sich aber von Burgdorf aus, wo er sich mehrere Tage aufhielt, durch seine Gönner bald den Zutritt zu verschaffen. Die Gegner mußten sich beugen; der ehrwürdige Bartholomäus Mai, ein Mann der ein halbes Jahrhundert auf Schlachtfeldern und im Rathe ruhmvoll seiner Vaterstadt diente, erlangte kaum knieend Gnade. Mit größtem Gepränge, von Chorherr Lupulus als Dolmetscher unterstützt, bot Samson im Münster zu verschiedenen Preisen seinen Ablaß feil, für begangene und selbst für künftige Sünden. Jakob von Stein kaufte um einen apfelgrauen Hengst, den Samson sich wünschte, vollen Ablaß für sich und seine fünfhundert Krieger, sowie für die Einwohner seiner Herrschaft Belp und für die Seelen aller seiner Vorfahren. Da Samsons Geschäft so trefflich von Statten ging, blieb er bis in den Anfang des Jahres 1519 und ließ am letzten Tage der nochmals im Münster versammelten Menge drei unerhörte Gnaden verkündigen: alle Seelen der Anwesenden, die jetzt zu kurzem Gebete niederknien würden, sollten so rein sein wie gleich nach der Taufe; wer noch an jenem Tage dreimal um die Kirche gehe, könne eine Seele aus dem Fegfeuer erlösen, welche er wolle. Nachdem nun alles Volk knieend fünf Unservater und Ave Maria gebetet, schrie er: jetzt diesen Augenblick seien die Seelen aller Berner, wo und wie sie je aus diesem Leben geschieden, aus dem Fegfeuer errettet und in den Himmel versetzt. Als er dabei nochmals die päpstliche Gewalt lobpries, kraft deren er solche Gnaden spende, verließ der Venner Wyler unwillig die Kirche mit der Betheuerung: „Haben die Päpste solche Gewalt, so sind sie ja arge, unbarmherzige Bösewichter, da sie die armen Seelen so lange lassen leiden!“ Allein die Anhänglichkeit an das Hergebrachte und die Ehrfurcht vor Allem, was vom Papste kam, war in Bern noch viel zu groß, als daß ein solches Kraftwort hätte durchschlagen mögen. Als aber Samson im März des Jahres 1519 durch die in Zürich versammelte Tagsatzung auf Anregung des kürzlich dort angestellten Zwingli und unter Beihülfe des Bischofs von Constanz aus der Schweiz weggewiesen wurde, da ernteten die Berner von manchen Seiten Spott für ihre freigebige Gläubigkeit, derzufolge sie sich hatten ausbeuten lassen; — ein Vorzeichen des Umschwungs der Zeiten, der nach wenigen Jahren erlaubte, die gefürchteten Mächte dem öffentlichen Witzspiele Preis zu geben.

2. Erste Jahre von Hallers Predigtamt. Anbahnung der Reformation, 1516—1522.

Sehen wir nun auf die Gegenwirkungen. Kaum war es anders möglich, als daß Vorgänge wie die eben erwähnten, in ernsteren Gemüthern einen Stachel zurück ließen, der sie antrieb sich mit Abscheu von den einge-

rissenen Verderbnissen der Kirche abzuwenden. Ebenso hatte das sittenlose Leben des Klerus schon seit Jahrzehnden die Obrigkeit dazu genöthigt, von Zeit zu Zeit einzuschreiten, um wenigstens die ärgsten Unfugen zurück zu dämmen. Kräftig war auch der Karthäuser Franz Kolb gegen das Unheil des zuchtlosen Söldnerdienstes in seinen Predigten aufgetreten, hatte aber, der fruchtlosen Arbeit überdrüssig, (schon 1512) Bern wieder verlassen. Bibeln sollen schon seit längerer Zeit in Bern vorhanden gewesen sein. Auch hören wir, gerade als Samson Bern brandschatzte, von einem Buchhändler, der von Bernern nach Basel geschickt, viele Exemplare von Luthers Schriften daselbst aufkaufte und mit sich nahm. Selbst einer von Samsons Begleitern, „ein gelehrter Bruder," las in Bern mit Erstaunen Luthers Schrift vom Ablaß und kaufte sie heimlich.

So fehlte es an etwelcher Vorbereitung zu einer Besserung nicht, als Bertold Haller sein Predigtamt antrat. Sein Landsmann, der schon genannte Valerius Anshelm, damals als Arzt wirksam, war einer der Ersten, die dem aufleuchtenden Evangelium Eingang zu verschaffen, wenigstens einzelne vertraute Freunde und Gönner dafür zu gewinnen suchten. Er selbst bezeugt aber, wie große Behutsamkeit hier vonnöthen war. Jedes rasche oder kecke Auftreten hätte da nur zurück schrecken können. Es bedurfte einer milden, ganz allmäligen Einwirkung auf die Gemüther der einfältig Gottesfürchtigen, des schlichten, aber unerleuchteten Volkes, um aufs neue den ächten, evangelischen Glauben schrittweise in die Herzen zu pflanzen und sie dadurch innerlich loszumachen von den irrigen Menschensatzungen.

Hiefür war Haller ganz der Mann. Seine heitere Gemüthlichkeit, sein innerlich entschiedenes, zugleich aber höchst anspruchloses Wesen, wie seine ruhige Besonnenheit, befähigte ihn dazu gleich sehr. Er begann daher sein reformatorisches Wirken auf möglichst einfache Weise. In seinen Predigten fing er nicht wie Zwingli sofort mit der Auslegung eines ganzen biblischen Buches an; ein rasches Abgehen von alter Uebung wäre in Bern zu auffallend erschienen und hätte die Gemüther eher abgestoßen. Zwei Jahre lang hielt er sich vielmehr dem Herkommen gemäß an die gangbaren Abschnitte der Evangelien und Episteln. Dabei blieb er indeß nicht stehen, sondern predigte sonntäglich über die heiligen zehn Gebote und zwar nach Luther's Auslegung und hob solcher Maßen an, „sittiglich (sagt Anshelm) den Mißverstand und hinwieder den rechten Brauch in Hinsicht des Glaubens, der guten Werke und des Gottesdienstes aufzudecken." In ähnlicher Weise verfuhr sein rüstiger Mitarbeiter Doctor Sebastian Meier (geboren 1465), Prediger und „Lesemeister" (theologischer Lehrer) der Baarfüßer.

Doch mußte Hallern viel daran liegen, sich nach einem festeren Halt umzusehen für das weitere Vorgehen in dem weit aussehenden Werke und bei den drohenden Kämpfen; denn er fühlte wohl, wie Vieles in ihm selbst

erst angeregt, aber noch nicht zur Klarheit und Festigkeit durchgedrungen sei. Wie begreiflich, daß er seine Blicke auf Zürich wandte und auf das, was dort, wie sonst nirgends, in der Eidgenossenschaft und in ihrer Umgebung, durch Zwingli so muthvoll begonnen war. Er theilte seine Sehnsucht Zwingli zu sehen, ihn näher kennen zu lernen, seinem Jugendfreunde Myconius mit, der damals in seiner Heimat Luzern ein Lehramt bekleidete und längst mit Zwingli in vertrautem Verkehr stand. Myconius setzte Zwingli davon in Kenntniß gegen Ende des Jahres 1520, als der Bannstrahl Luther schon getroffen und bereits davon die Rede war, daß dieser „Ketzer" zur Verantwortung auf den Reichstag nach Worms solle beschieden werden. (Hedio an Zwingli, 21. Dezember 1520.)

Das folgende Jahr gewährte Hallern die Erfüllung seines Wunsches; es war ihm beschieden, Zwingli in Zürich zu besuchen. So traten die beiden Männer zusammen, welche in den beiden bedeutendsten Städten der Schweiz die einflußreichsten Predigtämter bekleideten; es knüpfte sich zwischen ihnen eine innige Freundschaft und ein Briefwechsel begann, der bis zu Zwingli's Tode immer lebhafter wurde. Haller sah, wie unermeßlich Vieles Zwingli leistete; er schloß sich mit herzlicher Zuneigung und hoher Verehrung an den geförderten und mannhaften Kämpfer an, den er so gerne seinen „Lehrer" nannte; er ordnete sich mehr ihm unter, als diesem, der auch an Andern Selbständigkeit liebte, erwünscht war. Zwingli erkannte in Haller eine so recht lautere Seele bei schönen Gaben und Kenntnissen; er war aufs willigste bereit, ihn seinem Wunsche gemäß in christlicher Erkenntniß zu fördern und ihm durch Rath und Ermunterung seine schwierige Stellung zu erleichtern.

An bittern Erfahrungen nämlich fehlte es Hallern nicht; er wurde alsbald ein Schüler Zwingli's gescholten; seine Verkündigung christlicher Wahrheit sah er schon nach den ersten, bescheidenen Anfängen mit Haß erwiedert; es graute ihm vor dem Ingrimm, den er von allen Seiten sich sammeln sah, um immer heftiger loszubrechen. Er hätte lieber Friede haben mögen und war daher auf dem Punkte, sammt seinem älteren Freunde Wittenbach, dem in Biel Aehnliches widerfuhr, sich in eine ruhigere, sorgenfreiere Stellung zurück zu ziehen. Er konnte nicht umhin, brieflich dies Zwingli anzudeuten, den er schon mehrmals vergeblich um seine Predigten über den Glauben angegangen. Da traf ihn ein Brief Zwingli's (29. Dezember 1521), der mit apostolischem Ernste ihn mahnte an die heilige Pflicht, standhaft auszuharren im Dienste des Evangeliums, auch unter unverdienten Schmähungen, Christo treulich zu dienen, sich seiner nicht zu schämen, ja selbst das Leben einzusetzen, und auf der andern Seite die süßen Verheißungen und die tröstlichen Versicherungen ihm vorhielt, die Christus seinen verfolgten Bekennern gegeben hat. Das Alles aber wußte Zwingli mit gewinnendster, herzlicher Freundlichkeit und Milde Hallern vorzulegen, nicht im Tone eines Lehrers oder Uebergeordneten, sondern durchaus im

Tone eines theilnehmenden Freundes, der die auf- und niedergehenden Bewegungen des eignen Innern mit dem Freunde austauscht, aber zugleich voll heiligen Muthes, durchdrungen und getragen von hoher innerer Entschiedenheit, ja beseelt von Todesfreudigkeit, die er, ahnungsvoll genug, hier schon klar und ernstlich ausspricht.

Dieses Schreiben that bei Haller die beste Wirkung; es half dem Friedliebenden über die schwierigste Klippe hinweg, die, wie wir an Luther sehen, selbst dem Stärkern zu übersteigen schwer ward, wenn er den schweren unabsehbaren Kampf der Zeit, in den er hinein treten sollte, und den drohenden Zwiespalt vor sich schaute, und dem gegenüber die eigene Unzulänglichkeit nur um so lebhafter empfand.

Jetzt erst gestand Haller seinem Zwingli, welchen Plan er in seiner zaghaften Stimmung sich entworfen habe; er erwiederte: „Deinen köstlichen Brief, mein wackerster Lehrer! habe ich mit offenen Armen empfangen und nicht ohne reichen Gewinn gelesen und wieder gelesen mit großer Erquickung; ich bin dadurch in christlicher Gesinnung mächtig bestärkt worden. Mein Herz, das wirklich durch dieses Wanken der Zustände und der Menschen darniedergebeugt und unfähig war, Unbill zu ertragen, ist nun durch dieses dein Schreiben so gestählt worden zur Erdulbung jeglicher Drangsal, daß ich jetzt viel gelassener bleibe, wenn Leute mich als wüthende Feinde anfallen, die von mir nie auch nur im Geringsten beleidigt worden, es wäre denn, daß sie nach ihrer Gewohnheit das Wort des Herrn, das ich verkündige, als Beleidigung aufnähmen. Wahrhaftig, wenn du mich nicht so kräftig angespornt und meinen völlig gesunkenen Muth wieder erweckt hättest, so wäre ich nächstens vom Predigtamt abgetreten und mit Doctor Thomas Wittenbach nach Basel gegangen, um den schönen Wissenschaften und dem Studium des Griechischen und Hebräischen obzuliegen; denn du glaubst nicht, welche Drohungen gewisse bernische Machthaber ausgestoßen haben. Nun hat aber deine freundliche Zuschrift mir Trost gebracht, so daß ich nicht mehr zage, sondern alle meine Kraft zusammen gerafft und deiner wahrhaft christlichen Aufmunterung gemäß die feste Ueberzeugung gewonnen habe, es gebühre sich in diesen jämmerlichen Zeiten vielmehr, daß ich das Evangelium predige, als daß ich in irgend einem Winkel meine Studien treibe und das so lange, bis ich unter dem Beistand des Herrn, der seinem Worte viel Kraft verleihen kann, Christum, ihn, der durch Mönchsgeschwätz so weit von uns weggekommen, ja beinahe in die Verbannung geschickt worden, best meines Vermögens wiederum werde eingesetzt haben; dannzumal nämlich werd' ich um so sicherer dereinst frommen Studien mich widmen können. Jetzt bin ich dir unsäglichen Dank schuldig für deine Freundlichkeit, daß du unter so vielen und großen Geschäften, mit denen du überhäuft bist, meine Wenigkeit, einen Menschen ohne Begabung, durch deinen so zierlichen Brief aufzurichten gesucht hast." Haller erbittet sich zugleich von Zwingli möglichst baldige Mittheilung seiner Predigten

über den Glauben und über Heiligendienst und wünscht ihm sammt allen seinen Mitarbeitern „königliches Wohlsein, daß Christus in ihm und in ihnen gedeihe.“

Man fühlt es dem Briefe Hallers ab: hier ist ein Entwicklungsknoten in seinem Leben, ein Uebergang aus der nur halbbewußten Vorarbeit zum entschieden reformatorischen Auftreten, zum Bruch mit den widerstehenden Gewalten, eine Entscheidung für immer oder doch auf lange Zeit hinaus für den Kampf und die Unruhe eines reformatorischen Mannes.

Indeß waren Zwingli's Zumuthungen an Bertold Haller keineswegs übermäßig; vielmehr hatte er ihm, als feiner Kenner der verschiedenen Völkerschaften des Schweizerlandes, mit eben so großer Besonnenheit als Sachkenntniß unter Benutzung des in Bern stets beliebten, unerschöpflichen Wortspieles (am 29. December 1521) geschrieben: „Was du von mir wünschest, nimm selbst kräftig an Hand, auf daß deine ziemlich wilden Bären durch das Hören der christlichen Lehre anfangen zahm zu werden; doch ist dies ein Geschäft, das, wie ich glaube, ganz sachte muß vorgenommen werden; denn es läßt sich bei euch durchaus nicht auf dieselbe Weise verfahren, wie bei den Unsrigen. Da nämlich die Euern noch gar zarte Ohren haben, so darf man sie nicht sofort mit einem so scharfen Eisen kratzen, wie denn auch Christus wohl dies gemeint hat, wo er verbietet, die Perlen vor die Säue zu werfen, da sie vielleicht gegen dich sich wendend in großer Wildheit dich möchten zerreißen und auf immer das Evangelium Christi verabscheuen. Diese rauhen Geschöpfe muß man also ziemlich sachte streicheln und je nach ihrem Tritt ein wenig weichen, bis sie, durch unsere Geduld und unerschütterliche Herzensfestigkeit überwunden, zahm werden. Auch Petrus nahm darauf Rücksicht, als er sprach: Nun aber, lieben Brüder, weiß ich, daß ihr aus Unwissenheit Solches gethan; ebenso Paulus, so lange er die Galater mit Milch, nicht mit starker Speise nährte... So, bitt' ich, suche Allen Alles zu werden, damit nicht Christus sammt dir verworfen werde! Diene ihm; auch uns zum Besten, bei den Deinigen!“

Der Unterschied zwischen Zürich und Bern, der verschiedene Volkscharacter, die ungleiche Stellung zu der Obrigkeit war allerdings sehr zu beachten und nicht leicht, das Geeignete durchzuführen. In letzterer Hinsicht war man in Bern viel mehr an gebieterischen Ton gewöhnt von oben her und an straffen Gehorsam der Untergebenen ohne weitere Erörterung. Dagegen durfte hier der Volkshumor sich Manches erlauben, was anderwärts auf derselben Stufe der Entwickelung kaum statthaft erschienen wäre, sondern eher Anstoß gegeben hätte. So geschah es gleich der Fastnacht des Jahres 1522 (am 2. und 9. Februar), daß in Bern zwei Fastnachtspiele aufgeführt wurden, welche unglaublich viel zur Förderung der Reformation beitrugen. Sie stellten dem Volke in lebendiger Gestalt die Gräuel des Verderbens der Kirche und das dringende Bedürfniß der Zeit klar vor Augen. Der hauptsächlichste Verfasser war der

begabte Maler Niklaus Manuel, der als Krieger seinem Vaterlande diente, dann als Landvogt und Rathsherr die Reformation mannigfach förderte. Mit dem Feuer tiefer Entrüstung und edlen Unmuthes wird aufs lebendigste in frischen, kräftigen Zügen das Unheil der Kirche, ihre bis ins innerste Mark durchgedrungene Fäulniß vorgeführt und gegeißelt, bald in derber Laune, bald wieder mit überraschendem Ernste und sinniger Gemüthlichkeit. Die große Bedeutung dieser Aufführungen für die bernische Reform nöthigt uns, wenigstens das eine dieser Stücke etwas näher anzusehen. Im ersten dieser Fastnachtspiele, dem „Todtenfresser", so benannt von der reichen Zehrung, die dem Klerus durch die Seelenmessen (Todtenmessen) zuströmte, findet sich der schroffe Widerspruch zwischen dem Evangelium und dem ganzen bestehenden Kirchenwesen, zumeist die durchgängige schnöde Geldgier, die Rohheit, die Ueppigkeit des Klerus, sowie sein Unglaube, vorerst in einer Reihe von Selbstzeugnissen dargestellt, ebenso der Blutdurst kriegslustiger Cardinäle und der völlige Zwiespalt des Papstes „Entcristilo" (Antichrist) mit der evangelischen Wahrheit. Dabei schimmert die Ahnung des nahenden Untergangs vielfarbig durch in lauten Klagen der Kleriker über die Thätigkeit der Druckerpressen, die überhand nehmende Verbreitung der Bibel, den daraus entspringenden Vorwitz der Laien in geistlichen Dingen, über ihre schlagenden Einwürfe gegen den Ablaß und gegen die übrigen gewinnbringenden Bräuche.

So fleht der Pfarrer Wetterleich den heiligen Vater an, „den Gott zu Rom an Christi Statt":

„Die Laien merken unsre List;
Wo du nit unser Helfer bist,
So geht's uns ab in allen Dingen;
Denn sie wend (wollen) selbst der Schrift zudringen;
Der Teufel nehm' die Druckerg'sellen,
Die alle Ding' in Deutsch nun stellen;
Das alt und neue Testament, —
Ach, wären sie doch halb verbrennt (verbrannt)!
Ein jeder Baur, der lesen kann,
Der g'winnt's eim (einem) schlechten Pfaffen an.

Höchst ergötzlich schildern etliche Bauern im Zwiegespräche Samsons Ablaßkram und machen aufs launigste ihrem Aerger Luft über ihre eigne Albernheit und über die Thorheit Aller, die sich durch den Ablaßhandel prellen ließen, während seither ihnen helles Licht darüber aufgegangen, da von verständigen Leuten jetzt ihnen klar gezeigt worden, wie all das eitel Spiel und arger Trug sei. Ein blutarmer Edelmann, der darben muß sammt seiner großen Kinderschaar, stößt seine lauten Wehklagen aus über die von habgierigen Pfaffen seinen Vorfahren entlockte Vergabung ihrer Güter an die Kirchen und Klöster. Des Papstes schweizerische Leibwächter dagegen preisen ihren Herrn als rechten „Kriegsmann, Pfaff und Gott auf Erden", und jubeln über die fetten

Pfründen, die er ihnen verliehen zum Verschlemmen. Plötzlich belebt sich die Scene; ein Johanniterritter sprengt mit verhängtem Zügel daher und bittet den Papst aufs dringendste um Hülfe für das von den Türken hart bedrängte Rhodus, da ja der Papst weitumher in der Christenheit unsäglich großes Gut zum Türkenkriege gesammelt habe. Vom Papste aber, dem vielmehr Kriege gegen die Christen zur Vergrößerung seines weltlichen Gebietes am Herzen liegen, wird er verspottet und erbarmungslos abgewiesen, so daß er voll edler, tiefer Entrüstung den Fluch ausstößt über das unwürdige Oberhaupt der Christenheit, als den rechten „Antichrist". Die schlichten Apostel Petrus und Paulus, die bisanhin im Hintergrunde Allem zugesehen, treten hervor; sie lassen sich mit einem Curtisanen (Günstling des Papstes) ins Gespräch ein; sie sprechen, nachdem sie vernommen, wer dieser hoffärtige Herrscher sei, ihr entschiedenes Verwerfungsurtheil über all dies unchristliche Wesen aus und sagen sich von einem solchen Statthalter Christi gänzlich los. Die päpstlichen Truppen aber, worunter auch eidgenössische Söldner, sammeln sich mit blutdürstigen Reden unter dem Oberbefehl eines Cardinals und empfangen zu nahendem Kriegszuge den Segen des Papstes.

Was uns aber am nächsten angeht in diesem Fastnachtspiele, ist die Person des Predigers Doctor Leupold Scheu-nicht, unter welcher ohne anders Bertold Haller selbst erscheint. Schon in der Mitte tritt er auf, namentlich aber ganz am Schlusse, hier mit einem kindlich treuherzigen und innigen Gebete an Christus, daß doch unter seinem Beistand das wahre Evangelium aufs neue gelehrt, willig angenommen werden und den Menschen seine Segnungen bringen möge. So fleht er, eingedenk der einfachen Lehre Christi selbst, den „süßen und tröstlichen Jesum Christ, den lieben Herrn" an:

Hilf, daß wir alle Menschenlehr' ganz verachten
Und fürhin allein dein göttlich Wort betrachten,
Gar nichts auf uns armen Menschen han (halten),
Allein uns fröhlich auf dich verlan (verlassen). — —
Denn wir sind und thun nichts Andres als Sünd',
Aber du, Herr, bist allein der Fründ (Freund),
Der Gnade uns um Gott erwarb,
Da dein Leib am Kreuz recht starb.
Du bist der Priester und das Opfer beede (beide),
Gott geb, was des Papstes Satzung dawider rede,
Das Opfer werth in Ewigkeit,
Wiewohl man dich noch all' Tag' feil treit (trägt). — —
Herr Jesu, verleih dein göttliche Gnad' dazu,
Daß man fürhin ganz recht evangelisch thu';
Denn ich glaub' deinen Worten gestracks;
Wollte Gott, ich könnt' mit einer Ax (Axt)
Die päpstlichen Recht' ein's Streichs zerscheiten!
Das hieß' recht wider den Türken streiten. — —

Hilf, daß sich fürhin jedermann hüte
Vor dem, den man so hoch her tragt (dem Papste);
Ich hab' ihm mein's Theils ganz abgesagt. — —
Herr, du bist doch allein die Thür,
Dadurch wir werden in Himmel gah'n;
Herr, erbarm dich über jedermann,
Alle Menschen, niemand ausgenommen;
Herr, laß uns All zu Gnaden kommen
Und verleihe uns deinen göttlichen Segen!
Amen! besiegelt mit dem Schweizerdegen.

Das zweite dieser Fastnachtspiele, kürzer und einfacher, besteht in einer kräftigen Gegenüberstellung des milden und recht demüthigen Christus und der Hoffart seines vorgeblichen Statthalters. Besonders ansprechend ist die reichliche und geläufige Schriftkenntniß, die sich in den beiden Stücken kund gibt. Es läßt sich wohl begreifen, daß bei dem schlichten und derben Bernervolke solche „Spiele evangelischer Freiheit," wie Anshelm sie bezeichnet, nicht ohne großen Eindruck blieben; er sagt hievon: „Durch diese wunderlichen und zuvor für lästerlich geachteten Anschauungen ward ein groß Volk bewegt, christliche Freiheit und päpstliche Knechtschaft zu bedenken und zu unterscheiden." War dafür das Geistesauge geöffnet, so konnten auch die damals so oft in Italien befindlichen Schweizer-Truppen, deren eben in jenen Tagen eine ansehnliche Schaar sammt dem Dichter dieser Spiele von Bern auszog, so Vieles von dem Vorgeführten selbst dort aufs neue in Wirklichkeit mit Augen sehen. Der nämliche Geschichtschreiber fügt bei: „Es ist auch in dem evangelischen Handel kaum ein Büchlein so viel gedruckt und so weit gebracht worden als das dieser Spiele." Wenn auch beim Drucke Einiges hinzu kam, so stellt sich uns doch darin unstreitig aufs lebhafteste dar, wie und wie sehr die Geister damals in Bern erregt waren.

3. Förderungen und Gefahren. Das erste Reformations-Mandat, 1523.

Während Haller im Einklang mit Sebastian Meier fortfuhr in behutsamer Weise dem Evangelium den Weg zu den Herzen seiner Berner zu bahnen und dasselbe Schritt für Schritt immer mehr Boden gewann, kam eine hülfreiche Anregung von ganz unerwarteter Seite. Zu Anfang des Juli 1522 erschien in Bern ein langer, hagerer Mönch aus Frankreich, auf einer Eselin reitend. Es war der Baarfüßer Franz Lambert von Avignon, der schon seit etlichen Jahren in seiner Zelle das Evangelium lieb gewonnen hatte auch durch Schriften Luthers, die zu ihm gedrungen waren, und nun im Begriffe stand ganz Deutschland zu durchziehen, um bis zu den Quellen vorzudringen. In Bern trat er ein in die neue Welt, die schon so reichlich von dem erfüllt war, was ihn in der Stille bewegt hatte. Wie erquickte

sich Haller an seinem feurigen Geiste, seinen vielversprechenden Anlagen und schönen Kenntnissen. Wie der begeisterte Mann schon in Genf, in Lausanne, hier sogar vor dem Bischofe, und in Freiburg, predigend aufgetreten, so that er auch in Bern. Des Deutschen unkundig, bediente er sich der lateinischen Sprache. Mit großem Freimuth redete er von der Kirche, dem Priesterthum, der Messe, der römischen Tradition, von dem heuchlerischen Aberglauben der Orden und Ordensleute. Es machte einen mächtigen Eindruck auf viele Priester, sagt Haller, was sie bisher nur von Deutschen aussprechen gehört, nun auch aus dem Munde eines Franzosen, dazu eines Mönchs, ja eines Franziscaners zu vernehmen. Herzlich empfahl ihn Haller an Zwingli, bei welchem helleres Licht seiner sehnenden Seele aufgehen sollte, das später auch auf deutsche Gauen verklärend wirken mußte.

Indeß war Lambert schon in Lausanne von den Mönchen bei dem Bischofe, dem jungen, stolzen Sebastian von Montfaucon, der Ketzerei verdächtigt worden. Und bald darauf wurde auch Haller, ungeachtet seiner Behutsamkeit, von eben dorther bedroht. Als nämlich der Bischof von Lausanne im August in Bern, das zu seinem Sprengel gehörte, bei seinem Schwager Christoph von Diesbach auf Besuch war, verlangte er vom Rathe, daß Haller nach Lausanne ausgeliefert werde, um über mehrere Artikel seiner Predigten daselbst verhört zu werden. Der Rath forderte Haller vor sich; freimüthig legte dieser, zur Verantwortung aufgefordert, seine in der Bibel gegründete Lehre dar. Allein die Ansichten waren ganz getheilt; es entspann sich ein heftiger Wortwechsel für und wider die neue Lehre, sowohl im Rathe als unter der Bürgerschaft, die sich ums Rathhaus in Schaaren gesammelt hatte. Haller's Freunde, besorgt über den Ausgang, winkten ihm, sich nach Hause zu begeben; Vertraute begleiteten ihn dorthin und bewachten ihn stark, damit nicht etwa eine Entführung eintreten könne. Nach langer und stürmischer Berathung beschloß der Rath dem Begehren des Bischofs nicht zu entsprechen, sondern zu erwiedern, wenn er gegen die Prediger zu klagen habe, so möge er es zu Bern anbringen, hier werde man ihm gut Recht halten. Der Bischof wollte sodann die Priester eidlich verpflichten, sich der lutherischen Lehre zu enthalten. Allein der Rath hemmte seine Schritte.

Der eben erwähnte, den Predigern günstige Entscheid, durch welchen der Rath die bischöfliche Gerichtsbarkeit namhaft einschränkte, war von bleibender Bedeutung. Noch im nämlichen Monate ward Haller nebst Heinrich Lupulus und Thomas Wittenbach, den man von Biel kommen ließ, Beisitzer eines Ausschusses, der aus Auftrag des Rathes den Pfarrer einer ländlichen Gemeinde Georg Brunner öffentlich verhören mußte, welcher unter großem Zulauf des Volkes die evangelische Lehre predigte und deshalb von Seiten anderer Priester hart angegriffen wurde. Diese öffentliche Verhandlung gab dem Angeschuldigten willkommenen Anlaß,

über Messe, Papstthum, Priestergewalt mit der Bibel in der Hand die schriftgemäße Lehre kräftig zu verfechten; seine Freisprechung war ein neuer Sieg des Evangeliums und bewährte die feste Haltung des Rathes auch gegenüber dem Bischofe von Konstanz, in dessen Sprengel dieser Theil des bernischen Gebietes lag. Haller schrieb diese denkwürdige Verhandlung nieder, „ganz der Wahrheit gemäß, niemanden zu Lieb noch zu Leid;" bescheiden fügt er bei: die Leser möchten sich mit seinem schlechten Deutsch zufrieden geben. — Ein Hirtenbrief des Bischofs von Konstanz wider die, welche mit „schrecklichem, zänkischem Aufruhr" die Kirche bewegen und ihre alten Gewohnheiten antasten, wurde um diese Zeit vielfach verbreitet, fand aber durch eine Schrift Sebastian Meier's, die durch Haller's und Zwingli's Beihülfe zum Drucke befördert wurde, eine klare Beleuchtung und kräftige Widerlegung.

Immer freier und freudiger wurde inzwischen die evangelische Lehre gehört und gepredigt unter großem Zulaufe des Volkes. Nun machte auch Haller sich los von den bisherigen Beschränkungen in der Mittheilung des biblischen Textes. Er fing an über das ganze Evangelium St. Matthäi zu predigen. Er erbat sich dazu von Zwingli Erläuterungen über manche Stellen; dieser lehnte es indeß nothgedrungen ab wegen der ungeheuern Menge höchst dringender Geschäfte, gab zwar über Einiges Aufschluß, doch mit der ausdrücklichen Bitte, „man solle, was er da schreibe, ja nicht für Orakel nehmen, sondern nur als Anregung zu weiterem Nachdenken."

Zusehends wuchs in Bern durch die Macht des kräftig eindringenden Gotteswortes die Zahl der Gläubigen, so daß auf der Tagsatzung zu Baden im Dezember 1522, als die Mehrzahl der Eidgenossen den Antrag stellte, die lutherischen Predigten in der gesammten Eidgenossenschaft abzustellen, die Berner durch ihren Gesandten Sebastian von Stein die Erklärung abgaben, „sie ihres Theils wollten frei sein und ihre Prediger an der Verkündigung des Evangeliums und der heiligen Schrift nicht verhindern, vielmehr sie dabei schützen und schirmen."

Nicht wenig trug auch zum Gedeihen des Evangeliums in Bern die im März 1523 erfolgende Wahl bei, wodurch Nikolaus von Wattenwyl, einer der vornehmsten Berner, zu der mit manchen Privilegien ausgestatteten Würde eines Probstes am Münster erkoren und damit zum Haupte der bernischen Geistlichkeit erhoben wurde.

An zähem und erbittertem Widerstande gegen das Evangelium fehlte es indeß auch nicht; die Verkündiger des Gotteswortes sahen sich manchmal bedroht und mit Schmähungen überhäuft. Besonders der Prediger der Dominikaner, Hans Heim, den die Widersacher von Mainz hatten kommen lassen, zog wider sie los. Die Gegner nannten Haller spottweise den „ketzerischen Wanst," seinen noch schärfer auftretenden Mitarbeiter Sebastian Meier ein „Ungeheuer von einem Ketzer, Vater und Lehrer aller

Ketzereien, der alsbald mit dem Feuertode zu bestrafen sei." Von Haller meinten sie, „er sei noch etwas weniger in Bosheit und Irrthum verstrickt." Der Erfolg solcher Schmähungen war, wie der Stand der Dinge im Ganzen, ein verschiedener.

Wiewohl die Berner, gleich den übrigen eidgenössischen Orten, ungeachtet erhaltener Einladung niemand auf das erste Religionsgespräch sandten, das zu Ende Januar 1523 in Zürich gehalten wurde, hielt man Sebastian Meier nicht ab demselben beizuwohnen. Haller schreibt bald hernach (8. April) an Zwingli: „Du hast ihn etwas milder gemacht. Doch predigen wir beiderseits so, daß Einer den Andern schützt und stützt. Täglich vermehrt der Herr unsere Versammlung, obwohl der Adel uns entgegen ist, dem Zinse und Zehnten am Herzen liegen. Ich sollte Freunden und Gegnern darüber die Lehre Christi vorhalten, und erbitte mir deshalb Belehrung von dir." Schon war es dem aalglatten Generalvikar des Bischofs von Konstanz, Johann Faber, gelungen, namentlich den höchst einflußreichen Sebastian von Stein, der zuerst in Bern dem Evangelium günstig gewesen und es gefördert hatte, dawider einzunehmen, ja ihn zum entschiedenen Gegner umzuwandeln durch die Zuflüsterung: „Jetzt geht es über uns und hernach wird's über die Junker gehen! Laßt uns zusammen stehen wider diese aufrührischen Ketzer!" „Durch dieses Geschrei, sagt Anshelm, wurden viele Junker, Gewaltige und Reiche stumm und verstockt Gottes Wort zu hören, geschweige denn es anzunehmen; nannten teuflisch und evanhöllisch, was göttlich und evangelisch ist." Oeffentlich hieß der genannte Staatsmann die Lehrer des Evangeliums Verfälscher des göttlichen Wortes und Lügner, so daß sie nicht dazu schweigen konnten. Indeß wußte der Rath die Sache so beizulegen, daß, wie Haller schreibt, „jedermann zufrieden war und die evangelische Wahrheit frei in ihren Verkündigern triumphirte." Auch die Vorurtheile gegen die evangelische Lehre, welche die Gesandten etlicher Kantone in Bern zu verbreiten suchten, blieben damals ohne Erfolg. Im Mai kann Haller aufs neue an Zwingli schreiben: „Bei uns thut der Herr Jesus von Tage zu Tage zur Versammlung hinzu, so daß, wenn Gott uns nicht verläßt, es schwer halten wird, sein Wort zu unterdrücken, so sehr auch der Adel dagegen arbeitet. Der Bischof von Lausanne wollte zum Beweis, daß ihm die geistliche Gerichtsbarkeit über uns zustehe, eine Visitation halten; allein der Rath schickte sobald er durch den Probst Niklaus von Wattenwyl von der Zurüstung Kenntniß erhielt, einen Boten an ihn und untersagte ihm, sei's in der Stadt sei's auf der Landschaft Solches vorzunehmen."

Die Entzweiung nicht bloß unter den Geistlichen, sondern auch unter dem Volke nahm indeß fortwährend zu und führte zu mancherlei Reibungen und Scheltungen. Dies veranlaßte den Rath der Zweihundert dasselbe zu thun, was damals auch andere Städte thaten. Zur Erhaltung der Ruhe und Einigkeit erließ er am 15. Juni 1523 ein Mandat des Inhalts: „alle

Prediger sollen nichts Anderes als allein das heilige Evangelium und die Lehre Gottes frei, öffentlich und unverborgen, desgleichen, was sie sich getrauen durch die wahre heilige Schrift zu bewähren, verkünden und sich aller anderen Disputationen, die den heiligen Evangelien ungemäß sind, sie seien von dem Luther oder anderen Doctoren ausgegangen, gänzlich enthalten, da wir wollen, daß jeder Prediger dem gemeinen Volke die bloße, lautere Wahrheit der heiligen Schrift vortrage. Niemand soll fortan den Andern einen Ketzer, Buben oder Schelm schelten." Dieser Erlaß ist das erste der Reformation günstige Edikt, das in Bern erschien. Daran knüpfte sich in der Folge ihr ganzer Sieg daselbst; doch war dieser dadurch noch keineswegs gesichert. Denn einerseits sollte diese Verordnung nur „bis auf Weiteres" gelten, andrerseits barg sie in sich eine gewisse Unsicherheit. Auch die Gegner der Reformation hatten zugestimmt in der Meinung, daß die evangelischen Prediger „lutherische" Lehre vortrügen, diese aber hier verboten sei, und erkannten erst zu spät, welche Waffe sie der Gegenpartei in die Hand gegeben hatten durch die Bestimmung, daß einzig Gottes Wort gemäß der heiligen Schrift gepredigt werden dürfe. „Da gereute sie es," sagt der Chronist Anshelm. Zwingli dagegen sammt den Seinigen war über dieses Edikt hoch erfreut.

Hinwieder hören wir auf derjenigen Tagsatzung, die im Juli 1523 zu Bern gehalten wurde, aus dem Munde des bernischen Gesandten Kaspar von Müllinen die besonders Zwingli verunglimpfende Warnung an die übrigen Tagherren: „Liebe Eidgenossen, wehret bei Zeiten, daß die lutherische Sache und die, so damit umgehen, nicht die Oberhand gewinnen; denn ihre Prediger haben es in Zürich so weit gebracht, daß die Regenten daselbst, wofern sie es gern wenden wollen, es nicht vermöchten. Auch ist's dahin gekommen, daß Einer in seinem eigenen Hause nicht sicher ist, ihre Bauern weder Zinsen noch Zehnten mehr geben wollen, und ist eine solche Entzweiung in jener Stadt und auf dem Lande, dergleichen nie erhört worden ist!" Solche Reden entflammten die Gemüther der Tagherren, und man beschloß, „den Zwingli überall, wo man ihn auf eidgenössischem Gebiete betreffe, gefänglich einzuziehen."

Auch den bernischen Predigern lauerte man auf, um ihre Vertreibung bewirken zu können. Ein willkommener Anlaß schien sich hiefür zu bieten, als am St. Michaelstage (29. September), dem Hauptfeste des Klosters der Dominikanerinnen zu Bern, „Insel" genannt, Bertold Haller sammt Thomas Wittenbach von Biel und Sebastian Meier sich daselbst gesprächsweise über das Klosterleben dem Gottesworte gemäß äußerten. Namentlich stellte Haller im Gespräche mit der Nonne Barbara Mai, ein Tochter des Claudius Mai, welcher der Reformation sehr günstig war, in Gegenwart ihrer Großmutter den ehrbaren Ehestand als eben so berechtigt dar und verwarf das Vertrauen auf den höheren Werth des klösterlichen Lebens. Dieses Gespräch, durch Zusätze entstellt, wurde alsbald

herum geboten, und bei dem kleinen Rathe, der wie anderwärts ungleich mehr den Neuerungen abhold war als der große, die schwere Klage erhoben, Haller habe ausgesagt: die Nonnen seien in des Teufels Stand und also des Teufels. Die Kläger drangen dabei auf Anwendung eines alten, fast vergessenen Gesetzes: wer eine Nonne aus der Insel entführe, habe den Kopf verwirkt. Aus Gnaden wollten sie den Predigern, deren Verschuldung weit schwerer sei, da sie das ganze Kloster haben verführen wollen, das Leben schenken; doch sollten sie zur Stunde unverhört das Land verlassen und schwören, es nie mehr zu betreten. Der kleine Rath war Willens zu entsprechen. Als aber die Sache glücklicher Weise vor den großen Rath gebracht wurde, erhob sich ein junger beredter Mann, Hallers Freund, Bernhard Tillmann, und sprach: „Es ist doch eine schwere Sache diese Männer so hart zu strafen unverhört, da ihnen eben so wohl zu glauben ist, als den Frauen und Herr Bertold anders mir den Handel hat erzählt.“ Sofort wurden die Angeklagten berufen. Sie behaupteten, nichts Ungebührliches geredet zu haben; sie drangen auf Untersuchung; man wollte nun die Großmutter der Nonne auch noch verhören. Da machte der Venner Hans Weingart, ein rüstiger Freund des Evangeliums, durch den guten Einfall, „er wolle beiden Theilen glauben,“ der mißlichen Verhandlung ein Ende. Auf seinen Antrag beschloß man, den Predigern zu bedeuten, daß sie ihrer Kanzeln warten und des Klosters müssig gehen sollten. „Also gab Gott G n a d e, bemerkt Anshelm, daß auf diesen Tag (23. October) die treuen Prediger zusammt dem Evangelium errettet und e r h a l t e n wurden; einer vom Adel klagte deshalb, „nun sei's gethan; der lutherische Handel habe seinen Fortgang.“ Man sieht daraus, wie viel Gewicht die Gegner diesem Vorgang glaubten beimessen zu sollen, und wie groß die Gefahr war, die hier über Hallers Haupte geschwebt und zugleich die eben erst keimenden Anfänge der evangelischen Wahrheit zu Bern bedroht hatte.

Wenige Wochen später (den 25. November) hatte jedoch Haller den Schmerz, seinen Freund und Landsmann den Stadtarzt V a l e r i u s A n s h e l m, der seit zwanzig Jahren in Bern gewesen und von Anfang zu den lebhaftesten Beförderern des Evangeliums gehört hatte, zu einer Geldbuße verurtheilt zu sehen, weil seine Gattin auf einer Badenfahrt sich gelegentlich dahin geäußert, die Jungfrau Maria sei der Gnade Jesu Christi bedürftig wie sie selbst und wie jede andere Frau; sie könne nicht selig machen. Den Spottnamen: „unsrer Frauen Schwester“ ihr deshalb anzuhängen, genügte den Widersachern noch nicht. Abgesehen von der Buße, verkürzte man ihrem Mann überdies seine Besoldung um die Hälfte, was ihn bewog, Bern zu verlassen und in seiner Heimat eine Zuflucht zu suchen, bis er, dort bedrängt, nach Vollendung der Reformation Berns unter günstigeren Verhältnissen wieder zurück kehren durfte. Haller ward durch seine Vertreibung um einen energischen Gehülfen ärmer.

Zu mannigfachen Verhandlungen sah sich der Rath um eben diese Zeit veranlaßt, durch das Verlangen nach Austritt aus dem Kloster von Seiten der Nonnen zu Königsfelden, welche, großentheils vornehmen bernischen Geschlechtern angehörig, sich mit der Bibel, sowie mit Zwingli's und Luther's Schriften vertraut gemacht hatten. Hier zeigte der Rath eine im Vergleich mit der eben erwähnten Bedrohung der Prediger erstaunliche Willfährigkeit. Er erließ diesen Nonnen schrittweise Manches von ihren klösterlichen Pflichten. Dennoch flehten dieselben „um Gottes und ihres Seelenheiles willen als unschuldige arme Gefangene" um ihre Entlassung „Meine Gefangenen müssen sie nicht sein!" rief der sonst den Klöstern gewogene Venner Krauchthaler. Man gewährte ihnen (am 20. November 1523) freien Austritt. Die Aebtissin und manche andere schritten zur Ehe. Mit großer Verwunderung schaute das Volk im Münster zu Bern der öffentlichen Trauung mehrerer unter ihnen zu.

4. Schwankungen und rückgängige Bewegung, 1524 und 1525.

Wie hier in den zuletzt angeführten Beispielen, so finden wir fortgehend in Berns Haltung ein gewisses Schwanken, eine Unsicherheit in Hinsicht der kirchlichen Angelegenheiten, die theils aus dem Widerstreite der Parteien auf diesem Gebiete, theils aus den mancherlei anderweitigen politischen, zumal vaterländischen Rücksichten sich wohl begreifen läßt. Daher Anhelm bei Anlaß der Vertreibung des evangelischen Predigers in Aarau nicht mit Unrecht sagt: „Also verwirret war die weltweise Obrigkeit in diesen Händeln, daß sie weder ganz lauter („luter"), noch trüb sein konnt', sondern nach anfallender Anfechtung auf und ab handelt'."

Von Seiten der päpstlichen Kantone wurde auf etlichen Tagsatzungen zu Anfang des Jahres 1524 bittere Klage erhoben über den schändlichen ketzerischen Handel, der in der Eidgenossenschaft, besonders in Zürich, stets wachse, und darauf gedrungen, ernstlich dagegen einzuschreiten. Sämmtliche Kantone (außer Zürich) vereinigten sich deshalb auf neunzehn Artikel, welche verordneten, daß das Evangelium gepredigt werden solle, aber nach alter Gewohnheit und mit Beibehaltung aller bisher üblichen Gebräuche. Bern schien damit ganz einverstanden; seine Boten Sebastian und Albrecht von Stein eiferten aufs heftigste wider alle Neuerungen, doch oft mehr nach ihrem eigenen Sinne, als aus Auftrag; das Interesse für die fremden Kriegsdienste, welche Zwingli als das größte Unheil der Eidgenossenschaft verwarf, fiel eben bei manchen der mächtigsten Berner schwer ins Gewicht. In Gemeinschaft mit zehn Orten (Zürich und Schaffhausen ausgenommen) traf Bern sodann im April dieses Jhres nähere Bestimmungen über die Ausführung des obigen

Beschlusses, und erließ in Folge dessen am 28. April ein neues Mandat, wodurch zwar das frühere, der Reformation günstige (von 1523) scheinbar bestätigt wurde, jedoch die ihr ungünstigen Zusätze enthielt: Priester, die sich verehlichen, verlieren ihre Pfründe; wer die Mutter Gottes oder die Heiligen schmähe oder verachte, wer in der Fasten Fleisch esse oder sonst dergleichen unerhörte Sachen brauche oder von der Kanzel predige, habe Strafe zu erwarten. Diesem Mandate folgte hinwieder schon im Mai ein zweites: da die Priesterehe nicht gestattet worden, so erheische die Billigkeit, auch das Concubinat der Priester aufzuheben, und in vierzehn Tagen seien ihre unnützen Frauen und Mägde wegzuschicken bei Verlust der Pfründe. „Dieses Gebot, bemerkt Anshelm, erregte großen Unwillen, und viele Priester, die vorher gegen die Ehe der Geistlichen heftig geeifert hatten, wurden nun gar stille, da sie selbst Reinigkeit halten sollten; diese fanden denn auch Mitleid und Nachsicht, die fromme Ehe aber nicht." Drei und viermal mußte dieses Gebot wiederholt werden; so lässig war die Befolgung. Mehrere Chorherren, welche ihre Concubinen behielten, andere, die sich verehlicht hatten, wie Chorherr Lupulus, wurden entsetzt. Haller selbst wurde bei seiner Lebensweise hievon nicht betroffen. Immerhin mußte er die hemmenden Zusätze, die das frühere Mandat erhalten hatte, als einen theilweisen Rückschritt im Reformationswerke empfinden. Es gab sich darin eben das Streben nach einer beiden Parteien entsprechenden Art von Vermittlung, die aber auch für beide Theile gleich sehr unbefriedigend sein mußte, auf ungeschickte Weise kund.

Doch sollte es für Haller noch schlimmer kommen. In Betreff der Drohungen gegen Zürich, welche jenem Beschlusse der zehn Orte beigefügt waren, gab Bern freilich die beruhigende Versicherung, Bern suche Alles zu befördern, was zu Ruhe und Einigkeit diene, dagegen Zwietracht, Aufruhr und Widerwillen zu verhüten; etwas Gewaltthätiges gegen die Zürcher vorzunehmen oder ihnen einen andern Glauben aufzudringen, sei man nicht gemeint. Auf der andern Seite aber führte dasselbe Streben, der Ruhe zu pflegen, aller Unruhe aber sich zu entledigen, zur Vertreibung von Hallers treuestem Mitarbeiter.

Der Streit der Dominikaner und Franziskaner (Baarfüßer) setzte sich nämlich auch in dieser Zeit fort. Jener Prediger Heim, welchen die Dominikaner, die dem Evangelium eben so sehr wie den Baarfüßern feind waren, von Mainz hatten kommen lassen, gewann durch seine dreisten Streitpredigten großen Zulauf, doch gab es in seinen Predigten viel Gemurmel, so daß Manche entrüstet hinweg gingen und endlich an einem Sonntage (23. October 1524) zwei angesehene Bürger, Thomas von Hofen und Leonhard Tremp — ohne anders um den Rath zu entscheidenden Schritten zu drängen — ihn öffentlich während seiner Predigt einen Lügner nannten, vornämlich weil er gesagt hatte: Christus habe nicht genug gethan für unsere Sündenschuld, wie die neuen Evangelischen wäh-

nen, sondern wir müssen auch selbst dafür genug thun; dies sei die schriftgemäße Lehre. Heim verließ sofort die Kanzel. Die beiden Bürger wurden, wie zu erwarten war, alsbald verhaftet und sammt den Predigern vor den großen Rath beschieden. Die Beklagten drangen auf gründliche Untersuchung; sie erboten sich die Falschheit der Lehren des Predigermönchs zu beweisen auf ihre Kosten und die verdiente Strafe zu leiden, wofern sie Unrecht hätten; ebenso solle man auch gegen den Prediger handeln. Allein der Rath, dem „zänkischen Disputiren" abhold, und nicht geneigt, sich näher auf die Sache einzulassen und dadurch zu unbequemen Entscheidungen genöthigt zu werden, zog es vor, beiden Parteien nachzugeben. Er beschloß, Beide, sowohl der Prediger der Baarfüßer (Sebastian Meier), als der der Dominikaner sollen sofort das Land räumen, in beiden Klöstern die Predigten bis auf Weiteres aufhören; man solle sich mit denen im Münster begnügen. Bald darauf (am 22. November) ging abermal ein Erlaß aus, der das letzte Mandat bestätigend in seltsamen Schwankungen Altes und Neues zu verquicken und dadurch beiden Parteien gefällig zu werden strebt.

So verlor Bern einen seiner ersten und beredtesten Verkündiger des neu aufleuchtenden Evangeliums, Haller seinen standhaftesten Freund und Beistand in dem schweren Werke. Nun stand er ganz allein und hatte daher einen doppelt schweren Stand. „Es hatte dabei das Ansehen, bemerkt Anshelm überdies, daß Bertold, der Sache nicht gewachsen, zu schwach für dieses Werk, auch weggeschafft würde. Als sich aber zeigte, daß sein Ansehen täglich mehr zu- als abnahm, da trachtete man alsbald, ihn seinem Bischof gen Lausanne auszuliefern, so nämlich, daß die Obrigkeit nicht hätte darum wissen wollen. Dies wurde aber durch die Steinhauergesellen verhindert. Einmal bei Nacht, als er, in eines Kranken Namen berufen, sollte geknebelt und hinweg geführt werden, schrien ihm die Steinhauer, die in der Hütte, wo sie gezehrt, ein verdächtiges Geräusch gehört hatten, zu, er solle in seinem Hause bleiben." Zum andern Mal um Mittagszeit traten sie mit ihren Bickeln und Degen zu ihm, daß er unangefochten blieb und der Anschlag zu nichte ward. „Aber der wunderbare, gnädige Gott, fügt der genannte Chronist hinzu, kehrte die vielfachen Räthe und Anschläge des listigen, vor Gott aber blinden Weltwitzes unverhofft zum Guten, nämlich zu freier, einhelliger Predigt des Evangeliums, wozu es nimmer oder kaum gekommen wäre, falls die unvereinbaren Klöster ihr zwieträchtiges Geschrei hätten fortsetzen können. So aber wurden alle Gutwilligen und eine fromme Gemeinde durch solche gewaltsame Versuche und Anschläge um desto beherzter und stärker."

Zunächst sehen wir freilich die rückgängige Bewegung noch weiter fortgehen. Die Veranlassung dazu gaben die Miteidgenossen. Immer gereizter wurde die Stimmung. Während Zürich auf dem Wege der Reformation schrittweise vorwärts ging, trachteten die päpstlich gesinnten

Orte durch gemeinsame Maßnahmen immer ernstlicher dem Umsichgreifen der Reformation in ihren Gebieten und in den gemeinsamen Landschaften zu wehren. Indeß war nicht zu verkennen, daß die grellen Gebrechen der Kirche, insbesondere die Entsittlichung des Klerus, zu ernsten Klagen berechtigten. Neun Orte, worunter Bern (Zürich, Basel, Schaffhausen und Appenzell betheiligten sich dabei nicht) vereinigten sich daher im Februar 1525, in Luzern tagend, in Betracht, „daß der oberste Hirt und die geistlichen Obern schlafen", auf einen höchst merkwürdigen Entwurf einer „Reformation", der bis zu einem allgemeinen Concil gelten sollte. Das ganze bisherige Kirchenwesen wollte man dabei festhalten, nur jene Mißstände beseitigen. Acht Orte versagten indeß diesem Entwurfe ihre Genehmigung, in der Meinung, daß der geistlichen Gewalt dadurch zu viel Eintrag geschehe. Bern dagegen erließ im Sinne desselben, doch mit einigen Milderungen, am 7. April 1525 ein neues Mandat von 35 Artikeln, das nun an die Stelle des Ediktes von 1523, sowie der 1524 ihm beigefügten Zusätze trat, das aber ungeachtet etlicher anerkennenswerther Einzelheiten in mancher Hinsicht einen abermaligen Rückschritt der Reformationssache bezeichnet. Die sieben Sakramente nämlich nebst allen übrigen herkömmlichen Gebräuchen, wie Fasten, Beichte, Heiligenverehrung 2c. sind unverändert beibehalten; betreffend das Fegfeuer und die Seelenmessen soll niemand gezwungen sein daran zu glauben oder solche halten zu lassen; Ablaß darf nicht mehr um Geld verkauft werden; was sonst der Papst oder die Bischöfe um Geld erlauben, soll von jedem Pfarrer ohne Geld gewährt werden; die Priester sollen ehrbar wandeln und ihrem Amte obliegen; die Priester, die sich verehlichen, verlieren ihre Pfründe, nicht aber das Amt; die Bibel und was ihr gemäß ist, mag jedermann zu seinem Heile gebrauchen, die Bücher dagegen, welche der Schrift zuwider und ketzerisch sind, sollen verbrannt werden; der Rath behält sich vor, solche Priester, die er für geschickt hält das Wort Gottes zu verkündigen, als Prediger anzustellen; in weltlichen Dingen sollen die Priester sich an die weltlichen Gerichte halten; bei Ehesachen entscheidet die Obrigkeit, ob sie vor den Bischof kommen sollen; die Gotteshäuser bedürfen zum Kauf und Verkauf von Grundstücken die Erlaubniß der Obrigkeit; Zinse, Zehnten und dgl. soll jedermann wie bisher treulich entrichten.

Dieses Reformations-Edikt, welches dem Charakter Berns gemäß vornehmlich das Selbstgefühl einer Regierung ausdrückt, welche sich der geistlichen Gewalt gegenüber ihre selbstherrliche Stellung zu wahren weiß, übrigens aber das Gepräge der bisherigen Halbheit an sich trägt, mißfiel den entschieden päpstlich gesinnten Kantonen (Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg), denen schon der Entwurf zu weit ging, besonders auch um der Milderungen willen, welche dieser in einigen Punkten hier erfahren hatte. Sie sahen auf Bern bald mehr, bald weniger mit

einem gewissen Mißtrauen. Mannigfach waren die Gesandtschaften, durch welche bald diese auf Bern, bald Bern nebst andern Orten in vermittelnder Stellung auf Zürich zurückhaltend einzuwirken suchten.

Unendlich litt Bertold Haller unter diesen schwankenden Zuständen. Während Bern insgemein Anmaßungen der Bischöfe und selbst Eingriffen des Papstes kräftig widerstand, sah er im bernischen Oberlande einen der treuesten Verkündiger des Evangeliums, den Pfarrer von Amsoldingen, Johannes Haller*), in der Fasten 1525 durch den Einfluß des Bischofs von Lausanne vertrieben. Wie schwierig und mißlich während dieser lange dauernden Unsicherheit Bertold Hallers eigene Lage sein mußte, ist leicht zu ermessen. Er sah sich vereinzelt, vielfach gefährdet und gehemmt, sein Wirken überall durchkreuzt. Nur seine große Vorsicht und Gemüthsruhe konnte ihm durchhelfen. Selbst von eifrigen Freunden des Evangeliums fand er sich in politischen Dingen getrennt, da er, gleich Zwingli, fremden Bündnissen, somit auch dem französischen, nicht hold sein konnte. Hören wir, wie er sein bekümmertes und doch wieder gottvertrauendes Herz (5. October 1525) gegen seinen Freund Vadian ausschüttet. „Allenthalben gibt es zwar Viele, an denen man sieht, daß sie die Finsterniß mehr lieben als das Licht. Du kannst dir aber wohl denken, wie man hier gegen das Evangelium Christi gesinnt ist, da durch gedruckte Mandate schon mehr als Ein Mal befohlen worden, dasselbe rein und unverfälscht zu predigen, und doch wieder nach Willkür Alles so vereitelt wird, daß das Volk dem gepredigten Worte durchaus nicht folgen kann.“ Einzig das hielt Haller aufrecht, daß ihm doch wenigstens das Evangelium zu verkündigen vergönnt war und daß Einzelne, namentlich aus der Familie Mai ihm aufrichtig zugethan waren. Den letztern widmete Zwingli auf Hallers Rath im August 1525 seine „Nachhut vom Nachtmal“.

Was aber Hallers Stellung in diesem Jahre noch besonders erschwerte, war das Auftauchen der stürmischen Wiedertäufer. Der Kampf mit ihnen erschien noch bedenklicher als der gegen die Beschützer des Althergebrachten. Durch ihre begeisterten Reden, durch die scheinbare Menge ihrer Schriftzeugnisse machten sie auch in Bern Eindruck gerade auf manche Freunde des Evangeliums und versetzten sie in Zweifel. Man verdächtigte sogar Haller und Thomas Wittenbach bei Zwingli, als ob sie den Wiedertäufern zugethan wären. Haller weist aber aufs entschiedenste jeden Verdacht ab. „Nie, schreibt er an Zwingli (am 29. November 1525), nie sind wir in diesen Unsinn verfallen, die Kindertaufe zu verweisen oder die Wiedertaufe zu billigen.“ Balthasar Hubmeier, Pfarrer in Waldshut, habe durch seine Schrift Manche verwirrt; ein junger, dreister und höchst

*) Er war kein Verwandter Bertold Hallers, sondern aus Wyl (Kanton St. Gallen) gebürtig, fiel in der Schlacht bei Kappel; von ihm stammt das jetzige Geschlecht Haller in Bern.

redseliger St. Galler, Lorenz Hochrütiner, habe sich in Bern aufs frechste über die Taufe ausgelassen, sei aber von Wittenbach trefflich zum Schweigen gebracht worden. Zwingli möge ja seinen Schwager Tremp warnen, ebenso Sebastian Hofmeister seinen in Bern weilenden Bruder. Oecolampad habe an Haller geschrieben, sowie Butzer, welche beide ganz mit Zwingli übereinstimmen, er solle ja dieses ansteckende Uebel nicht weiter sich einschleichen lassen. „Sei fest überzeugt, fährt Haller fort, so lange es Gott gefällt, daß ich der Berner Kirche vorstehe, so werde ich nichts blindlings antasten, sondern mich an Gelehrtere halten, die in der Schrift besser bewandert sind als ich. Mit Einem Worte, ich bin so gesinnt, daß ich mich lieber tödten ließe, als daß ich mich wiedertaufen lassen oder der Wiedertaufe zustimmen würde." Haller dankt seinem „Bruder und Lehrer" Zwingli herzlich für seine so eben, höchst gelegen erschienene Schrift gegen die Wiedertäufer. Schließlich bemerkt er, eine zürcherische Gesandtschaft könnte zur Förderung des Evangeliums in Bern erstaunlich viel beitragen, wofern auch nur Einer der Gesandten wohl beredt wäre.

Diese Gesandtschaft erschien; sie trat Dienstags, 21. Dezember 1525, vor den großen Rath zu Bern. Sie rechtfertigte Zürich darüber, daß man „die Messe, die der Einsetzung Christi nicht entspreche, abgethan und dagegen dem heitern Worte Gottes gemäß das heil. Abendmal eingeführt habe." Die Gesandten sprachen sich über Messe und Abendmal so deutlich und offen aus, wie man es in Bern bisanhin wohl noch nicht hatte thun dürfen. Dies begünstigte auch in Hallers Verhalten einen wesentlichen Fortschritt. Von da an (auf Weihnacht) hörte er auf, Messe zu lesen. Ueber ihn schreibt der Rathsherr Claudius Mai am nämlichen Tage an Zwingli: „Meine Herren Räthe und Bürger haben vergangenen Freitag unsern Herrn Bertold aufs neue bestätet zu predigen. Man sucht viele Ränke, ihn zu vertreiben; aber ich hoffe zu Gott, es werde nicht geschehen".

5. Die Disputation in Baden, 1526.

Der eben erwähnten zürcherischen Gesandtschaft gab Bern die freundliche Versicherung, sich nicht von Zürich lossagen, sondern bei den Bünden bleiben zu wollen; auch im Februar und noch im März 1526 erklärte Bern mündlich und schriftlich dasselbe ungeachtet aller der Botschaften von Seiten der päpstlich gesinnten Kantone, welche verlangten, daß die Berner, gleich ihnen, jetzt nicht mehr neben Zürich auf den eidgenössischen Tagen sitzen sollten.

Dennoch blieb ihr unausgesetztes Drängen nicht ohne Erfolg. Das Unheil des vorjährigen Bauernkrieges, der auch nach der Schweiz sich verzweigt hatte, die theilweise damit zusammen hängenden Regungen der

Wiedertäufer, ihre unseligen Ausschreitungen hatten viele schwankende Gemüther erschreckt, manche dem Evangelium Geneigte unsicher gemacht und so eine der Reformation ungünstige Stimmung erzeugt; und diese Zeitströmung, durch anderweitige politische Vorgänge noch begünstigt, wurde von den Verfechtern des Papstthums aufs emsigste benutzt. Die Veranstaltung des Religionsgespräches zu Baden (im Aargau) bildet einen Theil, gewisser Maßen den Höhepunkt dieser Gegenwirkung. Gegenüber den in Zürich gehaltenen Religionsgesprächen, deren bedeutende Wirkung zu Gunsten der Reformation nicht zu verkennen war, erschien die Anordnung einer Disputation in entgegen gesetzter Richtung als das beste Mittel, die in Zürich vorgenommene Reformation zurück zu drängen und das in allen Schichten des Volkes vielfach erschütterte Ansehen der bestehenden Kirche wieder zu heben. Je mehr die Veranstaltung eine gemein-eidgenössische ward, desto mehr ließ sich erwarten, daß der Schlag von allgemeiner Wirkung sein und in weitem Umkreise die da und dort hervorbrechenden Keime der Reform werde zu überwältigen vermögen. Daher gaben sich die der Reformation besonders feindseligen Kantone alle mögliche Mühe, die milder Gesinnten oder Unsichern zu diesem Schritte zu bewegen, insbesondere auch Bern dazu zu bringen, welches lange Zeit nicht einwilligen wollte, vielmehr einwandte, es sei dies ein schwerer Handel, es sollte nur mit Bewilligung des Papstes und Kaisers eine solche Disputation gehalten werden, jedenfalls aber wäre eher Basel, als Sitz des Bischofs und der hohen Schule, der angemessene Ort. Doch alle diese Einwendungen wurden beseitigt; am 19. März 1526 ward auf einer Tagsatzung in Luzern von sämmtlichen Ständen (mit Ausschluß Zürichs) der Beschluß gefaßt, die Disputation in Baden zu halten, und am 15. April in Einsiedeln bestätigt. Nicht um Erforschung der Wahrheit konnte es sich dabei handeln; vielmehr war zum voraus in dem Ausschreiben erklärt, es werde dieses Gespräch gehalten, „damit Zwingli und seinesgleichen in der Eidgenossenschaft mit ihren verführerischen Lehren zum Schweigen gebracht (geschweigt) und das gemeine Volk einiger Maßen von den Irrthümern abgewandt und zur Ruhe gebracht werde.“ Zwingli wußte wohl, welches Schicksal ihn treffen würde, falls er sich einfände. Sein Schwager Tremp schrieb ihm von Bern: „Hütet euch bei Leib und Leben, daß ihr nicht gen Baden kommt; denn es würde an euch kein Geleit gehalten werden!“

Indeß war man in Bern über die Verbindlichkeit dessen, was in Baden beschlossen würde, in Zwiespalt. Während die Einen behaupteten, jedermann werde sich darnach zu halten haben und der neue Glaube ausgerottet werden, schworen Andere, dessen ungeachtet werden sie am Worte Gottes festhalten. Um hierüber einen Entscheid zu erwirken und dem Einflusse der Letzteren vorzubeugen, wurden Ausschüsse vom Lande auf Pfingstmontag, 21. Mai, (eben den Tag, an welchem in Baden die

Disputation begann) nach Bern berufen; ungeladen erschien auch eine Gesandtschaft der sieben päpstlich gesinnten Orte vor den Räthen und den Abgeordneten der bernischen Landschaft und beschwor die Versammelten, bei dem alten Christenglauben zu verbleiben und sich nicht zu dem neuen, überall Aufruhr stiftenden, ketzerischen Glauben bewegen zu lassen. Die Mehrzahl der Einberufenen vom Lande erklärte sich damit einverstanden. So kam, obwohl nicht ohne Hader, der Beschluß zu Stande, bei dem alten Glauben zu beharren laut des letzt ausgegangenen der Reform ungünstigen Mandates (vom 7. April 1525), und zwar mit Weglassung des Punktes (das Fegfeuer und die Seelenmessen anlangend), der damals frei gegeben worden war. Dieser Beschluß wurde sofort sogar durch allgemeinen, feierlichen Eidschwur bekräftigt und den Abgesandten der sieben päpstlich gesinnten Kantone eine besiegelte Urkunde darüber ausgestellt, die ihnen nichts zu wünschen übrig ließ und bloß auch die Bitte enthielt, daß des Glaubens wegen keine Gewaltmaßregeln gegen Zürich ergriffen werden möchten. „Dieses besiegelten Abschiedes, bemerkt Anshelm, wurden die sieben Orte gar hoch erfreut; aber die Freude, die mit viel menschlichen Umtrieben erobert war, wurde bald wunderbarlich umgekehrt und verbittert durch den, der aller Menschen Räthe und Thaten mit Nichts zu Nichts machen und durch eigne Führungen zerstören kann, so daß die Gutwilligen, dadurch wieder wohl getröstet und fester gestärkt, die gnädige, wunderwirkende Hand Gottes erkannten und priesen."

Zunächst freilich war davon noch nichts wahrzunehmen. Vielmehr sahen sich die evangelisch Gesinnten und namentlich Haller in der tiefsten Erniedrigung. Die verehlichten Priester, welche nicht Kantonsangehörige waren, wurden verbannt; wer von den Kirchengebräuchen gewichen war, wurde hart gestraft, scharfe Aufsicht gehalten, besonders auf Fremde von evangelischer Gesinnung, zumal auf Buchführer, und eine Anzahl Bücher zur Schmach öffentlich verbrannt. Gesellige Zusammenkünfte wurden beschränkt, kurz Alles erdacht und vorgenommen, was irgend zur Vernichtung des evangelischen Glaubens dienlich schien. Der bisherige Prediger des Evangeliums, Bertold Haller, sollte sich, wie geschworen worden, nach dem alten Glauben richten, aber zu niemand und niemand zu ihm Gesellschaft haben. Alles ward ihm aufs äußerste verargt und verdächtigt. „Dennoch, tröstet sich Anshelm, war der Herr Gott Meister, also daß er die Weltwitzigen in ihren Anschlägen, Räthen und Thaten so verwirrt und kindisch gemacht, daß die Mittel, welche am stärksten ihrem Vornehmen dienen sollten, am stärksten dawider halfen."

Indeß beschloß der kleine Rath noch am Nachmittag des Pfingstmontags, Haller sollte sofort nach Baden auf die Disputation reisen, um über Alles, was er gepredigt, es betreffe das Sakrament oder andere Punkte, Erläuterung zu geben und anzunehmen. Dasselbe wurde über Peter Kunz, Pfarrer in Erlenbach, der bisanhin im Simmenthale das Evange-

lium gepflanzt hatte, verfügt. Freiwillig begleitete sie Claudius Mai, Thomas von Hofen und andere evangelisch Gesinnte. Der große Rath ernannte Bernhard Tillmann zu ihrem Geleitsmann.

Haller befand sich zu Baden in sehr mißlicher Lage, auf jede Weise eingeengt. Bei der Ungunst seiner Oberen erschien er da wie ein Beklagter, ja beinahe schon Verurtheilter. Schon die äußern Anordnungen drückten die Mißachtung gegen ihn wie gegen Oekolompad aus. Eine prächtig geschmückte, hohe Kanzel war für den päpstlich gesinnten Gesprächsführer zugerüstet, eine armselige, niedrige für den evangelischen. Zudem war es für Haller, den ungelehrten Mann, eine schwere Aufgabe, vor einer größtentheils sehr ungünstigen Hörerschaft mit einem so geübten Streiter wie Doctor Eck zu disputiren, der schon im Jahre 1519 bei der Disputation zu Leipzig gegenüber Luther und Carlstadt unter den Seinen sich einen großen Namen gemacht hatte und völlig bereit war, von allen den Mitteln Gebrauch zu machen, die ihm in den Augen der anwesenden Rathsboten den Schein des Siegers verschaffen konnten. Zum voraus rühmte er, wie die Herren von Bern durch Gottes Gnade zur Einigkeit des wahren Glaubens gelangt seien, und setzte Haller, den er nur einen Bruder in der Kiste nannte, verächtlich herab. Haller war, wie er selbst gesteht, anfangs etwas erschrocken.

Ueber die erste der sieben von Eck aufgestellten Thesen: „der wahre Leib Christi und sein Blut ist gegenwärtig im Sakrament des Altars“, begann das Gespräch zwischen Eck und Oekolompad (am Pfingstmontag, den 21. Mai), schon ehe Haller in Baden anlangte. (S. Band 2. Hagenbachs Oecolompad, S. 92.) Haller wagte, wie es scheint, aus berechtigter Vorsicht, um nicht als eidbrüchig behandelt zu werden, überhaupt nicht zu disputiren, bis er vom Rathe zu Bern durch eine besondere Zuschrift ausdrücklich behufs der Disputation des so eben eidlich beschworenen bernischen Mandates entledigt war. Nunmehr trat er auf und zwar gegen die zweite These, daß Christus aufgeopfert werde im Amt der Messe für die Lebendigen und die Todten, denn gerade dessen war Haller beschuldigt, namentlich von dem Provinzial der Augustiner Conrad Treger zu Freiburg, als einem Ohrenzeugen, daß er gegen die Messe gepredigt habe. Er erklärte, er wolle sich in Kürze auf die heil. Schrift berufen und ihr sich unterwerfen, führte namentlich aus der Epistel an die Hebräer (Kapitel 9 und 10) den Beweis, weil Christus ein vollkommenes Opfer gebracht habe, so möge dasselbe nicht von uns verbessert, sondern nur nachgebildet werden mit dankbarem Gedächtniß, wie denn der Herr selbst sage: Thut das zu meinem Gedächtniß. Wohl aber sei das Dankopfer, da wir uns selbst Gott darbringen zu einem lebendigen, heiligen, gottgefälligen Opfer, allen Christen anbefohlen (Röm. 12), als ein vernünftiger Gottesdienst. Da Eck spöttelte, er möchte wohl wissen, in welcher Schule Haller dies gelernt habe, und für seine Behauptung, die Messe sei ein Gedächtniß und dennoch

auch selbst ein Opfer, sich auf Daniel und andre alttestamentliche Stellen berief, so wies ihn Haller beharrlich auf Christus selbst, der zweierlei von seinen Jüngern fordere, den Genuß des Sakramentes und daß dasselbe zu seinem Gedächtniß geschehe; dafür habe er (Haller) klare Stellen des neuen Testaments angeführt; nirgends dagegen sei die Messe eingesetzt oder angeordnet, daß der Priester allein das Sakrament genieße. Mochte auch Eck die Anschuldigung beibringen, Alle, welche das Meßopfer bestreiten, seien Vorboten des Antichrists, Haller ließ sich nicht irre machen. Eben so wenig ließ er sich durch die List fangen, welche Eck anwandte, ihn auf die erste These zurück zu bringen und ihn zu einer Erklärung über dieselbe zu nöthigen, wodurch er ihn bei den Bernern in Mißkredit zu bringen, wohl gar vom Predigtamte zu vertreiben hoffte. Eck wandte sich zwar sofort an den anwesenden Gesandten Berns, Kaspar von Müllinen, er möge es der Obrigkeit in Bern anzeigen, daß Haller nicht habe Rechenschaft geben wollen, damit sie sich vor dem Zwiespalt im Glauben von Seiten der neuen Prediger hüte. Haller aber glaubte, dem Befehle seiner Obrigkeit den schuldigen Gehorsam geleistet und ihrem Auftrage hinreichend nachgekommen zu sein, und bekräftigte zum Schlusse, wie das stete Opfer des Kreuzes und Lobes von allen Christen gefordert werde, nämlich Glaube und Liebe, so Gott von Herzen geliebt, gefürchtet und ihm vertraut werde.

Haller reiste von Baden ab, ehe die Disputation, welche im Ganzen achtzehn Tage dauerte, zu Ende war; daher war er auch nicht genöthigt, für die eine oder andere Partei zu unterschreiben. Er hatte sich hier besonnen und muthig gezeigt unter den ungünstigsten Umständen, und durch seine schlichte Festigkeit die Erwartungen der Freunde und Gegner übertroffen. „Sei gegrüßt, theuerster Bertold, schreibt ihm Vadian aus St. Gallen schon am 13. Juni; jedermann rühmt den herrlichen Siegespreis und Ehrenkranz, den du bei dem Kampfe zu Baden errungen, und freut sich herzlich, daß wider Erwarten dem Sophisten Eck begegnet ist, von dem, welchen er mit solchem Selbstvertrauen wie einen Besiegten auf den Kampfplatz herbei zog, nach dem Ermessen Aller nicht nur besiegt, sondern auch zu Schanden gemacht zu werden. Wir hoffen, du werdest den Deinen nur noch lieber werden, wie zuvor. Deshalb bitt' ich dich um Christi willen, laß dich ja durch keinerlei Schmach, woher sie auch über dich komme, bewegen, den Platz zu räumen, wo du das Evangelium verkündest. Gott wird so mächtigen Stürmen einen glücklichen Ausgang geben! Harr' also tapfer aus und leide dich!“ Haller antwortet (am 21. Juni) in seiner gewohnten Bescheidenheit ganz bezeichnend: „Ich war als einer von der kleinen Heerde ziemlich betroffen ob der Gegenwart so vieler, ohne anders ausgezeichneter Gelehrten; der Herr aber verlieh mir, mit Zuversicht heraus zu reden, was ihm gefiel. Man ging verfänglich mit mir um, wie ich schon daheim ganz wohl spürte. Doch wie die Kinder dieser Welt nach ihrer Klugheit, so handelten wir in unserer Einfalt. Alles aber wird zur

Ehre Gottes ausfallen! Bern ist Ein Mal gefallen, aber durch diesen schweren Fall ist's bereits dahin gekommen, daß es kräftiger sich wieder erheben und kräftiger dastehen wird als bisher je."

Auch in launigen Liedern auf dieses Badener Gespräch wird der große und wohlbeleibte Haller als der Bär von Bern gepriesen, der zu dem Riesen Eck in die Badewanne gesprungen sei und ihm so lange zugesetzt habe, bis die Reifen abgefallen seien:

„Da badet Eck auf trocknem Land,
Bis daß er in Daniele fand,
Z' fragen den Bär von Berne;
Er fraget das er selbst nit wußt';
Er gab sich nit so gerne."

Als Haller von Baden zurück kam, hatte er freilich zunächst wieder einen schweren Stand in wirrevoller Unsicherheit. Er wurde alsbald vor den kleinen Rath gestellt und aufgefordert wieder Messe zu halten, was er nun schon ein halbes Jahr lang (seit der letzten Weihnacht) unterlassen hatte. Im Weigerungsfalle drohte ihm Verabschiedung, da in Baden beschlossen ward, die lutherischen Prediger abzustellen, und es bei den Gegnern überall hieß, sie seien daselbst unterlegen. Haller aber begehrte vor dem großen Rathe seine Antwort abzugeben. Mit Mühe erlangte er es. Hier stießen jedoch die beiden Parteien so hart auf einander, daß sich das Gerücht verbreitete, die Rathsherren seien handgemein geworden und viel Volk zulief. Haller selbst bat dringend, man möge seinetwegen nicht in Streit gerathen; lieber wolle er das Land meiden; so jemand irgend eine Klage wider ihn habe wegen seiner Predigten oder wegen dessen, was er in Baden gesprochen, so sei er hier zur Verantwortung bereit; aus wichtigen Gründen könne er nicht mehr Messe halten; so man nicht ihm als Prediger die Pfründe lassen wolle, so gebe er sie frei und willig auf; denn es liege ihm an der Ehre Gottes und der Wahrheit des göttlichen Wortes mehr als am Bauche und am Brote. Mit ergreifender Herzlichkeit trug er Solches vor; seine Festigkeit und Hingebung machten tiefen Eindruck selbst auf manche seiner Gegner. Die Chorherrnpfründe verlor er zwar wegen der Weigerung Messe zu halten; doch sollte ihm das Einkommen wie einem Verstorbenen noch zwei Jahre zukommen. Dagegen wurde er zum Prediger angestellt, nun zum dritten Male, und ihm dafür eine anständige Besoldung ausgesetzt. Einige der heftigsten Gegner der Reformation wurden so sehr hierüber erbittert, daß sie lieber Bern verließen und ihre Stellen im Rathe aufgeben wollten.

6. Berns Wiedererhebung, 1526 und 1527.

Von nun an begann in Bern das Licht des Evangeliums wieder aufzudämmern, wenn gleich noch manche Wolke über den Himmel hin zog.

Mit neuer Kraft und mit neuer Freudigkeit fuhr Haller fort zu predigen. Wiewohl noch gebunden: altes und neues Testament zu predigen gemäß dem letzthin (21. Mai) erlassenen Mandate, fand er Spielraum genug zur lautern Verkündigung der christlichen Heilslehre. Bern erhob sich wieder von seinem Falle, wie er voraus geahnt; das Zutrauen, das er genoß, nahm zu, wie ihm Vadian es wünschte. Immer mehr fand das Evangelium Beifall und Eingang in die Herzen des Volkes.

Umsonst waren die harten Beschlüsse des Raths (29. Juni und 6. Juli) gegen Alle, die offen oder geheim dem letzten Mandat widerstreben würden, sowie die schweren Strafen, mit denen die bedroht wurden (30. Juni) welche Bücher, die demselben widerstreiten, verkaufen oder sofern sie solche besitzen, nicht heraus geben würden, ein Beschluß, der Hallern noch insbesondere mitgetheilt ward. Der Rath rügte es (19. Juli), daß er die Heiligenfeste und Prozessionen nicht mehr ankündige; doch dauerte es nicht lange, so wurden (24. Oct.) die Feiertage überhaupt sehr beschränkt.

Die Pest, welche im Spätherbst dieses Jahres um sich griff, erfaßte freilich auch manchen Freund des Evangeliums. Sehnlich wünschte sich Haller einen Gehülfen; er theilte sich auch darüber seinem steten Berather Zwingli mit. Sehr kam ihm zu Statten, daß der Rath gegen die Wiedertäufer entschieden mit Verweisung einschritt, da ihr heftiges Auftreten gegen die Prediger die Papisten ergötzte. Auch gegen Willkür des Klerus trat der Rath fortgehend fest auf.

Was aber zur Förderung des Evangeliums in Bern besonders beitrug, waren die Mißhelligkeiten, welche zwischen Bern und den inneren Kantonen der Schweiz in Folge der Badener Disputation eintraten. Gerade das ungemessene Triumphgeschrei der letztern wegen ihres anscheinend errungenen Sieges, dem sie für die gesammte Eidgenossenschaft verbindliche Kraft zu verleihen sich vermaßen, mußte zum Widerspruche reizen. Bald nach dem Schlusse der Disputation verlangte Bern die Akten, um sie einzusehen und darnach handeln zu können. Man erwiederte, sie seien eilends geschrieben und nicht wohl zu lesen; der Schreiber von Luzern sei indeß beauftragt, eine getreue Abschrift zu fertigen. Bern forderte aber eines der fünf Exemplare der Original-Akten, Basel ebenso. Der abermalige Abschlag erregte Verdacht und Unwillen. Bern erneuerte sein Ansuchen aufs ernstlichste, und da auch dies fruchtblos blieb, nahm es an der Abfassung der Vor- und Nachrede, die den Akten im Drucke beigefügt werden sollte, keinen Antheil. Im October trug Bern sein Anliegen aufs neue vor mit beigefügter Drohung sich von dieser Sache völlig zurück zu ziehen, und nachdem sein Bemühen auch im November umsonst geblieben, erfolgte dieser Schritt gegen Ende (21., 26., 29. Dezember) dieses Jahres (1526) und zu Anfang (9. Januar) des folgenden.

Der scharfblickende Zwingli erkannte, daß der günstige Augenblick nahe, und schrieb deshalb einen lieblichen Brief voller Ermunterung an

Bertold Haller (4. Januar 1527): „Lindere Lüfte wehen. Gott hat Dir und uns Allen bei Euch die Thür aufgethan, um die eine Zeit lang verscheuchte, aber stets auf ihre Rückkehr lauernde Taube wieder aufzunehmen.“ Jetzt sollte Haller allen Fleiß anwenden, „die günstige Gelegenheit ergreifen, mit aller Kraft das Netz auswerfen.“ Haller befliß sich, diesen Ermunterungen des Freundes treulich zu folgen, wiewohl zu Anfang des folgenden Monats von schwerer Krankheit befallen.

Noch vermehrt wurde Berns Entfremdung von den inneren Kantonen durch die Schmähungen, die besonders von Luzern her, namentlich von dem Baarfüßer Doctor Thomas Murner, gegen Bern ausgestoßen wurden. „Ihr faulen Berner habt einen faulen Glauben!“ (5. Oktober 1526) hieß es, dann wieder, „sie seien wohl halb Ketzer und Diebe wie die Züricher“ (25. Januar 1527); der bernische Gesandte Bernhard Tillmann fand sich insbesondere verletzt. Murners „Kirchendieb- und Ketzerkalender,“ der die Evangelischen aufs pöbelhafteste besudelte, (Februar 1527) erhöhte die Mißstimmung.

Um so mehr neigte sich Bern, gleich den Kantonen von ähnlicher Stellung, zu Zürich hin. Die Gesandten von Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Appenzell und Stadt St. Gallen fanden sich im Februar auf Zürichs Einladung in Zürich ein, um die Verantwortung der Züricher über ihr Verhalten und ihre Beschwerden über das Benehmen der inneren Kantone anzuhören. Bern lud die nämlichen Stände behufs einer abermaligen Versammlung zu sich ein. Inzwischen trafen die Boten der innern Kantone, hierüber unwillig, in Bern ein, machten Gegenvorstellungen und verlangten die Einberufung von Abgeordneten des ganzen Landes nach Bern, um vor ihnen und dem großen Rathe über die Glaubensangelegenheiten zu verhandeln. Sie erhielten aber eine kalte Antwort. Dessen ungeachtet erließen sie am 1. März 1527 ein Schreiben an Bern, worin sie dasselbe forderten und überdies Entlassung der evangelischen Prediger verlangten mit der Drohung, wofern dies nicht geschehe, so werden sie selbst an die bernischen Gemeinden Gesandte schicken, um sie über den Stand der Dinge aufzuklären. Dies war mehr als das auf seine Herrschaftsrechte eifersüchtige Bern ertragen mochte. Eine solche Einmischung in die inneren Angelegenheiten wurde als Eingriff in die Souverainetätsrechte derb und entschieden abgelehnt (7. März) mit dem Bemerken, Bern habe Gewalt genug seine Angehörigen selbst zu beschicken oder durch Boten zu ihnen zu reden; und nun erfolgten die Schritte, welche unausweichlich Berns Reformation herbei führten.

Gleich in den nächsten Tagen wurde Wilhelm Farel, der schon seit November (1526) auf Bertold Hallers Rath in der romanischen Schweiz, zunächst zu Aelen (Aigle) im untern Rhonethale die Reformation versucht hatte, vom bernischen Rathe, dem jene Herrschaft unterthan war, zur ungehinderten Verkündigung des göttlichen Wortes bevollmächtigt und förmlich

als Prediger und Schullehrer daselbst angestellt. (S. Schmidt, Farel. Suppl.-Band 9. S. 9.)

Gerade zur rechten Zeit wurde nun auch Hallers innigster Wunsch erfüllt, einen tüchtigen Gehülfen in Bern selbst zu erhalten. Der beredte und muthige Baarfüßer Franz Kolb, der schon von 1509 bis 1512 in Bern gegen die großen sittlichen Schäden eifrig gepredigt, aber halb gezwungen seinen Abschied genommen hatte, kam aus Deutschland zurück und wurde nun am 4. April aufs neue neben Haller zum Prediger am Münster bestellt. Bereitwillig hatte er sich Hallern schon im Juli 1526 von Nürnberg aus, wo für ihn nichts mehr zu wirken war, dazu angeboten. Anfangs ohne Besoldung lebte er bei Haller, aufs innigste mit ihm verbunden. Sie verkündeten an Sonn- und Festtagen zweimal und überdies an drei Wochentagen das Wort Gottes „gar gewaltig." Mit jugendlichem Eifer trug der schon betagte Kolb die Lehre vom Abendmale vor, während Haller dies nur mit Schonung that.

Immer fühlbarer wurde dadurch der Widerspruch zwischen der freien Predigt des göttlichen Wortes und den durch das letzte Mandat noch festgehaltenen schriftwidrigen Satzungen. Indeß wurde (13. März) beschlossen, niemand solle eigenmächtig eingreifen, eine Aenderung des Mandates dürfe nur mit Vorwissen und Zustimmung der Landgemeinden eintreten; Manchen erschien am rathsamsten, wieder auf das erste Mandat (vom 15. Juni 1523) zurück zu kommen und dieses zu erneuern. Der kleine Rath befand sich in völliger Entzweiung; von dem großen Rath aber wurde (am 13. April) beschlossen, Boten abzusenden, um den Landgemeinden vorzustellen, wie das letzte Mandat (vom 7. April 1525 und beschworen am 21. Mai 1526) mit sich selbst und dem Worte Gottes im Widerspruche und daher eine stete Quelle der Entzweiung und des Haders sei.

Inzwischen trat in der bürgerlichen Vertretung ein wichtiger Umschlag ein. Bei der gesetzlichen Erneunerung der Räthe am Osterdienstage (23. April) überwog im großen Rathe die reformatorische Partei so stark, daß derselbe das Recht, den kleinen Rath zu wählen, das ihm zwanzig Jahre lang von den Vennern und Sechszehnern entzogen worden, wieder an sich nahm und die bedeutendsten Gegner der Reformation aus demselben entfernte. Nachdem die große Mehrheit der Gemeinden sich sodann für das erste Mandat erklärt hatte, erfolgte am 25. Mai der entscheidende Beschluß des großen Rathes, welcher die späteren Mandate als Quellen der Zwietracht aufhob und allen Geistlichen befahl, das Wort Gottes frei zu predigen, mit dem ausdrücklichen Beisatze: „obgleich solch ihr Predigen den Satzungen, Ordnungen und Lehren der Menschen, wie dann die sein möchten, entgegen laute;" doch solle niemand eigenmächtig an den sieben Sakramenten, Bildern, kirchlichen Gebräuchen zc. etwas ändern; auch wurde gegenseitiges Schmähen ernstlich verboten. Voll Jubels konnte Haller (26. Mai 1527) an seinen lieben Freund Valerius Anshelm nach

Rottweil schreiben: „Das ist die höchste Freude, die wir jetzt bei uns haben Und so sind wir in aller Hoffnung, das Wort Gottes solle einen Fortgang haben. Es ist viel und große Unruhe gestillt in Hoffnung einer rechten Besserung. Unsre Herren haben viele Anstöße, aber herrlich und tapfer sind sie, Gott sei Lob! Ich hoff' allweg, wir sollen noch wiederum zusammen kommen."

Doch gelangte man in Bern noch nicht zur Ruhe. Einerseits drängten sich sofort aufs neue die Wiedertäufer herzu, welche heimlich von Basel her kamen. Haller gab sich große Mühe, sie in einer dreistündigen Unterredung zu belehren, allein umsonst. Ohne Vorwissen der Prediger schritt indeß die Obrigkeit ein; sie hob ihre Versammlungen auf. Ganz bezeichnend ist aber für Hallers Gesinnung, daß er (25. April 1527) an Zwingli, den er um Rath bittet, schreibt: „Wir wissen freilich, daß der Rath ganz bereit ist, sie zu verbannen; uns aber kommt es zu, Alles mit dem Schwerte des Geistes sei's von der Kanzel, sei's im Gespräche zu widerlegen." Zwingli sowohl als Oecolampad leisteten Hallern in diesem Kampfe aufs neue trefflichen Beistand. Letzterer widmete ihm und Kolb im August 1527 eine Schrift hierüber. Bern verband sich im nämlichen Monat mit Zürich, Basel und St. Gallen zu gemeinsamen Maßnahmen.

Andrerseits dauerte der Zwiespalt fort zwischen den päpstlich und den evangelisch Gesinnten. Man stritt sich für und wider die Messe; man fing in einzelnen Gemeinden an sie abzuschaffen; sechs von den Zünften der Stadt stellten die von ihnen gestifteten Messen ꝛc. ab, die andern waren bereit ihnen zu folgen. Auch die Priesterehe wurde aufs neue verlangt und bestritten, auch theilweise gestattet. Die Klöster wurden bevogtet, vertriebene Priester, die vorher des Evangeliums wegen hatten weichen müssen, zurück gerufen.

Haller erbat sich daher (4. September) Zwingli's Rath; Kolb, bemerkte er, habe von der Kanzel schon zweimal die Messe ganz ungescheut für den ärgsten Götzendienst und Gotteslästerung erklärt. Er selbst hielt eine Reihe von zehn Predigten wider die Messe. Zwingli warnte zunächst (11. October) vor übereilter Abschaffung der Messe; vielmehr müsse für und für das Verlangen nach dem heiligen Abendmal in den Herzen der Frommen entzündet werden, daß sie immer stärker darauf dringen.

Auf die Dauer aber konnte dieser Zustand der Aufregung und des Zwiespaltes nicht bestehen; er verlangte gründliche Abhülfe. Diese glaubte man zu finden in der Anordnung einer neuen, einläßlichen, in Bern zu haltenden Disputation.

7. Die Disputation in Bern, Januar 1528.

Auch darüber ging Haller mit seinen Freunden Zwingli und Vadian zu Rathe. Schon im Juli 1527 trug man sich mit dem Gedanken, nach

dem Vorbilde Zürichs die bernische Geistlichkeit zu einem Gespräche über die ungleichen Lehren zusammen zu rufen. Indeß war zu besorgen, daß bei der Beschränkung auf die bernischen Geistlichen sich am ehsten üble Einflüsse von Seiten der „Oligarchen“, wie Haller sich ausdrückt, möchten geltend machen. Einmüthig wurde daher am 17. November 1527 vom großen Rathe beschlossen, ein allgemeines Religionsgespräch auf den Anfang des folgenden Jahres nach Bern auszuschreiben. In diesem Ausschreiben wird als Beweggrund und Zweck angegeben das dringende Bedürfniß, der lange schon fortgehenden vielfältigen Zwietracht los zu werden, „den Grund göttlicher Wahrheit, christlichen Verstandes und Glaubens hervor zu bringen und dem nachzuleben, rechtschaffenen und in göttlicher Schrift gegründeten Gottesdienst zu pflanzen und zu üben, der Menschen Satzungen, womit man Gott vergebens ehret, auszureuten.“ Eingeladen werden zuvörderst die vier Bischöfe von Konstanz, Basel, Wallis und Lausanne, deren Bisthümer sich ins bernische Gebiet erstrecken, und zwar in eigener Person zu erscheinen, wegen ihres Amtes als oberste Seelsolger und Hirten, „wofür sie wollen geachtet werden“, bei Verlust alles dessen, was sie ihres bischöflichen Amtes halber in Bern ansprechen. Sodann werden alle Eid- und Bundesgenossen, welcher Partei in Hinsicht des Glaubens sie seien, ersucht, ihre Gelehrten, geistliche und weltliche, zu senden, „ob mit Gottes Hülfe die gesammte Eidgenossenschaft auch in Einigkeit des Christenglaubens möge gefördert und erhalten werden“, da durch die Badener Disputation dies nicht sei erreicht worden. Doch solle, was beschlossen werde, für die übrigen Eidgenossen durchaus nicht verbindlich sein, wohl aber für alle Angehörigen Berns. Berns sämmtliche Geistlichkeit ist beizuwohnen verpflichtet. Wer sonst Lust hat dabei zu disputiren, ist unter Zusicherung freien Geleites freundlich eingeladen. Dabei soll einzig die Bibel gelten, bloß das klare und lautere Wort Gottes gebraucht werden und zwar nicht so, daß man sie nach der Auslegung der Kirchenlehrer richte, sondern allein Schrift mit Schrift verglichen und erklärt, das Dunkle durch das Heitere erläutert werde und die Schrift allein, als die Richtschnur und Grundfeste, als einziger Richter in Glaubenssachen, über sich selbst zu urtheilen habe. Strenge Beobachtung der Zucht und Ordnung wird jedermann eingeschärft. „Und was dann, heißt es zum Schlusse, mit göttlicher biblischer Schrift auf dieser Disputation bewährt und angenommen wird, das soll (für Bern und sein Gebiet) Kraft und ewigen Bestand haben, dies für uns und unsere ewige Nachkommenschaft stet und fest, unverbrüchlich und getreulich zu halten.“

Zugleich wurden die von Bertold Haller und Kolb mit vieler Umsicht verfaßten, von Zwingli durchgesehenen und in Druck gegebenen zehen Schlußreden (Thesen) deutsch, lateinisch und für Berns waadtländische Bezirke französisch verbreitet.

Dieses Ausschreiben erregte großes Aufsehen und steigerte noch die Aufregung der Gemüther. Haller selbst schwebte zwischen Hoffnung und Furcht; er wußte, wie viel auf die glückliche Ausführung der Sache ankomme, aber auch wie große Besonnenheit, Einsicht und Geschicklichkeit dazu erfordert werde und wie mancherlei Hindernisse sich zwischenein legen könnten. Noch schlich die Pest umher, die vom August an in Zeit von vier Monaten fünfhundert Personen in Bern wegraffte, meist jüngere Leute, doch auch den Unterschreiber Thomas von Hofen, einen trefflichen Freund des Evangeliums. Aufs tiefste in seinem Gemüthe bewegt, richtet Haller zwei Tage nach jenem Beschlusse (am 19. November) an Zwingli, seinen „allerliebsten Bruder und Helden im Handel Christi", einen aus Deutsch und Latein aufs bunteste gemischten Brief. Er bittet ihn innigst um Hülfe. „Alle Frommen, ruft er ihm zu, hoffen aufs zuverlässigste, du werdest nicht ausbleiben. Du weißt, was an Bern diesmal gelegen ist, und wie große Schande, Schmach und Spott, wofern wir der Sache nicht gewachsen wären, das Evangelium und uns treffen würde. Ich weiß gar wohl aus vielfacher Erfahrung, wie sehr dir die Ehre Gottes und seines Wortes, das Heil Berns, ja der ganzen Schweiz, so recht am Herzen liegt, und daß du zum Lobe des Herrn, zur Förderung der Sache Christi, den Gottesfeinden aber zur Beschämung deine Gegenwart uns gewiß nicht versagen wirst. Wollte Gott, lieber Bruder, daß du wüßtest unser Aller Eifer, damit dem Handel ein christlicher Austrag beschehe." Haller verlangt insbesondere noch vor Anfang des Gespräches einen zürcherischen Gelehrten, der die nöthigen Vorkehrungen treffe und sehe, woran es noch mangle, „damit nicht etwa, sagt er, um meiner Unwissenheit willen Gottes Wort gelästert werde."

Auch auf Seiten der Gegner war die Aufregung groß. In Bern selbst zeigten sich die zahlreichen Meßpriester sehr thätig; bei einigen Zünften gab sich Unzufriedenheit kund. Die eingeladenen Bischöfe verweigerten ihre Theilnahme. Die päpstlich gesinnten Kantone mahnten Bern mit Berufung auf die Badener Disputation von seinem Vorhaben ab. Murner erwiederte die an ihn besonders ergangene Einladung mit einer maßlos groben Schmähschrift; „er wolle nicht in diesen Winkel kriechen oder in diese Ketzerschule gehen"; Haller hielt er „nicht eines Hellers werth"; Eck schrieb in ähnlicher Weise, ebenfalls mit Scheltung gegen Haller; auch von den Dominikanern aus Rottweil kam eine solche Schrift, sowie etwas später von Cochläus aus Mainz. Selbst vom Kaiser Carl V. langte aus Speier (20. Dezember 1527) eine Abmahnung an mit Vertröstung auf ein allgemeines Concil. Er erhielt eine höfliche, aber feste Antwort.

In Zürich fand begreiflich Berns Entschluß den freudigsten Anklang; man beschloß, „Gott zu Lob und zur Freundschaft unserer Eidgenossen zu Bern" das Gespräch durch Rathsboten und Gelehrte ehrenvoll zu besuchen.

Zwingli erbat und erhielt die Erlaubniß selbst hinzugehen. Als Haller dies vernahm, schrieb er ihm (am 2. Dezember) inniglich getröstet: „Jetzt sehe ich, wie der Herr unerwartet durch dich und Oecolampad seine Ehre bei uns verherrlichen will, da ihr Beide so bestimmt zusaget. Ihr seid die Hülfstruppen, die der Herr mir, der ich solchem Kampfe weit nicht gewachsen wäre, gnädiglich zugeschickt! O möchten die Widersacher all ihre Gründe auf einmal ausschütten! Da wären Männer, die zu seinem großen Ruhme sie einzeln entkräfteten! Etliche unserer Machthaber sind voll geheimen Ingrimms. An Anschlägen ihrerseits wird's nicht fehlen, unserem Vorhaben Hindernisse in den Weg zu legen oder, können sie das nicht, Verwirrung zu stiften. Aber wir wollen aus allen Kräften Stand halten, daß der Satan durch sie nicht losbreche. Doch ist dir wohl bewußt, wie gering meine Kraft ist zu so schwierigen Dingen. Wofern ihr nicht allesammt uns die Hände reicht, so sind wir verloren." Ganz wie Haller gewünscht, fand Doctor Sebastian Hofmeister sich zum voraus in Bern ein, um bei den Vorbereitungen zu helfen.

In Zürich versammelten sich die Abgeordneten von St. Gallen, Konstanz, Lindau, Memmingen, Augsburg, Nürnberg, und traten am 2. Januar 1528, mehr als hundert an der Zahl, von dreihundert Bewaffneten geleitet, die Reise nach Bern an. Außer Zwingli erschien Pellican, Collin, Megander, der Commenthur Schmid, Bullinger ꝛc. von Zürich, Ambrosius Blaarer von Constanz, Som von Ulm, Althamer von Nürnberg ꝛc. In Bern trafen sie Oecolampad von Basel, Butzer und Capito von Straßburg ꝛc. nebst vielen Andern. Wiewohl die vornehmsten Verfechter des Papstthums ausgeblieben, hatte dasselbe ebenfalls seine Vertreter, wie Alexius Grat, Beichtvater des Nonnenklosters zur Insel in Bern, Johannes Buchstab, Schulmeister in Zofingen, Conrad Treger, Provinzial der Augustiner, früher in Augsburg und Straßburg, nunmehr in Freiburg. Jeder Partei war erlaubt, ihre Versammlungen zu halten, die geschicktesten Redner auszuwählen und sie nach Gutfinden zu unterstützen. Auf strenge Ordnung wurde pünktlich gehalten; vier Präsidenten und eben so viele Schriftführer waren bestellt und eidlich verpflichtet, unter ersteren namentlich der Bürgermeister Joachim von Watt (Vadian), als Theologe eben so kundig wie als Arzt und als Geschichtsforscher. Für die Disputirenden waren Bühnen angebracht.

So begann die Disputation Dienstag Morgens den 7. Januar 1528 in der Baarfüßerkirche und dauerte neunzehn Tage. Nach einigen Eingangsworten des Präsidenten danksagte Kolb zuerst für die große Gnade, daß Gott jetzt alle Welt bewege nach der Wahrheit zu fragen; darum gemäß der ohne anders durch Gottes Geist der bernischen Obrigkeit gewordenen Anregung stehe er und sein Bruder Bertold sammt allen, die das Evangelium bekennen, hier, um Rechenschaft zu geben von ihrem Glauben nnd ihrer Predigt. Hierauf eröffnete Haller das Gespräch mit Beleuch-

tung der ersten These: „Die heilige christliche Kirche, deren einzig Haupt Christus, ist aus dem Worte Gottes geboren, in demselben bleibt sie und hört nicht die Stimme eines Fremden.“ Die Kirche sei nicht die Versammlung der Cardinäle und Bischöfe, sondern die Gemeinschaft Aller, die Gott vertrauen und glauben durch Christum; sie sei geboren aus dem innerlichen Worte, dem Worte des Glaubens, das Gott lebendig und thätig mache und in unser Herz rede und das kein anderes sei, als das in der Schrift verfaßte; niemand möge daher ihr Haupt sein, als Christus, aus dessen Wort sie geboren sei. Der Beichtvater Grat wandte ein, das Wörtlein einzig finde sich nirgends in der Schrift; es gebe unter dem obersten Haupt Christus noch andere Häupter, nämlich die Apostel, besonders Petrus; er meinte, „Kephas“ sei griechisch und heiße „Haupt“. Haller zeigte, wie die Apostel sich nicht als Häupter, sondern als Diener der Kirche ansehen, sie zu weiden und die Sünden zu verzeihen oder zu behalten durch die Predigt des Evangeliums. Butzer unterstützte ihn, Zwingli erklärte, wie die Gewalt des Bannes jeder einzelnen Gemeinde zukomme. Hutter, Pfarrer von Appenzell, sowie Treger, Buchstab und Andere vertheidigten den Bann als die Schlüsselgewalt der sichtbaren Kirche, wogegen Haller und Butzer den evangelischen Begriff desselben darlegten und die Freiheit einer jeden Gemeinde in Schutz nahmen. Sechs Tage dauerte die Verhandlung über diesen ersten Punkt.

Jede These wurde abwechselnd von Haller oder Kolb zuerst begründet. Bei der zweiten derselben: „die Kirche Christi mache keine Gesetze ohne Gottes Wort, weshalb alle Menschensatzungen uns nicht weiter binden, als sie darin gegründet sind,“ fügte Haller nur Weniges dafür bei, „daß der heilige Geist in der Kirche nichts dem zuwider reden könne, was Christus gelehrt habe.“ Einläßlich befürwortete er dagegen die dritte These: „daß Christus allein uns Erlösung sei und Bezahlung für aller Welt Sünden; weshalb ein anderes Verdienst zur Seligkeit und eine andere Genugthuung für die Sünde bekennen, heiße, Christum verläugnen.“ So klar sei dies in der heil. Schrift gegründet; man müsse sich nur verwundern, daß es noch von Manchen bezweifelt werde; freilich ermahne uns das Wort Gottes zu den Werken und Früchten des Geistes, die unsern Glauben und unsere Liebe bezeugen; aber dies sei kein Mitverdienst zur Genugthuung. Gar lieblich und anschaulich zeigte Haller dies an dem Kinde, dem der Vater ein Röckchen verheißt zum Lohne, wofern es in der Schule fleißig lerne. Buchstab machte Einwendungen, die Butzer widerlegte; drei appenzellische Geistliche fochten Hutter an wegen seiner mangelhaften Lehre von Christi Genugthuung. Die vierte These, betreffend die Art der Gegenwart Christi im Abendmal, hatte besonders Zwingli so wie Oecolampad den anwesenden Lutheranern gegenüber zu verfechten. Ausführlich verbreitete sich hinwieder Haller über die fünfte These, „daß die jetzt gebräuchliche Messe als ein Opfer für

Lebendige und Todte der Schrift zuwider, eine Lästerung des Opfers Christi und um der Mißbräuche willen ein Gräuel vor Gott sei." Christus wolle keine Mitpriester, Mithelfer und Miterlöser; wenn er seine Jünger mahne: „Nehmet, esset, danksaget, gedenkt meiner, verkündigt meinen Tod," so heiße er sie nicht opfern; vielmehr sollen wir da unsern Glauben bezeugen und christliche Liebe anerbieten. Ueberdies soll der da opfert, würdiger sein als das Opfer; wollen nun die Priester Christum aufopfern, so müßten sie ja besser sein als Christus, ob sie schon die bösesten wären. Bei der sechsten These, die gegen die Anrufung der Heiligen gerichtet war, bemerkte Haller: „an die lebendigen Heiligen, welche Armuth und Gebrechen leiden, weise uns Christus, daß wir mit ihnen unsere zeitliche Habe theilen sollen, und sie werden dereinst Zeugniß geben unserm Glauben, den wir durch die Werke der Liebe an ihnen geübt haben." Die siebente These wider das Fegfeuer und allen Todtendienst erhärtete er durch viele Schriftgründe. Der Glaube und das Vertrauen auf Christus, der Werth seines Leidens und Sterbens dulde kein Fegfeuer, weil nichts Verdammliches ist an denen, die in Christo Jesu sind. Auch widerstreite es der christlichen Liebe, da die Armen ein Hinderniß hätten ins Reich Gottes zu kommen durch solche Todtendienste um ihrer Armuth willen. Für die achte These gegen die Bilderverehrung brachte Zwingli schlagende Beweisgründe vor. Das Verbot der Priesterehe, welches die neunte These angriff, wurde von Haller überzeugend als schriftwidrig dargethan; es wurde nur von Buchstab darum vertheidigt, weil man Gelübde zu halten schuldig sei. Die letzte These, „daß Unkeuschheit keinem Stande schädlicher sei, als dem geistlichen," wurde von niemandem bestritten.

So viel in kurzen Umrissen über Hallers Betheiligung an diesem Religionsgespräche. Jedenfalls zeigte sich da, wie tief und fest er in der Schrift gegründet und wie sehr er trotz seiner stets von ihm selbst bekannten „Unwissenheit" hinsichtlich aller damaligen Streit- und Lebensfragen in theologischen Dingen geübt und bewandert war.

Endlich wurde von ihm noch die Schlußrede gehalten am 26. Januar. Er spricht vorerst die Hoffnung aus, alle christlichen Herzen, die mit gelassenem Gemüthe wahrheitbegierig sind, werden nun erkennen, daß sie (die Prediger) nicht in Fürwitz oder gelehrtem Dünkel noch aus Eigennutz etwas Neues, dem göttlichen Worte Zuwiderlaufendes vorgebracht haben, sondern allein was diene zur Ehre Gottes und zum Heile aller Gläubigen, insbesondere Berns. Gemäß ihrem heiligen Amte seien sie gedrungen durch die Wahrheit Gottes sanft und rauh das Evangelium Christi zu verkündigen, „da wir aus großer Erbarmung und Gnade Gottes gefunden haben, christliche Religion, Zucht, Glaube und Leben sei nach dem Worte Gottes viel anders gestaltet, als bisher von römischer Kirche und unter päpstlicher Gewalt gelehrt und gepredigt worden" zum großen

Unheil der Gemeinden. „Da aber Gott das Licht in unsere Blindheit, die Wahrheit mitten in unsern Irrthum, die Gnade mitten in unsere Bosheit und unsern Abfall als ein getreuer, langmüthiger, barmherziger Gott und Vater gesendet hat, so gebührt uns, solche Gnade nicht undankbar auszuschlagen, sondern mit großem Ernste anzunehmen, nicht allein mit Reformation des Gottesdienstes, welches euch, den Regenten, nach der Schrift allerdings zukommt, sondern mit Besserung und Erneuerung des Lebens, damit dasselbe rechtschaffen und mit Gott von uns vollbracht werde, wie dem Volke Gottes und wahren Christen geziemt; denn das wird vor Gott niemand entschuldigen, wenn man nicht nach erkannter Wahrheit lebt und handelt." Sodann wandte er sich an alle seine bernischen Amtsbrüder, mit rührender Herzlichkeit sie aufs dringendste bittend, „ihren heiligen Beruf zu bedenken; Acht zu haben auf sich selbst und auf die ganze Herde, in welcher der heilige Geist sie zu Bischöfen d. i. zu treuen Wächtern und Dienern am Worte Gottes gesetzt habe, zu weiden die Gemeinde des Herrn, die er erworben durch sein eigen Blut, sie treulich zu lehren und zu führen den Weg Gottes und dem Herrn ein gerüstetes Volk zu bereiten in der Furcht Gottes, wie Christus seinen Jüngern befohlen hat, ihm als unserm einigen Haupte und Heiland Zeugniß zu geben. . . . . Und daran sollen wir als Jünger Christi erkannt werden, so wir einander lieb haben, wie er uns geliebet hat; denn darin besteht Gesetz und Propheten, der wahre, rechte Gottesdienst! Wollet auch das Volk Gottes weiter nicht beladen mit eigennützigen Bürden menschlicher Satzung, sondern nach Gottes Wort treulich voran gehen und mit unsträflichem Leben ein Vorbild der Herde sein, nach 1. Petri 5. Ezech. 3. Luc. 12. Hier höret, ihr lieben Brüder und Seelsorger: ihr seid es, die der Herr gesetzt hat über sein Gesinde, ihm die wahre Speise, das göttliche Wort, den Schatz des Neuen und Alten hervor zu tragen zu rechter Zeit. . . Das fasset zu Herzen: Suchet die Ehre Gottes und das Heil unserer Schäflein und thut das aus Liebe, die da hervor geht aus reinem Herzen, gutem Gewissen und ungefärbtem Glauben, so werdet ihr einen gnädigen Gott erfahren!" Schließlich bat er Alle, gegen die er gesprochen, in keiner Weise zu zürnen, falls auch rauhe Worte geflossen; denn vor Gott könne er bezeugen, ohne alle Bitterkeit zu sein. Zwingli bot sich noch zu weiterer Rechenschaft an mit dem Bemerken, obschon Eck, Faber 2c. nicht persönlich beiwohnten, seien doch alle ihre Beweisgründe zugegen gewesen. Vadian übergab die genau geprüften Akten der Regierung. Haller schloß aus Auftrag des Rathes mit herzlicher Danksagung an alle Anwesenden, die geholfen, dies göttliche Vornehmen christlich zu vollführen; man werde ihnen dies nie vergessen, sondern allezeit gerne vergelten.

Im Anschluß an diese Disputation fanden noch zwei kürzere Gespräche statt, ein lateinisches mit den französischen Priestern, welches sich bald in wildes Geschrei auflöste, trotz Farels Bemühen, und eines mit den Wieder=

täufern; diese wurden ihrer gefahrdrohenden Irrthümer überführt und alsdann des Landes verwiesen.

8. Durchführung der Reformation Berns.

Umfassend waren die Folgen dieser Disputation. Unmittelbar schloß sich daran die Reformation Berns. „Allein auch außerhalb Berns trug sie ihre Früchte; so in Biel, Basel, Schaffhausen, den oberdeutschen Städten. An sie knüpften sich ferner die Disputationen von Genf (1535) und Lausanne (1536), die Befestigung der Reformation am ersteren Orte, ihr Vordringen und ihre Verbreitung von da aus nach dem westlichen Europa, Frankreich, Schottland, England, den Niederlanden; die Berner Disputation hatte somit nicht bloß eine lokale Bedeutung, sondern sie bildete zugleich ein sehr wesentliches Verbindungsglied in der Kette großer Ereignisse, durch welche der Protestantismus eine Weltmacht geworden ist." (Trechsel.)

In Bern machte sich schon während des Gespräches seine Einwirkung fühlbar. An dem sonst hochgefeierten St. Vincenzfeste (22. Januar) gab sich mit geringen Ausnahmen die allgemeine Abneigung gegen die Messe kund. Nach Beendigung des Gespräches wurden die zehen Sätze von sämmtlichen Chorherren, den meisten Dominikanern und zwei und fünfzig Pfarrern unterzeichnet; die Uebrigen warteten auf die Verfügungen der Regierung. Diese zog die Präsidenten der Disputation zu Rathe; sie erklärten: „die Wahrheit sei heiter an den Tag gekommen und nunmehr die Reformation tapfer an Hand zu nehmen;" nur Dekan Briefer von Basel wünschte Aufschub. Hierauf beschloß der große Rath am 27. Januar die Abschaffung der Messe und Bilder in der Hauptstadt. Einzelne Bürger erlaubten sich wohl derbe Aeußerungen des Spottes und Unwillens; selbst im Unmuthe konnte der bernische Humor sich nicht verläugnen. Indeß beschwor die ganze Gemeinde, in der Kirche versammelt, Alles was der große Rath in Religionssachen vornahm, treulich zu handhaben. Sodann wurde am 7. Februar das von Haller entworfene allgemeine Reformationsedikt erlassen für den ganzen Kanton, darauf gestützt, „daß der Obrigkeit gebühre, nicht nur in weltlichen Sachen die Ihrigen zur Billigkeit zu weisen, sondern auch, so weit Gott Gnade verleihe, ihr zu rechtem christlichem Glauben Anweisung zu geben." Jedermann soll den zehen Sätzen der Disputation stracks nachleben und alle Pfarrer denselben gemäß predigen, treu dem Worte Gottes; Messe und Bilder sind abzuthun, doch um der Schwachen zu schonen, nach dem freien Willen einer jeden Gemeinde, wie sich ihre Mehrheit entscheide. Ueber das heil. Abendmal, Taufe, Trauung, Bann wird später das Nähere bestimmt werden. Von der Gewalt der Bischöfe ist jedermann entbunden; Mönche und Nonnen dürfen in den Klöstern bleiben oder austreten; den Geistlichen

ist die Ehe erlaubt, Unkeuschheit aber bei Verlust der Pfründe verboten; die Fasttage sind aufgehoben, die Unmäßigkeit aber wird bestraft. An jedem Sonntag, Montag, Mittwoch und Freitag sollen die Pfarrer Gottes Wort verkünden. Von dem Volke wird die Obrigkeit nichts verlangen, als was es nach billigem Gehorsam wohl ertragen mag und gemäß dem Worte Gottes schuldig ist. Bei schwerer Strafe soll keine Partei die andre des Glaubens halber schmähen oder kränken, sondern Alle einander christlich dulden. Gegen die Miteidgenossen wird Bern in weltlichen Dingen alle Bundespflichten treu erfüllen und, fern von allem Zwingen, jedem von ihnen anheim stellen zu glauben, was ihm anmuthig ist. Vorbehalten wird, wofern mit Gottes Wort etwas an dieser Reformation als Irrthum erwiesen würde, dies willig anzunehmen.

Vom 23. Februar an wurden nun die einzelnen Gemeinden durch Abgesandte um ihren Beitritt zur Reformation befragt; beinahe alle erklärten sich für dieselbe, nur einige wenige weigerten sich noch. Bedeutende Verstärkung wurde der Reformation sodann zu Ostern (am 13. April) 1528 bei der gesetzlichen Erneuerung des Rathes zu Theil; vier Mitglieder des kleinen und zwanzig des großen Rathes, die zu den heftigen Gegnern der Reformation gehörten, verloren, zum Theil wegen Ehebruchs, ihre Stellen. Das verderbliche Pensionswesen wurde bald (im August) unter Zustimmung der Gemeinden durch ein strenges Verbot zurück gedämmt. Mit Zürich und Konstanz hatte sich Bern schon am 6. Januar 1528 durch das „christliche Bürgerrecht" aufs engste verbündet.

Nunmehr war für Haller ein ausgedehntes, aber auch überaus beschwerliches Arbeitsfeld eröffnet. So unendlich Vieles war jetzt zu thun theils zur Durchführung der kirchlichen Umgestaltnng, theils behufs der den evangelischen Grundsätzen entsprechenden, höchst nothwendigen Umwandlung der öffentlichen Sittlichkeit. Eine Reihe von Verordnungen wurde deshalb erlassen und mannigfaltige Verfügungen waren zu treffen, wobei Haller, als der im Gotteswort bewanderte Berather der Obrigkeit, fortgehend Räthe, Gutachten, Entwürfe zu geben im Fall war. Ein Chorgericht wurde in jeder Gemeinde bestellt zur Handhabung der Kirchen- und Sittenzucht, so wie zur Behandlung der Ehesachen. Für die Kranken, die Armen, für Nothleidende jeder Art war christliche Fürsorge anzuordnen, insbesondere aber auch für die religiöse Belehrung des Volkes und die Heranbildung einer tüchtigen, des Evangeliums kundigen Geistlichkeit anstatt der größtentheils untauglichen Priesterschaft. In einem Briefe an Zwingli vom 12. Februat ist schon dies Alles berührt; aufs dringendste bittet Haller, Zwingli möge sich verwenden, daß Megander (Großmann), Sebastian Hofmeister und ein Schulmeister in Chur, die er dem Rathe auf dessen Anfrage als Gelehrte zur Berufung vorgeschlagen, den Ruf annehmen; ebenso dringend wünscht er eine Anleitung für die Pfarrer des bernischen Gebietes; gegen das Pensionswesen arbeite er aufs kräf-

tigste; den Kranken solle das Predigerkloster eingeräumt werden; Gehülfen zur Predigt sollte er durchaus bekommen, da er selbst genöthigt sei, den Nonnen der Insel zu predigen. Dabei war Hallers Gesundheit sehr angegriffen, zwar schon lange, insbesondere aber seit den Anstrengungen bei der letzten Disputation, so daß er nun eines Bruchbandes bedurfte. An Vadian, den er als ausgezeichneten Arzt gerne consultirte, schreibt er gleich am 15. Februar unter andern: „Hinsichtlich der meiner Gesundheit zuträglichen Lebensweise, so wie der Abhülfe für meine so leicht aufschwellenden Füße und meine ganze Schwerleibigkeit erwarte ich deine Rathschläge; gewiß, wenn du Zeit findest, versagst du mir's nicht. Noch dies. Meine bisanhin kräftige Stimme hast du gehört, unsere umfangreiche Kirche gesehen, in der ich, schon von Knabenzeit her auf der einen Seite gebrochen, mir nun auch noch auf der andern dieses Leiden zugezogen habe. Ich fürchte noch Schwereres, rathe mir also, wie zuvor zu kommen."

Zu Hallers großer Freude langten die in den Ursprachen der Bibel bewanderten Gelehrten, Hofmeister, Megander und als Dritter Rhellican alsbald an, und gingen rüstig ans Werk, emsig sowohl im Predigen, als in Vorträgen zur Ergründung der göttlichen Wahrheit durch wissenschaftliche Schriftauslegung nach den Grundsprachen, während bisanhin in Bern fast niemand des Hebräischen oder Griechischen kundig war, und jüngere Leute aus angesehenen Geschlechtern in den letzten Jahren, von Haller herzlich empfohlen, insgemein zu ihrer Ausbildung nach Zürich gegangen waren. Haller nahm die drei Gelehrten allesammt in sein Haus auf und beherbergte sie etliche Wochen. Das Volk schien ihnen nicht so verdorben, wie in Zürich. Haller freute sich ihres Umgangs, schreibt aber ganz seiner aufrichtigen Demuth gemäß, obwohl selbst nicht verheirathet, am 31. März an Zwingli: „Herzlich bitt' ich dich, theuerster Ulrich, richte an uns insgesammt, so du Zeit findest, eine gemeinsame Ermunterung; mahne uns zum Frieden und zu gegenseitiger Liebe unter einander, zu einer dem Diener des Wortes würdigen Lebensführung, ebenso dazu, daß auch unsere Gattinnen nicht nach eitlem Putze trachten, sondern bescheiden und mäßig seien, fern von aller Schwatzhaftigkeit. So wirst du dem vorbeugen, was uns unschicklich wäre und der Kirche zum Aergerniß würde. Und da jeder von uns seine Mängel hat und es nichts durchaus Vollkommenes und Preiswürdiges gibt, so bitte ich dich dringend, schildere mich, den du nun persönlich kennen gelernt hast, meinem Character und meiner Befähigung nach, mir selbst, und erinnere auch die übrigen Mitdiener, wofern etwas ist, wovor sie sich hüten müssen, in deinen Briefen an mich, daß ich dazu mithelfen kann. Ich bin zu Allem bereit, wodurch ich die Ehre des Herrn, den Bau der Kirche, das Wohlsein ihrer Diener zu fördern vermag!"

Das Wort Gottes hatte herrlichen Fortgang. Zu Ostern (April) wurde nun in Bern das heil. Abendmal zum ersten Male gefeiert. Haller schreibt am 20. April an Vadian: „Aufs neue von Krankheit befallen

bin ich so übel daran und über alle Maßen mit Geschäften überschüttet, daß dabei kaum ein Gesunder aufathmen könnte. Eine solche Menge von Predigern läuft von allen Seiten herbei; Manche drängen sich auf und will man sie nicht gleich himmelhoch erheben, so übergießen sie mich mit einer Fluth von Schmähungen. Von siebzig solchen „fahrenden Brüdern," die sich hier einfanden, hatten bloß zwei bis drei in ihren Attestaten das von Zwingli und Oecolampad mit mir verabredete geheime Kennzeichen, welches ich hier auch dir mittheile, nämlich am Fuße des Schreibens die Worte: Gott allein sei Preis und Ehre. Unser Rath ist überaus beschäftigt, so daß kaum erst die Grundlagen zur Erneuerung der Kirche geordnet sind. Genf, von Savoyen bedrängt, ruft unsre Stadt, als Bundesgenossin um Hülfe an; inmitten dieser Wirren ist nichts Anderes abzusehen, als daß in Kurzem der Krieg losbricht. Das Aergste ist, daß, nachdem Messe und Mönchsthum abgeschafft worden, die Bauern auch die Güter zurückzufordern suchen... Indessen geht das Wort Gottes seinen Weg. Das heilige Abendmal haben wir in der unserer Kirche entsprechenden Weise gefeiert. Der ganze Rath und das Volk, Wenige ausgenommen, traten zum Tische des Herrn. Der Schultheiß empfing das Brod des Herrn aus meiner Hand, will's Gott mit aufrichtigem Herzen!"

An feindseligen Regungen und Gegenwirkungen konnte es indeß nicht fehlen. Je mehr sich die Reformation in Bern befestigte, von da aus auch auf andere Gegenden befruchtend einwirkte, und namentlich in den gemeinsamen Herrschaften Anklang fand, desto mehr stieg die Erbitterung bei den innern Kantonen. Von hier aus, namentlich von Unterwalden her genährt, gestaltete sich schon während des Sommers der Unwille der Altgläubigen im bernischen Oberlande zur Empörung, zumeist in dem lieblichen Gelände von Interlaken und im Haslithal. Zu Frutigen, Aeschi, Gsteig, Grindelwald rc. wurden die Prediger des Evangeliums vertrieben, die Evangelischen arg bedroht, die Messe hergestellt. Die Regierung zögerte; sie trat öfter durch Boten mit den Aufständischen in Unterhandlungen; sie schien unsicher und in sich selbst getheilt. Haller sah mit tiefem Bedauern auf diese bedenklichen Rückschritte; sie erfüllten sein Herz mit viel Kummer und Sorge. Er schreibt an Zwingli (7. October): „Unser Rath ist zerstreut, angeblich der Weinlese wegen, ganz stumpf, auf evangelischer Seite durchaus rath- und hoffnungslos, während die Gottlosen flüstern, hohnlachen, voll Hoffnung, jetzt, jetzt sei ihr Messias gekommen. Die Bürger murren, bedauern, klagen, aber ohne rechten Eifer, ohne Rath, ohne Einsicht. So matt ist hier das Christenthum. Wir Diener des Wortes erheben unsre Stimmen, wir drängen, mahnen, flehen, schildern unwidersprechlich die Gefahren und was redlichen Männern gezieme, kurz Alles; allein wir predigen tauben Ohren! Ja sogar schreien die Gottlosen uns als Unruhstifter aus, weil wir nicht ablassen den Rath und das Volk gegen sie anzutreiben. Sieh, theuerster Freund, das sind Trübsale, die meine Seele

bis ins tiefste Innerste verwunden!" Ganz geeignet, Hallers Stimmung auszudrücken, sind Manuels Klagen aus dieser Zeit:

„Sie hassen uns, daß wir uns din (dein)
Und deiner Lehr' steif halten wend (wollen),
Daß wir hend (haben) d' Götzen g'worfen hin,
Daß wir ein (einen) Greuel ab Kriegen hend
Und mit das Brot
Für unsern Gott,
Ihn nimmer wend anbeten hie; —
Hast du, mein Herr!
Uns solche Lehr'
Durch deinen Sohn verkündet ie (je)?"

Abermal schreibt Haller an Zwingli (22. October), es seien zwar etwelche Vorkehrungen getroffen. „Indeß ist unser Rath fortwährend lässig und langsam; wenn nicht der Herr mit starker Hand uns erlöst, so ist's, fürcht' ich, um uns geschehen. Denn es ist die Weisheit von den Weisen gewichen, der Rath von den Rathgebern, die Großherzigkeit und Festigkeit von den Führern und dem Volke. Freilich würde das Volk in der Stadt lieber sterben, als die Herstellung der Messe und die Gewaltthat der Bauern dulden. Doch was ist das inmitten so viel gewaltiger Dränger!" Bewaffnet zogen die Unterwaldner eben in jenen Tagen den Empörern zu Hülfe, verließen aber beim Herannahen des bernischen Heeres das Land wieder. Die Regierung verfuhr mit ruhigem Ernste und großer Mäßigung. Es erfolgte am 11. November allgemeine Unterwerfung und erneute Rückkehr zum Evangelium. Der Ausgang war diesmal günstiger, als Haller besorgt hatte. Doch knüpften sich an den hier geschehenen Friedensbruch der Unterwaldner in den folgenden Jahren (1529 und 1531) die beiden Kappeler Kriege.

9. Haller während der Kriegsjahre, 1529—31.

Nunmehr schien Haller ungestörter, sowohl seiner eigenen Fortbildung, die ihm sehr am Herzen lag, als auch dem Auf- und Ausbau der erneuten Kirche leben zu können. Er erquickte sich an Butzers Commentarien, schrieb oft an Oecolampad, berieth die vom Rathe ihm vorgelegte Frage über Ehescheidung mit dem Letztern und mit Zwingli. Doch sah er sich alsbald von neuen Stürmen umringt. Schon zu Anfang des Jahres 1529 machten ihn Genfs Gefahren um das Evangelium daselbst besorgt. Von Eck und Murner ward er der Disputation wegen aufs neue mit Schmähungen begossen. Immer drohender aber ward im Laufe des Frühjahrs und Sommers die Spannung zwischen Zürich und den innern Kantonen. Bern wünschte gleich Zürich die Ausbreitung des Evangeliums, doch nur mit Vermeidung des Kriegs. Zwingli aber hielt den rechtzeitigen Krieg für

besser als steten Hader und Scheinfrieden, der doch noch zum Kriege führen müsse. In diesem Sinne wirkte Zwingli auf Haller und die bernischen Freunde. Zürichs wohlgerüstetes Heer lagerte sich bei Kappel. In welche Stellung aber Haller und seine Gefährten geriethen, zeigt uns ein Wort von Haller an Vadian (14. Juli 1529), aus jener Zeit: „Ihr schreitet mächtig vorwärts; ihr seid aber auch dem Herrn zugethan; wir aber sehen uns bald von Wölfen, bald von Bären, bald von Füchsen angefallen, so daß man, wenn nicht der Herr seine Sache führen würde, nichts mehr für uns hoffen dürfte.“ Plötzlich kam die Vermittlung und (am 25. Juni) der Abschluß des „ersten Landfriedens,“ welcher der Reformation günstig schien, von Zwingli aber so sehr bedauert wurde und auch Haller nicht befriedigte.

Was Hallern diese sturmbewegte Zeit erleichterte, war der Umgang mit gleichgestimmten Freunden. Insbesondere hatte er die Freude, seinen Landsmann Valerius Anshelm, in diesem Jahre aus Rottweil vertrieben, wieder zurück kehren zu sehen, und zwar ehrenvoll zum Chronikschreiber Berns berufen. Zudem fällt in diese Zeit Hallers Verehelichung. „Eine Jungfrau von ungefähr dreißig Jahren, schreibt er (11. August) an Butzer, habe ich zum Weibe genommen, unbemittelt, aber in geistiger und leiblicher Hinsicht ganz für mich passend. Bete zum Herrn für uns, daß er nach seinem Wohlgefallen unseren Ehebund segnen möge!“ — Mit lebhaftester Theilnahme erkundigte sich Haller über den Gang des zu Marburg (im October 1529) zwischen Zwingli und Luther gehaltenen Gespräches, zumal die päpstlich Gesinnten wie die Wiedertäufer sich bemühten, ungünstige Gerüchte auszustreuen; Oecolampad ertheilte ihm mit Freuden den gewünschten Bericht.

Das folgende Jahr begann für Haller mit mancherlei schweren Sorgen, da eine Gesandtschaft der innern Kantone Bern aufs einschmeichelndste gegen Zürichs kühnes Vorschreiten einzunehmen und den alten Einfluß auf Berns Staatsmänner wieder zu gewinnen suchte, und zudem französisches Geld und List nicht gespart wurde, um die Mächtigen zu Bern wieder in den verderblichen Söldnerdienst hinein zu reißen. Ihm selbst erwuchs eine neue Aufgabe aus den Zwistigkeiten der beiden Glaubensparteien in dem benachbarten mit Bern eng verbündeten Solothurn. Schon im vorigen Jahre war es hier zu Tumulten gekommen, wobei die katholische Partei, welcher die Mehrheit der Räthe angehörte, die Thore schloß und Geschütze aufstellte; Bern und Basel vermittelten; den Evangelischen wurde die Baarfüßerkirche überlassen und die Bilder aus derselben entfernt. Auf ihr dringendes Ansuchen bewilligte Bern am 16. Januar 1530, daß Haller einige Zeit als Prediger daselbst auftrete. Er kam und hielt bei dreißig Predigten; allein die Zwietracht ließ nicht nach. Im Gegentheil erscholl eines Morgens der Ruf durch die Stadt, St. Urs, der Schutzheilige, vergieße Schweißtropfen; die Weiber schrieen, der dicke Pfarrer von Bern

habe ihm den Angstschweiß ausgetrieben; die Verwandte eines Rathsherrn wünschte ihr Messer in dem großen Bauche des verhaßten Predigers umzuwälzen. Er gerieth in nicht geringe Gefahr; ein Haufe lief gegen das Baarfüßerkloster heran, wo er sammt andern Predigern sich aufhielt. Achtzig Getreue wachten die ganze Nacht zu ihrem Schutze. Die herbeieilenden Gesandten von Bern, Basel und Biel, worunter auch Manuel, bemühten sich acht Tage lang, einen Vergleich zu bewirken. Die Berner riefen Haller ab, doch durfte er auf Bitte der Solothurner noch etliche Tage bleiben; er kehrte Mitte Februars zurück. Voll Schonung übergeht er bei der Erzählung des Auflaufes, die er Zwingli mittheilt, die gegen ihn gerichteten feindseligen Worte und Schritte. Wohl erkannte er aber, daß der stürmische, wiedertäuferische Geist, wovon selbst Vornehme sammt ihren Frauen angesteckt waren, in Solothurn, wie überall, wo er sich regte, am meisten verdarb und die schön aufblühende Saat des Evangeliums aufs höchste gefährde. Der auf den November (1530) angesetzten Disputation, zu der die evangelischen Solothurner ihn besonders wünschten, war er entschlossen unter billigen Bedingungen beizuwohnen. Doch ließ die in der Stadt überwiegende katholische Parthei dieselbe nicht zu Stande kommen, obschon von den achtundvierzig Landgemeinden vierunddreißig die Messe und Bilder abgeschafft hatten.

Sehr erfreulich war ihm dagegen der durch den feurigen Eifer seines lieben Farel geförderte Durchbruch des Evangeliums in Neuenburg, wozu auch der bernische Venner Weingarten viel beitrug. Um so mehr schmerzte ihn der plötzliche Tod des letztern, welcher im August an der Pest dahin starb. Aufs tiefste aber ergriff ihn das wenige Tage später ebenfalls durch die Pest erfolgende Hinscheiden seines treuen Diakons Michael, der früher sein Kaplan gewesen war. „Welch eine liebe Seele, seufzte er (an Zwingli, 15. August); mehr als ein leiblicher Bruder war er mir; er allein hat unter allen meinen Anfechtungen als treuester Freund bei mir ausgeharrt (auch 1526, als Begleiter auf der Badener Disputation.) Täglich schwinden wir dahin durch die Pest.“ Er bittet Zwingli dringend um einen Gehülfen, da Kolb vom Alter gebeugt, Megander angegriffen, er selbst bekanntlich mit Leibesschwachheit behaftet sei; sowohl für die Predigt als für die Geschäfte der Kirchenleitung wäre ein Mitarbeiter vonnöthen.

In letzterer Beziehung war eben noch gar Vieles zu ordnen. An manchen Orten blieben die Reformations-Mandate unvollzogen; gegnerische Amtleute legten ihrer Durchführung die größten Hindernisse in den Weg, so daß Haller sammt seinen Amtsbrüdern sich genöthigt sah, bei der Regierung Klage zu erheben. Manche auffallende Abweichungen in kirchlichen Gebräuchen und Einrichtungen schienen Ausgleichung zu fordern. Was aber zu einläßlichen Verhandlungen Anlaß gab, war die Kirchenzucht, deren Mangel oder ungehörige Einrichtung besonders von Seiten

der Wiedertäufer stets aufs neue ernstlichen, zum Theil nicht ungegründeten Tadel hervor rief. Am meisten staatlich ward dieselbe in Bern gehandhabt. „Du weißt, schreibt Haller hierüber an Zwingli (5. October 1530), daß nach der Uebung und den Gesetzen unsers Chorgerichts (Consistoriums) die Fehlbaren gewarnt und zuletzt gestraft werden nicht blos mit Gefängniß, sondern auch mit Ausschließung (Bann, Excommunication), nicht bloß mit kirchlicher, sondern sie werden auch von den bürgerlichen Rechten (den Zünften) ausgeschlossen. In unserm Chorgerichte sitzen zwei Prediger, zwei Mitglieder des kleinen und vier des großen Rathes; diese repräsentiren die ganze Kirche. Damit aber ihre Warnungen und ihr Bann bei dem rauhen und in Lastern verhärteten Volke nicht zum Gespötte werde, hat die Obrigkeit diesen acht Männern auch ihre Verrichtung und Gewalt ertheilt, so daß dem Chorgerichte Beides zukömmt, sowohl zu strafen im Namen der Obrigkeit, als zu warnen und zu excommuniciren im Namen der Kirche." Daran stieß sich besonders Oecolampad in Basel, dem es Ueberzeugungs- und Gewissenssache war, kirchliches und staatliches Einwirken grundsätzlich mit Bestimmtheit zu unterscheiden und sorgfältig aus einander zu halten. Er legte seine Gedanken und sein ernstes Verlangen nach Uebereinstimmung hierin unter den evangelischen Orten dem Rathe zu Basel vor, sodann im September 1530, einem Tage der evangelischen Rathsboten in Aarau; ebenso seinen Freunden Vadian und Zwingli, an deren letzteren er im September 1530 die goldenen, jetzt noch beachtenswerthen Worte schrieb: „Unerträglicher als der Antichrist selbst ist eine Obrigkeit, welche die Autorität der Kirche sich anmaßt. Die Obrigkeit führt das Schwert, und das mit Recht. Christus aber hat uns Arzneien und Heilmittel gegeben, wodurch wir den gefallenen Brüdern helfen sollen. Zudem bessern wir sie nicht, indem wir sie der Obrigkeit verzeigen, sondern wir geben sie Preis. Christus hat nicht gesagt (Matth. 18, 17): „Hört er dich nicht, so sage es der Obrigkeit," sondern „der Kirche (Gemeinde)". In demselben Sinne und sehr ausführlich schrieb Oecolampad an Bertold Haller: „Sieh, mein Lieber, die Kraft des Wortes wirkt mehr als die Strafe; sie vermag besser, steinerne Herzen zu erweichen. Nicht genug läßt sich's sagen, wie viel wir an Wirksamkeit verlieren und wie verächtlich wir werden, wenn wir mit einem andern Schwerte als mit dem des Geistes uns bewaffnen, und wie sehr der Haß des Volkes uns trifft, das uns alsdann neue Tyrannen, Verräther, Hierarchen schilt, welche die weltliche Herrschaft an sich ziehen wollen." Haller war zweifelhaft über die Richtigkeit der in Bern bestehenden Einrichtung und wandte sich deshalb an Zwingli um Rath (wie er schon im Sommer den jungen Bullinger, damaligen Pfarrer in Bremgarten, nicht umsonst darum angegangen hatte.) Haller erklärt sich auch bereit, zu einer Conferenz in Aarau oder Solothurn sich einzufinden, sobald er vom Rathe die Erlaubniß dazu erhalte, was nach Beendigung des eben

obschwebenden Krieges zwischen Genf und Savoien, in welchen Bern verwickelt war, gewiß geschehen würde. Auf einem Tage in Aarau (1. August 1531) näherten sich Oecolampad und Haller, so daß jener das bernische Verfahren nicht mehr so ganz verwerflich fand; er beharrte aber darauf, das seine sei der Schrift und Vernunft entsprechender, während bei jenem die Autorität der Kirche leide und die Diener des Wortes sich sammt ihrer Sache durch diese richterliche Funktion verhaßt machen.

Inzwischen nahten für Haller wiederum gar schwere Zeiten. Mit bangem Herzen sah er die Zerwürfnisse zwischen den evangelischen und den päpstlich gesinnten Kantonen sich steigern, die Erbitterung wachsen, die furchtbare Gefahr eines blutigen Ausganges aufs neue immer näher rücken. Während Zwingli schon im Frühjahr 1531, als Zürich kriegsbereit war, einen raschen Entscheid durch die Waffen wünschte, um dieses faulen Friedens los zu werden, war Haller dagegen ganz einverstanden mit Berns beharrlichem Streben, einen solchen Krieg beinah um jeden Preis zu vermeiden. Noch im Sommer, als von verschiedenen Seiten Vermittlungsversuche gemacht wurden, entsprach er dem Ansuchen eines bernischen Staatsmannes, Zwingli anzufragen, ob er es wohl für ersprießlich hielte, wenn von dem französischen Gesandten ehrenhafte Friedensartikel vorgelegt würden und zwar im Sinne freier Verkündigung des Evangeliums. Doch umsonst. Haller hatte vielmehr den Schmerz, sich von mancherlei Verläumdung umsponnen zu sehen, und grade mit seinen Amtsbrüdern Kolb und Megander nicht mehr einig gehen zu können. Der Letztere namentlich führte zur Zeit der unglückseligen Sperre (Mai bis October 1531) von der Kanzel eine so ungebührliche Sprache, selbst dem Rathe gegenüber, und wiegelte das Volk so heftig zum Kriege auf, daß selbst die treuesten Freunde des Evangeliums es kaum ertragen mochten. Es kam so weit (wie Haller später erzählt), daß jeder Prediger, der nicht mit Spott- und Schmähreden bald gegen die Regierung, bald gegen die fünf Orte und die Päpstler loszog, von den Eifrigen für nichts geachtet oder ein falscher Prophet gescholten ward. Gerade Haller sah sich am meisten von solchen unbilligen Vorwürfen betroffen.

Der furchtbare Schlag aber, den die Sache des Evangeliums durch die Schlacht bei Kappel (11. October 1531) und noch mehr durch die unglücklichen Friedensschlüsse nach derselben erfuhr, ging ihm darum nicht weniger tief zu Herzen. Zwingli's rascher Tod erfüllte ihn mit inniger Betrübniß. Er hatte dem Hingeschiedenen seit Jahren so nahe gestanden, ihm Alles so unbefangen vorlegen, sich ihm so ganz vertrauen dürfen! weshalb er auch bitten mußte, daß nunmehr seine Briefe in keine andere als in Freundeshände kommen und durch solche an ihn zurück gelangen möchten. „Denn so Vieles, bemerkt er, hab' ich ihm geschrieben, was von einem unbilligen Leser aufs ärgste mißdeutet werden könnte." Ohne anders ein auch jetzt noch zu beachtender Wink! — Nicht besser wußte

Haller das Andenken des Gefallenen zu ehren, als daß er sofort versprach, dem frühe verwaisten Sohne desselben, Wilhelm, der in Bern bei seinem Oheim Tremp erzogen werden sollte, ein Vater zu sein.

Ueberdies rief der Umschlag der öffentlichen Stimmung unter dem Landvolke Berns wie Zürichs bedenkliche Regungen hervor, bei denen verborgener Widerwille gegen die ernsten Prediger des Evangeliums, wie gegen die Handhabung größerer Sittenstrenge zu Tage trat und den noch unvollendeten und eben jetzt stark erschütterten Bau der erneuerten Kirche sehr zu gefährden drohte. So erschienen in Bern zu Anfang Dezember 1531 hundert und zwanzig Abgeordnete vom Lande und legten dem Rathe ihre Begehren vor. Die Sittenzucht sei ihnen beschwerlich; das Chorgericht solle abgeschafft oder doch die Prediger daraus entfernt werden; die Prediger sollen nicht schelten, das Wort „gottlos" nicht mehr gebrauchen; Fremde solle man nicht zu Predigern anstellen. Die Regierung ging mit Vorsicht und Freundlichkeit auf diese und andere das Bürgerliche betreffende Begehren ein, im Kleinen nachgiebig, im Wesentlichen fest, und so kam es dazu, daß statt der gefürchteten Störung Stadt und Land sich vielmehr aufs neue vereinigten: so lange der Berner Boden stehe, bei Gottes Wort zu bleiben und die Reformation und Mandate aufrecht zu erhalten. Alles was die Prediger betreffend vorgebracht worden, wurde ans Chorgericht oder an eine demnächst einzuberufende allgemeine Synode gewiesen. Die Prediger blieben im Chorgericht, auch Haller. Die Obrigkeit bezeugte ihnen überdies ihren guten Willen auch durch die Aufforderung: die Prediger möchten ihre allfälligen Anliegen jederzeit dem Rathe brüderlich eröffnen; dasselbe wolle der Rath gegen sie thun.

Dessen ungeachtet erschien die Lage der bernischen Kirche als eine traurige und höchst unsichere. Den Rath sah Haller in sich getheilt und fürchtete den innern Zwiespalt mehr noch als äußere Feinde; den meisten der Herren schienen ganz andere Dinge, Macht und Glanz, Genuß und Ehre weit näher zu liegen, als die ernste Sorge um das Gedeihen des Evangeliums. Wie kümmerlich aber stand es um die Diener der Kirche gerade in der Hauptstadt! Haller selbst war so krank, von Podagra, Bruchleiden und von der Bürde seines schweren Körpers überaus belästigt; Kolb, der im Felde sich von leidenschaftlichem Ungestüm hatte hinreißen lassen, bereits altersschwach; Megander war schon zu Anfang des Krieges um seiner verletzenden Kanzelreden willen in Anklagezustand versetzt, seine Verantwortung aber auf seine Rückkehr aus dem Felde und auf die bevorstehende Synode verschoben worden. Als er zurück kam, brachte die Erbitterung über den unglücklichen Ausgang des Krieges es dahin, daß das Predigen ihm untersagt und er im Amte still gestellt wurde, bis daß Alles vor der großen Synode verhandelt und geschlichtet wäre. Man konnte gar nicht wissen, was bei der Ungunst des Rathes und bei dem

allgemeinen Unwillen über ihn verhängt würde. Es war zu besorgen, daß er verabschiedet werde. Aufs sehnlichste wünschte daher Haller einen wissenschäftlich gebildeten, rüstigen und dabei maßhaltenden Diener des göttlichen Wortes zu seinem Mitarbeiter in der Pflege der bernischen Kirche zu erhalten. Da es im bernischen Gebiete gänzlich an solchen Männern fehlte, richtete er seine Blicke auf den eben aus Bremgarten vertriebenen, ihm seit der Berner Disputation wohl befreundeten Bullinger, der sich durch weise Mäßigung während der Vermittlungsversuche allseitig großes Zutrauen, auch bei den Bernern, erworben hatte. An ihn ließ der Rath (im Dezember) einen Ruf ergehen durch Hallers Vermittlung. Aufs freundlichste bittet Haller ihn, den Ruf nach Bern anzunehmen; er bietet sich ihm zu jedem Dienste, ja zum treuen Freund und Bruder an. „Ist man gleich gegen Megander erbittert, schreibt er, so darfst du unbesorgt sein; durch meine Mäßigung hat der Herr mehr gewirkt, als durch seine Bitterkeit. Solltest du nicht entsprechen, so möchte ich lieber in Kurzem sterben, als so verlassen sein." Doch Bullinger konnte nicht, da Zürich ihn fest hielt. (S. Pestalozzi, Bullinger, S. 72.) Hallern blieb nichts übrig, als durch fortgehenden brieflichen Verkehr seine Beihülfe zu suchen und seine Freundschaft zu pflegen.

10. Berner Synodus, Januar 1532.

So nahete das Ende dieses Unglücksjahres. Mit schwerem Herzen sah Haller der bevorstehenden ersten allgemeinen Synode entgegen, die vom Rathe auf den 9. Januar 1532 zur Beurtheilung der Prediger hinsichtlich der Lehre und des Lebenswandels, zur Aufstellung einer bleibenden Ordnung (Vorschrift) hierüber und zur Beseitigung aller wahrgenommenen Uebelstände einberufen war. Namentlich machte ihm Meganders Angelegenheit bange. Grade der ungestüme Eifer derjenigen Prediger, die für ihn Partei nahmen, und um seinen Fehler zu vertuschen, sogar Haller der Nachlässigkeit und Untreue beschuldigten, weil er nicht eben so wie jener gepredigt habe, konnte beim Rathe Alles verderben. Für seine Person fürchtete Haller nichts, wohl aber besorgte er Verlust oder Hemmung der freien und freimüthig eingreifenden Predigt des göttlichen Wortes und Entlassung des kräftigen Meganders, den er trotz seines unzeitigen Eifers hoch schätzte und von dem er eben in jenen Tagen bezeugte, „er sei ein gelehrter, frommer und in seinem Wandel untadelhafter Mann."

Da kam ihm plötzlich eine Hülfe. Wie ein rettender Engel erschien bei ihm Wolfgang Capito aus Straßburg, der, um die eigene Schwermuth zu stillen, eben eine Rundreise durch die evangelischen Städte begonnen hatte. So unerwartet trat er am 29. Dezember 1531 bei Haller ein, daß dieser den fremden Reitersmann im Augenblicke, als er ihn um eine Herberge ansprach, nicht einmal erkannte. „Einen Augenblick nachher,

erzählt Haller, lag ich mit Thränen der Freude in seinen Armen." Haller machte den mit den bernischen Wirren nur wenig Bekannten mit der Lage der Dinge vertraut, und führte ihn am folgenden Tage zu den angesehensten Häuptern des Staates. Auf Hallers Betrieb baten diese den willkommenen Gast, nachdem sie ihn predigen gehört, bis zur Synode zu bleiben. Der anberaumte Tag (9. Januar) erschien; zweihundert und zwanzig Prediger versammelten sich; der gesammte Rath wohnte bei; Capito setzte auseinander, wie die Synode abzuhalten, was zu verhandeln sei und wie es mit der Angelegenheit Meganders stehe. Als sofort dessen Partei sich erheben wollte, sprach er so eindringlich, daß ein jeder in sich selbst blickte und beschämt erkannte, worin er es in der Zeit des Kriegssturmes versehen. Am folgenden Tage legte Capito zuerst der Gemeinde von der Kanzel, sodann in längerer Rede der Synode sammt dem Rathe dar, welches der Kern und Stern der ganzen evangelischen Predigt sei, wie Christus und Christus allein müsse verkündigt werden, wie er selbst und die in ihm erschienene Gnade Gottes der rechte Inhalt der ganzen christlichen Lehre sei. Dies Alles trug er mit so hinreißender Kraft der Rede, mit solcher bezaubernden Milde und Innigkeit vor, daß er Aller Herzen gewann. Des Nachmittags kamen Ausschüsse aus den acht Kapiteln zu weiterer Berathung mit ihm zusammen, während anderswo die Censur (Zeugnißablegung und Beurtheilung) über Lehre und Wandel jedes einzelnen Geistlichen gehalten wurde. Am eilften Januar redete Capito eben so ergreifend von christlicher Zucht und davon, wie die Vertreter der Kirche und des Staates sich gegenseitig zu unterstützen haben, damit das Wort Gottes die Fülle seiner segensreichen Kraft frei entfalte. Kurz, erzählt Haller weiter (an Butzer, 16. Januar), als er am 13. Januar die Synode schloß und mit beweglichen Worten der Liebe und des Friedens, der Zucht und Vermahnung Abschied nahm von den Kirchen und sämmtlichen Brüdern, da brachen die dreihundert versammelten Männer in Thränen aus, so daß niemand der Rede mächtig war. Denn als man mich aufforderte, im Namen der Brüder ihm den Dank auszusprechen, so versagte mir die Stimme..... Seinen Bitten verdanken wir die Versöhnung Meganders mit den Herren: ein Handel, den kein Fürst mit all seinem Ansehen hätte beilegen können; so verbittert war derselbe. Er hat Alles erlangt, was er nur gewollt und hat sich die ganze Stadt und alle Brüder dermaßen in Dankbarkeit und Liebe verbunden, daß selbst die Rohesten und Gottlosesten unwillkürlich ausriefen: Gott hat den Mann her geschickt!"

In der That waren Hallers Freudenthränen, seine tiefe innere Bewegung bei dieser ersten Berner Synode, der einzigen, die er erlebte, nicht grundlos. Er hatte damit etwas Großes erlebt, einen wesentlichen Fortschritt zum rechten Ausbau der erneuten Kirche Berns, an deren Reform er sein Leben und all seine Kräfte gesetzt hatte. Nicht ein blos persönliches Friedenswerk war demjenigen mit Gottes wunderbarer Hülfe gelun-

vor dessen höherer Begabung er selbst in seiner Anspruchlosigkeit ohne einen Hauch von Unmuth gern völlig zurück trat, dessen tiefer Ernst, dessen christliche Milde und Liebesfülle so ganz seinem eigenen Sinne entsprach. Weit Größeres war zu Stande gebracht, ein bleibendes Denkmal zum Segen auf Jahrhunderte. Durch diese Synode, deren Akten sich nicht in dürrer Gesetzesform, sondern mit ansprechender Herzlichkeit im Tone freundlicher Ermahnung über das ganze Amt und Leben des Geistlichen verbreiten, erhielt Bern nach sofort erfolgter Genehmigung des Raths eine feste kirchliche Gestaltung, eine Kirchenordnung von unvergleichlicher Art, „auch für unsere Zeit (nach Hundeshagen) ein wahres Meisterwerk.“ Sie ist durchweht vom christlich warmen Hauche freiesten Geisteslebens, das aber in die nothwendigen Schranken der Zeitlichkeit willig eingeht. Bemerkenswerth ist die eindringliche Klarheit, mit der die Obrigkeit gemahnt wird, als Gottes Dienerin des Evangeliums Lehre und Leben, sofern es äußerlich ist und bleibt, bei ihren Unterthanen zu bewahren, zugleich aber davor gewarnt wird, sich in den inwendigen Gang der Gnade und die Gewissen einzulassen oder von außen etwas zu gebieten oder zu verbieten, wodurch die guten Gewissen beschwert oder dem heiligen Geiste ein Ziel gesetzt würde. Diese Kirchenordnung, „Berner Synodus“ genannt, blieb nebst den Akten der Berner Disputation das besondere Symbol der bernischen Kirche.

11. Hallers weitere Bemühungen für die evangelische Kirche im In- und Auslande, 1532—1535.

Auf Grundlage dieser Kirchenordnung konnte sich nun Hallers ferneres mannigfaches Wirken zum Besten der bernischen Kirche, zu ihrer Weiterleitung und zur Herstellung besserer Zustände gedeihlich entfalten, obwohl die Drangsale der Zeit vielerlei Störung und Unsicherheit mit sich brachten. Schon in diesem Jahre (1532) hatte er im März und im October in den verschiedenen Landestheilen Kirchenvisitationen zu halten. Die Prediger ermahnte er aus allen Kräften, das überall wieder mächtig sich erhebende Papstthum fest und gemäßigt mit klaren Gründen der heil. Schrift zu bekämpfen; das Volk wies er auf die Zeichen der Zeit und das Unheil der Abtrünnigen; die Amtleute, unter denen manche in Erfüllung ihrer Pflicht sich schlaff oder feindselig zeigten, zu ernsterer Bestrafung der Laster. Dem Rathe erstattete er genauen Bericht; daraufhin schärfte derselbe allen Amtleuten treuere Handhabung der erlassenen Mandate ein. Für die Jugend, deren Unterricht in jener Zeit meist den Eltern überlassen blieb, wünschte Haller schon damals einen angemessenen Katechismus. Auch in den folgenden Jahren hatte Haller jährlich zweimal die sämmtlichen acht Kapitel zu visitiren und sich dabei über Alles persönlich Rechenschaft geben lassen, zur größten Förderung der Pfarrer und Gemeinden, wie er selbst

gesteht. Freilich gab es Pfarrer, die, wo er auch auf äußern Anstand hielt (1533), darin schon „ein neues Papstthum" finden wollten. Außer der täglichen „Prophezei", bei der, ähnlich wie in Zürich, die Bibel den Grundsprachen gemäß von den Gelehrten, zum Theil auch von Haller, ausgelegt wurde, hielt man unter Hallers Vorsitz zur Belehrung der großentheils ungebildeten Prediger wöchentlich an den Markttagen Colloquien (Besprechungen) über schwierigere Schriftstellen; manchen erwuchs daraus großer Segen, indem sie gegen Papstthum und Wiedertäufer besser gewaffnet wurden. Mit großer Freude begrüßte Haller zu seiner eigenen und anderer Belehrung Bullingers ziemlich kurzgefaßte Commentare (Schriftauslegungen). Von sich selbst sagt er dabei mit gewohnter Bescheidenheit, „er habe viele Lehrer gehabt, aber nie einen geordneten Studiengang; er sei eben was Eck einst dem Zwingli mit Unrecht vorwarf, ein „„selbstgewachsener Theolog""; deshalb lerne er, sowie andere fromme Amtsbrüder, so gerne aus Bullingers Schriften, weil sie klar, offen und einfach seien und so die Finsterniß der Unwissenden gründlich heben." Wiederholt bittet er ihn sehr dringend, in der Ausarbeitung der Commentare fortzufahren, besonders um derjenigen willen, die ungefähr so eine ähnliche Bildung haben, wie er selbst. Allem Lobe aber fügt der grundehrliche Haller sogleich die Warnung bei, „Bullinger solle doch ja demüthig bleiben, nicht etwa selbstgefällig, ehrsüchtig, hochmüthig werden; nicht daß Bullinger ihm zu Besorgnissen Anlaß gegeben hätte, aber vor den Schlingen des Satans könne man sich nicht genug hüten; er habe auch Zwingli seiner Zeit gerade so gewarnt und dieser es niemals übel genommen." Als Bullinger (1533) die Auslegung des Römerbriefes, „ein Compendium christlicher Philosophie", wie der Titel sagt, ihm widmete, antwortete er, „von Ehrsucht und Ruhmsucht wisse er sich frei; es sei ihm nur leid, daß sein Name je gedruckt worden, es wäre denn, daß er noch einst der Welt eine Spur desselben aufdrücken könnte; Bullingers Dedication dieses Buches irgendwann zu erwiedern, sei er ja nicht im Stande." Seine eigenen Abrisse (Rapsodien) wollte er nicht einmal dem befreundeten Bullinger senden, da er sie nicht für werth achtete, von einem so gelehrten Manne gelesen zu werden. Von Bullinger erbat er sich einen umfassenden Plan für die Einrichtung seiner Studien (April 1532); diesen theilte er auch andern strebsamen Geistlichen seiner Umgebung mit; gerne wollte er diesem Plane folgen, doch drückte ihn der Mangel an Zeit.

Außer den Schulanstalten in Bern zur Heranbildung von Predigern wurden in mehreren Landstädten lateinische Schulen errichtet zu ihrer Vorbildung. Um so mehr mußte man auf Erleuchtung der Prediger und innere Stärkung der evangelischen Kirche bedacht sein, da diese von den siegreichen Gegnern nicht nur in den gemeinsamen Herrschaften sich zurück gedrängt, sondern überall bedrängt und gefährdet sah. Das Gerücht, Zürich wolle die Messe wieder zulassen (März 1532), erschreckte auch

Haller. Wie über Alles theilte er sich auch darüber seinem Bullinger mit, dem er so innig sich verbunden fühlte, daß er „gerne mit ihm auch das Schwerste auszustehen bereit war." „Allenthalben thun sie groß, meldet ihm Haller, ehe ein Jahr um sei, müsse zu Zürich und Bern wiederum die Messe sein." Haller wußte wohl, wodurch es zu Bern am ehsten dahin kommen könnte, daß nämlich das verführerische Pensionswesen für dessen Machthaber am verlockendsten werden möchte. Die Franzosen suchten so eben eine Werbung und wandten dafür insgeheim ihre alten Künste an; daher er scherzend an Bullinger schrieb, „er fürchte die französische Messe noch mehr als die päpstliche." Das Drängen der katholischen Orte, ihre Zumuthungen an Zürich, ihr Druck auf die gemeinsamen Herrschaften wurde so arg, daß Bullinger vorschlug, lieber gütlich die Bundesbriefe heraus zu geben und dann einander ungekränkt zu lassen. Haller besprach den Vorschlag (im Oct. 1532) mit den ihm befreundeten Staatsmännern Berns; diese aber besorgten, wie Haller seinem Freunde zurück berichtet, die katholischen Demokratien würden bei einem solchen Anlasse „das bernische Oberland und Aargau zur Abtrünnigkeit verleiten können und aus ihnen, wie auch schon verlautete, zwei neue selbstständige Kantone machen."

Beide Männer bedauerten, zumal gegenüber der festen Geschlossenheit der katholischen Orte, aufs tiefste die Kälte, die seit dem unglücklichen Kriege zwischen Bern und Zürich eingetreten war und thaten ihr Möglichstes zur Wiedervereinigung. Allein, sie stießen auf mancherlei Hindernisse; es wollte Jahre lang nicht gelingen, wiewohl sie ihre Freunde in Basel, Schaffhausen und St. Gallen um Vermittlung angingen. „Es ist um uns geschehen, schreibt Haller an Vadian nach St. Gallen, im Februar 1532, wenn die zwei Städte nicht wieder eins werden, die einander ganz entfremdet sind. Keine mag der andern ein gutes Wort geben;" dann wieder 1533 an Bullinger: „Gott ist erzürnt über uns, daß die zwei Städte einander nicht mehr verstehen und hören wollen." Als der Schultheiß Jakob von Wattenwyl, „das christliche Herz", wie Haller ihn nannte, mit wohlwollenden Aufträgen zur Tagsatzung abging, hoffte dieser das Beste; allein umsonst waren so viele Versuche, „die alte Freundschaft wollte nicht erwachen." Noch im Februar 1534 klagt Haller (an Bullinger): „Die christlichen (evangelischen) Städte gehen mit einander um, wie die Katze um den Brei. Es traut und sagt Niemand dem andern, wie's ihm im Herzen ist." Endlich gelang es im März 1534, durch den Hallern besonders eng befreundeten Sulpitius Haller, seinen Gevatter, damals Vogt in Lenzburg, einen Besuch bernischer Amtleute in Zürich und Kyburg zu bewirken, wobei diese aufs glänzendste bewirthet und ihnen Vorschläge zu weiterer Vollführung der Wiedervereinigung überreicht wurden. Eine Folge davon war die Ausgleichung allzu auffallender Verschiedenheiten in kirchlichen Gebräuchen, die bei Tagsatzungen den Gegnern Anlaß zu Spott gegeben hatten, während man sonst „der christlichen Freiheit

gemäß" Ungleichförmigkeit in äußeren kirchlichen Dingen bestehen ließ. Namentlich aber kam es unter den fünf evangelischen Orten zu einer Vereinbarung in Betreff der Ehesatzungen. Oft war Haller durch seine Stellung im Chorgericht veranlaßt, über letzteren Punkt bei seinen Freunden Zwingli, Bullinger, Vadian, Butzer, Capito, Blaarer sich Rath und Auskunft zu erbitten.

Vielfältige Sorge machten Hallern in diesen Jahren überdies die fortgehenden Umtriebe der Wiedertäufer, die immer wieder sich zeigten, obgleich schon im Juli 1529 etliche derselben in der Aare ertränkt worden, nicht der Lehre halben, sondern wegen ihres Ungehorsams, wegen trotziger „Verachtung der Obrigkeit", da sie, obgleich öfters verwiesen, doch wieder zurück gekommen waren. Im April 1531 hatte Haller nebst zwei andern Predigern zu Bern mit einem der bedeutendsten Wiedertäufer Hans Pfistermeier ein Gespräch zu halten; es geschah das mit großer Freundlichkeit und Sanftmuth, und es gelang ihn zu gewinnen. Schon zu Anfang des folgenden Jahres (1532) muß aber Haller aufs neue Bullingern klagen, die Gemeinden auf dem Lande werden von den Wiedertäufern arg beunruhigt; die bisherigen Maßnahmen, wie Belehrung und Ausweisung der Hartnäckigen erweisen sich als fruchtlos; nun komme in Frage, ob man zum Schwerte greifen dürfe; der Rath sei dazu sehr geneigt; er selbst noch nicht mit sich im Reinen, da Hinrichtungen ihre Zahl nur mehren; „und dürfen wir, die wir auf Seiten des Evangeliums stehen und von Allen Verfolgung um Christi willen erwarten sollten, auch wieder Solche haben, die wir verfolgen, während wir des Kreuzes und der Bedrängniß vielmehr uns rühmen sollten?" Haller befand sich deshalb in höchster Gewissensqual, entschied sich aber gegen das Recht der Todesstrafe und beharrte dabei unerschütterlich. Ein neues Gespräch wurde vom Rathe angeordnet; zwanzig Prediger im Juli 1532 dazu nach Zofingen berufen; drei und zwanzig Wiedertäufer erschienen; neun Tage lang wurde disputirt. Umsonst; die letztern rühmten sich sogar des Sieges und wurden nur kühner. Als im August 1534 die Wiedertäufer sich abermals mehrten und der Rath ihm aufs neue ein Gutachten abnöthigte, in der Hoffnung, nun werde er zur Todesstrafe einwilligen, erklärte er unumwunden, die Entstehung und Verbreitung dieser Sekte sei hauptsächlich der Bequemlichkeit mancher Pfarrer, der Ueppigkeit vieler Rathsherrn und Vögte, ihrer Versäumniß des Gotteswortes, lauer Bestrafung der Laster, schlechter Erziehung der Jugend, der als unmündig Getauften beizumessen. Die Gefängnisse vermochten sie nicht zu fassen; bennoch widerstand Haller schärferer Bestrafung, treu der Ueberzeugung, „der Glaube sei eine Gabe Gottes."

Es schien ihm ein Widerspruch zu sein, daß man die Wiedertäufer so hart, die halsstarrigen Anhänger des Papstthums dagegen gar gelinde behandle. Entschiedene Schritte schienen ihm den Letztern gegenüber vonnöthen. Im November 1534 kam es dazu, daß der große Rath im Beisein

von fünf und dreißig Amtleuten vom Lande nach einem zweistündigen Vortrage Hallers das Reformationsedikt sammt den Mandaten aufs neue zu halten beschwor und den Beschluß faßte, dasselbe zu Stadt und Land von jedermann beschwören zu lassen; wer sich weigere, den Eid zu leisten, habe freien Abzug.

Besonders schwere Sorgen machten Hallern auch jetzt wieder die Zerwürfnisse Solothurns, woselbst das Evangelium von zwei Seiten her, von papistischer wie von wiedertäuferischer, hart angefochten und endlich verdrängt wurde. Schon im April 1532 wurde den Evangelischen in der Stadt ihr Prediger entrissen. Immer heftiger bedroht machten sie im Oktober 1533 einen Anschlag auf das Zeughaus; nur der hingebende Heldenmuth des Schultheißen Wenge verhütete Blutvergießen. Doch wurden die Evangelischen aus der Stadt vertrieben. Bern hatte Ursache genug, sich ihrer kräftig anzunehmen. Allein ein Krieg schien dafür unvermeidlich. Haller aber schreibt klaren Geistes hierüber (22. November an Bullinger): „Von Gottes Wort wegen Krieg führen ist nie wohl erschossen. Für Gottes Wort Krieg führen trifft den Teufel an; der wird bestritten durch geistliche Waffen, durch unschuldiges Leben, durch reinen Glauben und durch dessen freie Verkündigung.“

Indeß erwartete er nichts Anderes, als daß Bern, „nunmehr von Papisten umringt alsbald angegriffen und wo möglich mit Gewalt vom Evangelischen weggedrängt werde.“ Er rüstete sich daher aufs Schwerste: „Uns ist das Kreuz Christi verheißen, die Verfolgung, und daß die Gottlosen über uns siegen werden. Uns, die wir fromm und christlich leben wollen, trifft immerwährende Anfechtung. Die ganze Welt mag uns drücken; aber der ewige Sieg wird uns zu Theil. Zehn Verfolgungen hat die alte Kirche erduldet. Sind diese ein Vorbild unserer Kirche, so leben wir in der Zeit der ersten Verfolgung, damit auch unser Glaube bewährt und die Gedanken Vieler offenbar werden.“ Fest entschlossen, der Gefahr nicht zu entfliehen, erbat er sich bei seinen Straßburger Freunden eine Stätte der Zuflucht, wofern er vertrieben würde. Fünf und zwanzig evangelische Landgeistliche wurden von ihren Pfarrstellen im Solothurnischen vertrieben; viele Bürger wanderten aus, unter ihnen solche, denen Haller christliche Liebe und Freundlichkeit gern erzeigte.

Eine Reihe von Verhandlungen anderer Art veranlaßten Butzer's fortgehende Versuche zur Vereinigung der schweizerischen und oberdeutschen Protestanten mit den lutherischen. Bern zeigte sich dabei sehr zurückhaltend. Als Butzer im Mai 1533 auf seiner Rundreise durch die Schweiz mit seinem Begleiter Bartolomeo Fontio in Bern eintraf, hatte er zwar den freundlichen und ehrenvollen Empfang, der ihm zu Theil ward, sehr zu loben. Eine Zahl von hundert und zwanzig Geistlichen wurde versammelt, die in Butzers Gegenwart und unter seiner Beihülfe manche kirchliche Verbesserung beriethen; mit ihnen trat Butzer vor den Rath, um diesen

zur standhaften Behauptung der evangelischen Wahrheit zu ermuntern, was auch Farel sammt den anwesenden französischen Predigern that. Oefterer gegenseitiger Besuch der Synoden lag längst in Hallers Wünschen. Haller war zudem Butzern seit Jahren mit aufrichtiger Achtung und Freundschaft zugethan und bewahrte ihm trotz aller Vorkommenheiten stets diese Gesinnung. Auch er wünschte von Herzen Frieden mit Luther und den Seinigen. Allein nichts vermochte ihn und seine Amtsbrüder, dies auf Kosten der Wahrheit und Klarheit zu thun, von hellen auf dunkle, zweideutige Ausdrucksweisen überzugehen, wie Butzer sie wünschte. Ihm schien daraus mehr Verwirrung und Zwietracht als Heil zu erwachsen (wie ihm auch sonst subtile Erörterungen über die Prädestination rc. zuwider waren.) Was man ihm (im November 1534) aus Bourges und Paris über Blaarers Stellung in Württemberg schrieb, bestärkte ihn darin. Selbst was die Zürcher unter Zustimmung Basels, Schaffhausens und St. Gallens im Dezember 1534 zur Erleichterung einer Annäherung in Betreff der Abendmalslehre glaubten vorschlagen zu können unbeschadet der zwinglischen Lehrweise, schien ihm und den übrigen Bernern nicht einfach genug. Seinen guten Willen gab Haller zwar aufs klarste kund, da er sich zu einer von Bern angeregten Besprechung mit den Zürichern trotz seines beschwerlichen Leibes auf den 30. März 1535 in Zofingen einfand, voll Sehnsucht, Bullinger oder Leo Judä noch einmal, wie er ahnte, zum letzten Mal in seinem Leben zu sehen. Leider wurden sie abgehalten ohne ihre Schuld durch das böswillig ausgestreute Gerücht, Zug stehe in den Waffen, es drohe ein feindlicher Ueberfall. So gern hätte er eben jetzt wieder Bullinger nach Bern gezogen, da er in ihm das Werkzeug des Herrn erkannte, um nicht nur die Zürcher, sondern Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener rc. zur Erkenntniß des Heils zu führen (Mai 1535). Da die Zürcher im August dieses Jahres eine Vertheidigungsschrift zur Verwahrung ihrer Kirche gegen all die Befeindungen herauszugeben beabsichtigten, mahnte er zu bescheidener Haltung. Indeß war es sein Wunsch, daß die schweizerischen Kirchen eine Darstellung ihrer Lehren und Gebräuche in Bereitschaft halten möchten, um sie je nach den Umständen einem allgemeinen Concil oder den Lutheranern vorzulegen. Er selbst hatte früher schon die Abfassung versucht. Höchlich lobte er es (3. Oktober 1535), als Bullinger sich an den friedliebenden Melanchthon wandte und erinnerte aufs freundlichste an die vorzüglichen Eigenschaften dieses seines Jugendfreundes. Eine im Dezember 1535 von Zürcher und Basler Geistlichen in Aarau entworfene, den Bernern zu lieb vereinfachte Formel in Betreff des Abendmals befriedigte abermals die Berner noch nicht. Indeß wünschten sie nun selbst eine neue *allgemein schweizerische evangelische Conferenz.**) Sie begann im Januar 1536 in Basel. Ihr

*) Den ersten Gedanken daran finden wir schon zehn Jahre früher in einem Briefe *Haller's* an Vadian vom 5. October 1525.

Ergebniß war die erste schweizerische Confession. Hallers letzte Lebenstage erheiterte diese Einigkeit der schweizerischen Kirchen.

Eben so lebendig war Hallers Theilnahme für die Regungen des Evangeliums unter den Christen französischer Zunge, an deren Grenzscheide er sich befand, insbesondere für den Protestantismus in der jetzigen französischen Schweiz, die damals mit Bern aufs mannigfachste verknüpft war. Mit Farel, der hier zu Hallers Zeit als der Hauptkämpfer wirkte, war er innig befreundet. Wie er diesen ermuntert hatte, 1526 in Aelen sein Werk zu beginnen, so finden wir Haller in stetem Verkehr mit ihm, auch während seines Wirkens in Murten, Neuenburg 2c. Da Farel stets in Bern seinen Ausgangs- und Stützpunkt suchen mußte, wurde sein Verkehr mit Berns Machthabern öfters durch Haller vermittelt. Häufig waren seine Besuche bei Haller; bei ihm herbergte er bei der Berner Synode 1532. In seinem Hause sah er im Mai desselben Jahres das merkwürdige, ums Jahr 840 verfaßte Schriftchen des Ratramnus (Bertram) über das Abendmal, das Haller sofort ins Deutsche übersetzt zu sehen wünschte; es gefiel Farel so wohl, daß er's mit sich nahm. Auch im folgenden Jahre treffen wir ihn öfter unter Hallers Dach, woselbst er immer wieder besonnenen Rath, Trost und Hülfe fand. Im August war er von seinem Bruder begleitet, der von dem starken Absatze reformatorischer Schriften in Paris berichtete, was Haller veranlaßte, gegen seine züricherischen Freunde jetzt schon das dringende Verlangen nach Herausgabe von Zwingli's Schriften auszusprechen, einen Wunsch, der erst zwölf Jahre später auf besondere Veranlassung sollte in Erfüllung gehen. (S. Pestalozzi, Bullinger, S. 222.) Mit seinem Jugendfreunde Melchior Volmar in Bourges, zu dessen Füßen Calvin und Beza saßen, stand Haller ebenfalls in Verbindung; durch ihn gingen (1533) die Geldsendungen für die zürcherischen Studirenden Fries in Paris und Conrad Geßner in Bourges. Aufs herzlichste freute er sich über den Besuch seines Volmar bei dessen Rückkehr aus Frankreich (Mai 1535), als die Reaktion gegen den Protestantismus mächtig und blutig vordrang. Wie einen Bruder empfahl ihn Haller seinen Freunden. — Mit einem Franzosen oder Savoiarden, Namens Claudius, der im März 1534 in Bern anlangte, mußte Haller sich in eine Disputation einlassen über die Person Christi, deren Göttlichkeit wie auch die Dreieinigkeit von diesem bestritten und hartnäckig geläugnet wurde ungeachtet aller Schriftzeugnisse, durch die Haller ihn überführte. Haller fühlte die Größe der Schwierigkeiten, die sich hier vor ihm aufthürmten; doch schien es ihm, Claudius sei nicht bei Sinnen. Derselbe wurde sodann, damaliger Uebung gemäß, aus dem Lande verwiesen. Auch in Betreff Farels besorgte Haller zur nämlichen Zeit, er sei von solcherlei Irrthum etwas angesteckt.

Im Mai desselben Jahres erschien bei Haller der Straßburger Arzt Ulrich Chelius, als Agent des französischen Gesandten in der Schweiz, Wilhelm de Lange, Bruders des Erzbischofs von Paris, um eine Ver-

einigung zwischen der evangelischen und päpstlichen Kirche einzuleiten. Er legte Hallern die Vorschläge, die hiefür von Melanchthon und von Butzer und Hedio verfaßt worden, vor, erlangte aber Hallers Zustimmung nicht, da dieser, nicht mit Unrecht, fand, durch die gemachten Zugeständnisse sei die Grenze des Erlaubten, die Linie der Wahrheit überschritten (s. Pestalozzi, Bullinger, S. 251, 272. Baum, Butzer S. 496.) Eben so vergeblich waren bei Haller dieselben Bemühungen im folgenden Jahre, mochte auch die französische Gesandtschaft mißvergnügt aussprengen, „nur die bernischen Dummköpfe und Krebsgänger bleiben hartnäckig auf ihrer Meinung." Als bald darauf der König von Frankreich Melanchthon und Butzer zu sich begehrte, warnte Haller aus innerster Ueberzeugung vor dieser Reise. „Was hast du, schreibt er (im Juni 1535) an Butzer, mit den Franzosen zu schaffen? Sie geben gute Worte, Geld und weiter nichts, wenn nicht etwa gar noch Gift!" Er erinnert an Farels und Virets Lebensgefahr in Genf; er beruft sich auf Solche, die, wie der Schultheiß von Wattenwyl, der Franzosen List und Art genau kennen. „Will man Butzern allerdings lassen ausbutzen, meint er, so schick' man ihn nach Frankreich; nichts als Trug sei von König Franz I. zu erwarten."

Ueberdies nahmen Berns vielversprechende Verhältnisse zu Genf, auf dessen Bedeutsamkeit schon Zwingli hingewiesen hatte, Hallers Aufmerksamkeit öfters und besonders in der letzten Zeit seines Lebens in Anspruch. Nachdem Genf seit 1534 einzig mit Bern verbündet, sich im August 1535 für die Reformation erklärt hatte, sah es sich vom Herzog von Savoien aufs furchtbarste bedrängt und bat daher Bern dringend um Hülfe. Es schien aber nichts Andres übrig zu bleiben, als entweder die Bundesgenossen und Glaubensbrüder im Stiche zu lassen, oder in mißlicher Lage einen höchst bedrohlichen Krieg zu führen. Bern setzte Alles daran den Krieg zu vermeiden; Monate lang mühte man sich umsonst ab. Welche schwierige Lage für Haller als Prediger, dem die Glaubensbrüder in Genf sehr am Herzen lagen und von dem man in der Predigt auch über politische Dinge gemessene Worte erwartete! Nachdrücklich mahnte er in dieser aufgeregten Zeit, bei der immer steigenden Gefahr, daß Alles mit Sorgfalt und Umsicht geschehe, nichts unbedacht und hitzig. daß man gegen jedermann Frieden halte und keinen Krieg unternehme, doch unbeschadet der Ehre Gottes. Während die Spuren innerer Entzweiung ihn ängsteten, erfreute ihn die kirchliche Festigkeit, welche die Boten Berns dem Herzoge und selbst den bei ihm befindlichen Gesandten des Kaisers gegenüber an den Tag legten, getreu ihrem Auftrage, in ihren Forderungen auf der Freiheit des Glaubens für Genf zu beharren.

12. Haller's Lebensende, 1536.

Mitten unter allen diesen Mühen und Gefahren nahete Haller's Lebensziel, dem er freilich nicht unvorbereitet entgegen ging. Schon im Bis-

herigen haben wir seine aufrichtige Bescheidenheit erkannt, nach der er so gerne an höher Begabte sich anschloß und ihnen sich unterordnete, seine kindliche Lauterkeit und offene Herzlichkeit im Verkehr mit seinen Freunden und die gewissenhafte, hingebende Treue, womit er das ihm anvertraute Pfund verwandte, indem er die Pflichten seines Amtes nach allen Seiten hin redlich zu erfüllen strebte. Dennoch genügte er sich nie. Im Gegentheil machte er sich in seinem Innern manche schwere Bedenken über seine Unzulänglichkeit für die hohe Stellung, die er einnahm. Allerdings war er ganz in der Lage, sich als Vorsteher (Antistes) der gesammten bernischen Kirche betrachten zu müssen, wenn auch ohne besondern Titel oder äußere Auszeichnung. Insbesondere drückte ihn seine mangelhafte wissenschaftliche Ausbildung und er suchte sie, wie auch die übrigen Mängel, mit denen er sich behaftet glaubte, zumal in diesen seinen letzten Lebensjahren aufs emsigste zu ergänzen. So schreibt er an Butzer, nachdem dieser im Mai 1533 Bern besucht hatte (ähnlich wie früher an Zwingli): „Du hast nun, lieber Martin, unsere Kirche gesehen, einige unserer Prediger gehört; mich hast du ganz gesehen, wie viel oder wie wenig an mir sein mag. Nichts kannst du thun, was mir willkommener wäre, als wenn du mir ganz offen schreibst, was du daran, zumeist aber an mir, vermissest.“ Sodann: „Ich weiß, daß die Frömmigkeit allein nicht ausreicht zur Führung eines so wichtigen Amtes. Es wird Klugheit, Treue, Gelehrsamkeit erfordert, um die Geheimnisse Gottes auszuspenden. Du kennst mich; befiehl, bringe, zeige mir, wie ich dasjenige möge verbessern, was leicht nicht bloß mir, sondern der Kirche schaden kann!“ Dann wieder an denselben: „Ich weiß genug dessen, das Gott gern hätte und fürchte, es gebreche an mir. Hätte ich doch diese Furcht schon vor zehn Jahren gehabt!“ Ebenso schreibt er an Bullinger, nachdem er diesem von der Menge seiner Geschäfte Kunde gegeben und von seinen kärglichen Studien, für die er nur die stillen Stunden der Nacht verwenden könne: „So steht meine Sache, mein frommer Heinrich! so drückt mich mein Gewissen erst am allermeisten, daß ich Ungeschickter an solchem Orte der Sache Gottes soll vorstehen. Ich fürchte Gott übel, ich versäume etwas in seiner Sache.“

Noch im März des Jahres 1535 seufzt er (ebenfalls an Bullinger): „Hätte ich vor zehn Jahren schon so eifrig studirt, wie viel reicher an Kenntnissen und der Kirche nützlicher hätte ich werden können! O meine jungen Tage, wie habe ich sie so übel (er meint die Scholastik), ja gar nicht angelegt. So gern ich jetzt wollte, so kann ich vor Größe, Alter und Geschäften nicht mehr. Nichts desto weniger stehe ich im Karren. Wer wird mich erlösen von der Last, der ich nicht gewachsen bin!“

Auch dies sollte kommen. Der hochbetagte Franz Kolb, der bisanhin immer noch als Prediger gewirkt hatte, war es nicht mehr im Stande. Da es nicht leicht war ihn zu ersetzen, übernahm Haller ungeachtet seiner eignen großen Beschwerden nebst Megander einstweilen seine Geschäfte. Daneben

arbeitete Haller so eifrig, daß er Bullingers Auslegung der Evangelien, die er handschriftlich erhielt, theils auszog, theils abschrieb; so sehr erfreute ihn „dieser Schatz und Schrein himmlischer Weisheit." Dies überstieg aber die Kräfte seines Leibes, dessen Umfang so zugenommen hatte, daß man den Eingang zur Kanzel erweitern mußte. Er verfiel in schwere Krankheit; seine Leibschmerzen wurden so furchtbar, daß er völlig des Todes gewärtig war. „Die Rathsherren erschraken darüber sehr, berichtet er Bullingern (24. Juni 1535), so daß sie bereitwillig waren mir mein Amt zu erleichtern. Denn Gott weiß wohl meine Mühe und Arbeit, so ich über meines Leibes Vermögen getragen und mich lassen ausnutzen bis aufs Aeußerste. Nicht mehr als zwei Predigten muthet man mir zu. Ich besorge aber, ich möge nirgends hin mehr reiten noch gehen; also werde ich meinen Bullinger nicht mehr sehen. Drum laß dich's nicht dauern, mich mit deinen freundlichen Zeilen zu trösten. Wofern etwas von dir unter der Presse ist, so melde mir's. Mit Thränen muß ich schließen." Er predigte wieder und wollte gerne nach Bullingers Rath auch bei zunehmender Krankheit dies nicht unterlassen; doch hinderten ihn bisweilen die Leiden, bisweilen die Freunde wiewohl zu spät. Er fühlte, daß er früherhin aus falscher Scheu zu lange sein Uebel verhehlt und sich Jahre lang dadurch hatte täuschen lassen, daß es wenig zunahm und damals kein Schmerz damit verbunden war. Noch im Sommer (1535) indeß finden wir Haller, mit Kirchenleitung beschäftigt, vorübergehend in Büren.

Todesgedanken verließen ihn freilich nicht mehr. Beim Hinschiede seines treuen Amtsbruders, des siebzigjährigen Kolb, schreibt er: „Sein Andenken wird nicht so leicht erlöschen. Dies christliche Herz hat mich oft getröstet. Wie sein Uebel nach seiner öftern Aussage ihn immer an den Tod erinnerte, so erinnert mich meine fast unerträgliche Bürde täglich an mein Ende." Aus der Stadt gehen konnte Haller nicht mehr und ohne Beschwerde nicht einmal in die nahe Kirche oder aufs Rathhaus sich begeben. Sein sonst volles Antlitz nahm ab. Er bedauerte des trauten Gespräches mit so vielen gar lieben Freunden entbehren zu müssen, erkannte aber auch darin „den guten Willen des Herrn;" es kam ihm vermöge der Angewöhnung vor, als habe er an der auferlegten Bürde einen Gefährten, den er nicht mehr entbehren könne. Wiewohl Anshelm als Arzt ihn aufs emsigste besorgte, zog er auf Bitten seiner Freunde, wiewohl ohne Hoffnung, auch noch den ihm längst vertrauten Vadian zu Rathe. Wiederholt schreibt er an ihn und Bullinger: „Daß ich lebe, lebe ich nur durch die wunderbare Güte Gottes. Mein Zustand läßt mich nichts weniger als ein langes Leben hoffen; nichts erwarte ich gewisser als den Tod." Seine Bitte war: „Möge der Herr für meine übrigen wenigen Lebenstage mir Geduld schenken und daß ich nicht ein unnützer Knecht werde. Lieber will ich sterben, als auf dem Krankenlager langsam dahin siechen." Dabei war sein Entschluß: „So lange ich lebe und Gott mir Kräfte schenkt, will ich meines

Amtes treulich warten. Uebrigens hab' ich mich dem Herrn ergeben. Möge ich ihm allein leben und sterben!" Gerne schüttete er noch häufiger als sonst seine Hoffnungen und Befürchtungen für die Kirche und das Vaterland in die Herzen seiner Freunde aus. Er freute sich seines neuen Amtsgefährten Peter Kunz, der an Kolbs Stelle trat, sowie des durch ihn selbst den Studien erhaltenen und vielfach geförderten hoffnungsvollen Simon Sulzer; er berieth sich auch auf dem Krankenbette mit Megander über die kirchlichen Dinge. Mit Befriedigung sah er auf den gedeihlichen Zustand der bernischen Kirche, ahnte jedoch die im Innern bevorstehenden Conflikte. An Bullinger richtete er neben ernstlichen Bitten, sich zu schonen und der Kirche zu erhalten, und Worten freundlichster Theilnahme in der gefahrvollen Zeit, als die Pest in dessen Haus einkehrte (September 1535), fortgehend neue Ansuchen um das, was zur Förderung seiner Studien dienen konnte. Da er angefangen hatte über das erste Buch Moses zu predigen, ersucht er ihn (im Nov.) um den Ankauf der Vorlesungen Biblianders, welche ein zürcherischer Pfarrer nachgeschrieben und hinterlassen hatte. Doch bittet er ihn, falls die Wittwe arm sei, ihr von dem Preise nichts abzuhandeln, obwohl er selbst arm war, da seine Kränklichkeit und der tägliche Verbrauch, zumal auch für Zufluchtsuchende, seine Einnahmen aufzehrte. Das Letzte von der Art, was Haller noch auf seinem Krankenbette sich erbat, war Bullingers Auslegung der Briefe an die Thessalonicher, Timotheus ꝛc., welche dieser, im Januar 1536, drei Brüdern des edlen Geschlechts von Wattenwyl widmete.

Wie jammervoll indeß dieses Jahr für Haller begann hinsichtlich seines leiblichen Zustands, so sollte er doch noch zwei große Ereignisse erleben, eine Friedens- und eine Kriegsthat, beide gleich sehr bedeutend für die fernere Entwicklung der evangelischen Kirche. Jenes friedliche Ereigniß war die erwähnte Versammlung der geistlichen und weltlichen Abgeordneten in Basel zur Abfassung des ersten helvetischen Glaubensbekenntnisses. Sehnlich hätte Haller gewünscht, beiwohnen zu können. Dort kamen ja seiner lieben Freunde so manche zusammen, sein Bullinger und Leo, Myconius und Grynäus, auch Butzer und Capito ꝛc. „Aber von der Hand des Herrn gebeugt, schreibt er bei ihrem Zusammentreten (28. Januar) an Vadian, bin ich zu Hause festgehalten. Daher weih' ich mich dem Herrn und erwarte seinen gnädigen Willen, was auch der Ausgang sein mag." Im Geiste war der friedliche Haller anwesend, und hinwieder erhellte die Einigkeit der schweizerischen Kirchen wie mit freundlichem Abendschimmer die bangen Stunden seines schweren Scheidens.

Die Kriegesthat aber, welche Hallers letzte Tage bewegte, war der kühne Zug nach der Waadt, den die Berner hoch begeistert für das hart bedrängte Genf auf dessen dringendes und anhaltendes Flehen endlich unternahmen und rasch vollführten. Immer noch, selbst im Augenblicke der

Kriegserklärung (16. Januar) ängstigte Hallern die Sorge, Bern sei nicht hinlänglich gerüstet. Drei Tage vor dem Aufbruche des bernischen Heeres, Mittwoch den 19. Januar, bestieg er, obwohl zum Tode krank, die Kanzel, ermahnte Obrigkeit und Volk „zur Standhaftigkeit und Tapferkeit, beim göttlichen Worte zu bleiben, recht und wohl zu handeln, jetzt besonders bei ihrem Vornehmen die armen verlassenen christlichen Mitbrüder in Genf zu entsetzen, die schon so lange um des Gotteswortes und gemeiner Gerechtigkeit willen harten Drang erlitten und sonst nirgends auf der Welt Hülfe finden könnten." „Weil aber der Sieg nicht in eines Menschen Macht stehet", ward ein tägliches Gebet im Münster angeordnet, um nach Hallers Wunsche zu flehen, „daß Gott selbst der Führer sei und Allen treue Herzen verleihe." Schon in eilf Tagen war der größte Theil des Waadtlandes erobert, am 2. Februar hielt das Heer seinen Einzug in das befreite Genf. In Hallers ersterbendes Ohr drang noch die Kunde des Sieges, durch welchen die Waadt mit Bern vereinigt, dem Evangelium geöffnet und auf Jahrhunderte hinaus die bleibende Verbindung mit Genf errungen ward, dem alsbald ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn und eine so reiche Zukunft beschieden war.

Mit Haller aber wurde es indessen so schlimm, daß er nicht mehr selbst zu schreiben vermochte. Kaum zu ertragende Schmerzen quälten ihn; die Theilnahme liebender Freunde nah und fern erquickte den gottergebenen Dulder. Vierzehn Tage dauerte sein letzter Kampf. „Am fünfundzwanzigsten Hornung, Nachts um die eilfte Stunde entschlief der gute, treue Hirt, der wohlgelehrte Herr Bertold Haller, den am folgenden Tage, nachdem Klein- und Groß-Räthe aufstanden, sie mit der ganzen Gemeinde, Weib und Mann, ehrlich zu den Predigern bestatteten." So meldet ein ihm befreundeter Zeitgenosse (Werner Steiner). Haller starb kinderlos, vierundvierzig Jahre alt.

Sein Werk jedoch ist geblieben. Die Kirche Berns, der er zwanzig Jahre diente, ist sein Ehrentempel. Er selbst aber in all seiner Anspruchlosigkeit steht vor uns als eine köstliche Frucht des neu erwachten Evangeliums, als ein lebendiger Zeuge von der reichen Gnade Gottes, die wohl vermag, auch durch den weniger Begabten, welcher nicht glänzt, sondern nur milde leuchtet und erwärmt, der aber in wahrhafter Treue und hingebender Geduld ausharrt, Großes zu wirken und den Bau der Kirche fest zu gründen. Haller kann daher nicht anders als, beim Rückblick auf seine heiße Kampfeszeit in den letzten Jahren seines Daseins (1533) bekennen: „Gott, dem ich es, wie auch meine Gemeinde bezeugt, allein verdanke, hat mir die Gnade verliehen, vier Jahre lang, ohne Gehülfen, unter steter Gefahr des Todes oder der Verbannung das Wort des Herrn zu verkündigen. Dem Herrn sei Preis und Ehre in Ewigkeit!"

Nachwort.

In Betreff der Quellen mag hier noch bemerkt werden: Als hauptsächlichste Quelle für Hallers Biographie sind seine Briefe und die seiner Freunde zu betrachten, von denen eine Anzahl in Zwingli's Werken und in Füßli's epistolae reform. (Zürich 1742) gedruckt ist, die übrigen handschriftlich in der Simmler'schen Sammlung der zürcherischen Stadtbibliothek mir zu Gebote standen. Für das Einzelne Nachweisungen beizufügen, schien hier nicht nothwendig, da dies von Kirchhofer in seiner verdienstvollen Schrift: B. Haller oder die Reformation von Bern (Zürich 1828) mit großer Genauigkeit geschehen ist. Bei sorgfältiger Vergleichung wird man indeß die Selbstständigkeit gegenwärtiger Arbeit erkennen, da ich es nicht unterlassen habe, die Quellen durchgehends selbst nachzusehen. Findet mitunter Uebereinstimmung bis auf die einzelnen Sätze und Worte Statt, so ist zu beachten, daß Kirchhofer, wie er in seinem Vorworte bemerkt, gar Manches wörtlich aus den Quellen anführt, ohne diese ausdrücklich zu bezeichnen. Dasselbe ist begreiflich auch hier geschehen. Absichtlich habe ich den Briefstellen öfter die Zeitangaben beigefügt, um das Auffinden zu erleichtern. Seit dem Erscheinen von Kirchhofers Arbeit sind im Druck erschienen die Chroniken Anshelm's und Bullinger's, sowie namentlich von Stürler's „Quellen zur Kirchenreform in Bern" (bis jetzt 384 S.) im Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern, ferner Fischer, Geschichte der Disputation und Reformation in Bern (1828), Kuhn, die Reformatoren Berns, nach dem bernerschen Mausoleum umgearbeitet (1828), Grüneisen, Manuel (1837), Hundeshagen, Conflikte rc. (1842), Trechsel's Artikel über Haller in Herzog's theol. Encyklopädie B. 5. und in Piper's evang. Kalender 1853, Fetscherin, Geschichte des bernischen Schulwesens und Blösch, Thomas Wyttenbach in Lauterburg's Berner Taschenbuch 1853 rc. Ein Sonnet auf B. Haller von J. R. Wyß, dem ältern, findet sich in den Alpenrosen von 1829, S. 192.

Inhalts-Verzeichniß.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Ambrosius Blaurer.

Nach

handschriftlichen und gleichzeitigen Quellen

von

Dr. Theodor Pressel,
Archidiaconus in Tübingen.

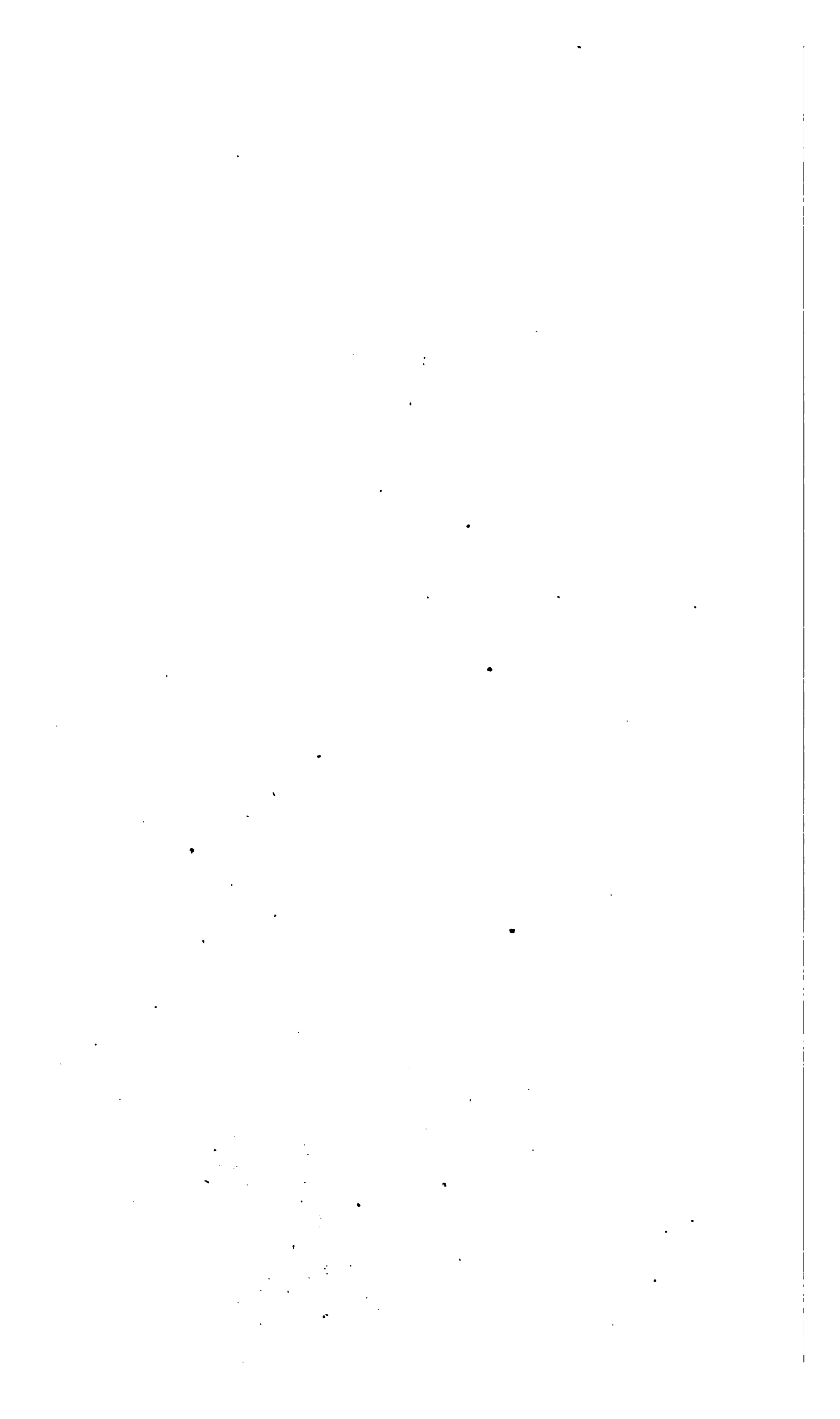
Elberfeld.
Verlag von R. L. Friderichs.
1861.

Vorwort.

Als mir der ehrenvolle Antrag gestellt wurde, in den Heldensaal der Väter und Begründer der reformirten Kirche das Lebensbild Blaurers zu zeichnen, war eben meine seither bei S. G. Liesching in Stuttgart (1861) erschienene ausführliche Biographie dieses schwäbischen Reformators im Druck. Da sie die erste Lebensbeschreibung dieses hochverdienten und liebenswürdigsten Reformators war, konnte es nicht umgangen werden, das reiche, in den verschiedenen Bibliotheken und Archiven Schwabens und der Schweiz zerstreut liegende Material hiezu ausführlicher mitzutheilen, so daß die Arbeit zu einem starken Bande anschwoll, der sich einen größeren Leserkreis nicht wohl versprechen darf. Um so willkommener hieß ich die mir gewordene Aufforderung, das Leben dieses Reformators, der es wenn irgend Einer verdient, vom evangelischen Volk in gutem Gedächtniß bewahrt zu werden, nochmals in einer dem Zweck dieser Sammlung entsprechenden kürzeren Weise zu bearbeiten. Mit Beziehung auf das größere Quellenwerk war mir die Mitführung eines Beiwagens von Anmerkungen und Citaten erspart; diejenigen, welche sie vermissen, finden sie in der genannten größeren Schrift. Die Zeit, welche zwischen dem Erscheinen jener und dieser verlief, war zu kurz, um viel neues Material zu bieten. Nur verdient eine dankende Erwähnung die unterdessen veröffentlichte Schrift von Prof. Dr. Th. Keim: Ambrosius Blarer, Stuttgart 1860. Nach dieser übersichtlichen Darstellung des Lebens Blaurers habe ich meine auf eine kurze handschriftliche Notiz gegründete Angabe über das spätere Leben und Wirken des Sohnes, welchen Ambrosius hinterließ, leider umändern müssen, wie ich dankbar bekenne, auch manches Andere durch die genannte Arbeit für die meinige gewonnen zu haben. Was die Schreibart des Namens des Reformators betrifft, so glaubte ich bei derjenigen bleiben zu sollen, welche Ambrosius selbst in seinen Briefen und Schriften angenommen hat; die Lesung des Namens bleibt sich jedenfalls gleich; wie mir auch Herr Rector C. F. Vierordt schreibt: „Das u in der Schreibart Blaurer wurde niemals ausgesprochen und bezeichnete blos die Länge des vorstehenden a, wie in Grauf (comes), Aucht (proscriptio). Die Konstanzer Chronisten lassen es oft weg; viele Zeitgenossen, z. B. Melanchthon, haben es nie.“

Tübingen, 1. December 1860.

Der Verfasser.



Erstes Kapitel.

Jugend- und Lehrjahre. 1492—1525.

1. Das Elternhaus.

Die Familie Blaurer, auch Blaarer, Blarer geschrieben, während unser Reformator in seinen Briefen und Schriften stets die Form Blaurer aufrecht erhält, zählte zu den ältesten und angesehensten Patriciergeschlechtern der Reichsstadt Konstanz und bekleidete in ihr seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, in welchem ein Ulrich Blaurer das reiche Konstanzer Hospital gegründet hatte, die hervorragendsten Stellen. Sie theilte sich in zwei Linien: die Blaurer von Gyrspag, einem Edelsitze in der Nähe von Emmishofen, und die Blaurer von Wartensee. Zu ersterer Linie gehörte das Geschlecht unseres Ambrosius, das einen Hahn in seinem Wappenschild führte. Der frühzeitig verstorbene Vater des Reformators war der Konstanzer Rathsherr Augustin Blaurer, seine Mutter Katharina, eine geborene Mäßlin. Augustins Brüder waren Gerwik, der später als Abt von Weingarten und kaiserlicher Rath seiner Familie Schmach und Herzeleid, seiner Vaterstadt großen Schaden bringen sollte, und der schon im Jahre 1532 als Reichskammermeister gestorbene Christoph, der gleichfalls zweideutigen Charakters gewesen war. Um so ehrenhafter hielten die fünf verwaisten Kinder Augustins zusammen, unter ihnen insbesondere das seltene Geschwisterkleeblatt, zu welchem außer dem erstgeborenen Ambrosius der spätere Rathsherr und Bürgermeister Thomas und die Archidiakonissin Margaretha gehörten. Aus der Reformationszeit werden noch zwei andere Blaurer erwähnt: Diether ein Vetter Augustins, Abt zu St. Gallen, und Ludwig, Abt zu Einsiedeln.

Ambrosius wurde den vierten April im Jahre 1492 zu Konstanz geboren. Seine Eltern ließen ihm eine sorgfältige christliche Erziehung angedeihen, während die reichen Anlagen des Geistes und des Herzens ihres Sohnes sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Der Vater sollte die Erfüllung derselben nicht mehr erleben. Um so schwerer mußte es der verwittweten Mutter fallen, als sie in ihrem Erstgeborenen, der des Hauses Stütze werden sollte, einen entschiedenen Hang zum Klosterleben erwachen

sah. Der gleichzeitige Biograph Mangolt berichtet hierüber Folgendes: „Als Ambrosius nachmals fast jung war, thät man ihn zur Schule, wo er überkam einen wunderbarlichen Verstand und übertraf im Studiren alle seine Schulgesellen. Daneben war er eines abgezogenen und eingethanen Wesens, derhalben ihn die Mutter in ein Kloster zu thun gesinnt ward. Da solches ein ehrsamer Rath vernahm, waren sie übel zufrieden, vermeinten, es würde besser sein, er würde zum Regiment der Stadt aufgezogen, und schickten deshalb eine Rathsbotschaft zur Mutter, sie wolle von ihrem Fürnehmen abstehen. Weil sie aber vermeint, ihr Rathschlag sei aus Gott, schlug sie dem ganzen Rath seine Bitte ab und that ihn ins Kloster Alpirsbach im Land Würtemberg." Nach einer andern Nachricht wäre auch die Mutter mit dem Verlangen ihres Sohnes nicht einverstanden gewesen und hätte nur mit Widerstreben ihre Zustimmung ertheilt. Sicher ist, daß Ambrosius nur dem inneren Zuge seines Herzens folgte, als er mit Verzichtleistung auf die Aussichten zu einer glänzenden Laufbahn im Dienste seiner Vaterstadt das stille einförmige Klosterleben erwählte, um ungestört Gotte und den Wissenschaften leben zu können.

2. Der Klosterbruder.

Das Benedictinerkloster Alpirsbach in einem tiefen Thale des wildesten Schwarzwalds am Anfang der Kinzig gelegen, war im Jahr 1095 von Rottmann von Hannsach und den Grafen Adelbert von Zollern und Alwick von Sulz gestiftet, auch sogleich mit vielen Gütern in Dornhan, Hohen-Mößingen, Ezenburg und Hausen begabt worden. Schirmvögte des Klosters waren zuerst die Grafen von Zollern, dann die Herzoge von Teck gewesen, von denen Friedrich von Teck die Schirmvogtei an den Grafen Eberhard von Württemberg abtrat. Schon im Jahre 1101 hatte das Kloster päpstliche Schutz- und Privilegienbriefe und später von verschiedenen Edelleuten reiche Schenkungen erhalten. Graf Eberhard im Bart hatte unter die verwilderten Mönche Ordnung zu bringen versucht, und da dies nicht gutwillig ging, mußten im Jahre 1451 alle Mönche auf fünf Jahre das Kloster verlassen. Erst im Jahr 1481 wurde nach dreißigjährigem Kampfe die Ordnung wieder hergestellt, und durch Anschluß an die Bursfelder Congregation die verfallene Klosterzucht gehoben. Ein merkwürdiges Privilegium des Klosters war das s. g. Hagestolzenrecht, dem zufolge dasselbe alle Leibeigenen beerbte, welche über fünfzig Jahre alt und unverheirathet starben.

Dieses Kloster Alpirsbach, das von Konstanz nicht allzu entfernt lag und in welchem mehere Freunde der Blaurer'schen Familie bereits ein Unterkommen gefunden hatten, nahm den jungen Ambrosius gegen das Jahr 1510 auf. Das Mönchsleben sagte der beschaulichen Natur des von Herzen frommen Jünglings vollkommen zu, wenn er auch in der Wirklichkeit Manches gar anders finden mochte, als es ihm zuvor seine altgläubige

Phantasie vorgespiegelt hatte. Seiner Schwester Margaretha schreibt der Novize, um sie gleichfalls zum Eintritt in ein Kloster zu bestimmen, u. A. Folgendes: „Du sollst nicht ansehen, daß etwa viel Unordentlichkeit in den Klöstern ist, denn es ist so von Anfang der Welt gewesen, daß die Bösen bei den Guten gewohnt haben; denn Gott verlanget Solches seinen Auserwählten zu Nutz und Mehrung ihres Lohnes. Auch sollst du dich nicht hindern lassen die Liebe zur Mutter, daß du vielleicht wolltest denken, du wollest ihr nützlich sein im Hause, daß sie auch Ergötzlichkeit und Trost von dir haben möchte; denn du kannst ihr nirgends nützlicher sein als in einem Kloster, in dem du fleißig für sie und die anderen Schwestern beten kannst, daß Gott sie stärke, und ihr ohne Zweifel nützer sein, denn so du alle menschliche Geschicklichkeit und Fleiß brauchest. Aber hiemit ist meine Meinung nicht, daß ich dich nöthigen wolle, oder daß du sonst nicht selig mögest werden als in einem Kloster, sondern ich will dich als ein treuer Bruder ermahnt und dir solches gerathen haben: Denn du weißt wohl, daß es mir viele Leute widerrathen haben und schier niemand gerathen hat, aber ich habe es dennoch gewagt; es hat mich auch von Gotts Gnaden nie gereut, ich hoffe auch, es soll mich nimmer gereuen; und hätte ich es nicht gethan, so wollte ich es noch thun."

In Anerkennung seines Wissensdrangs und seiner vielversprechenden Anlagen wurde Bruder Ambrosius von seinem Orden auf die Universität Tübingen gesandt, um hier eine wissenschaftliche Ausbildung zu erlangen. Dieser Aufenthalt auf der Hochschule übte auf Blaurers Entwicklung und Geistesrichtung den nachhaltigsten Einfluß. Zwar entsprach damals noch die hohe Schule zu Tübingen, obwohl eine spätgeborene (1477) Tochter der Scholastik, ganz ihrem Ursprung: Realisten und Nominalisten übten sich in eitlem Wortgezänk, die Lehrstühle waren grösseren Theils mit höchst mittelmäßigen Persönlichkeiten besetzt, die theologische Facultät ganz in die Fesseln des alten Papstthums geschlagen; aber Ambrosius hatte hier zu Commilitonen strebsame Jünglinge, welche unter Melanchthons Vortritt mit glühender Begeisterung dem Studium der klassischen Literatur oblagen, in Vereine für lateinische und griechische Sprache zusammentraten und auf dem Boden der Wahrheit frischen Muthes neue Entdeckungsreisen wagten. Als solche Studienfreunde Blaurers werden uns außer seinem herzlieben Philipp noch Oecolampad, Matthäus Alber, Johannes Knoder, der nachmalige Kanzler des Herzogs Ulrich, Caspar Kurrer und Bernhard Maurer genannt. Im Jahr 1513 erwarb sich Ambrosius den Magistergrad in der philosophischen Facultät. Von der größten Bedeutung für den Entwicklungsgang des äußeren und inneren Lebens des späteren Reformators war der innige Freundschaftsbund, welchen er auf der Universität mit dem frühreifen Melanchthon geschlossen hatte. Als Jener in sein Schwarzwaldkloster Alpirsbach zurückgekehrt war, entspann sich ein fleißiger Briefwechsel zwischen beiden Jünglingen, aus welchem uns noch mehrere,

die zarteste Liebe duftende Briefchen Melanchthons aufbewahrt sind. In anspruchslosester Bescheidenheit sieht der jüngere Melanchthon an Blaurers Gelehrsamkeit und gediegenem Charakter hinauf und ermuntert ihn, im Kloster den Musen nicht ungetreu zu werden.

Nach Erlangung der Magisterwürde kehrte Ambrosius in sein Kloster zurück voll reiner Begeisterung für alles Wahre und Edle, ohne Ahnung, daß es ihm bald in seiner Zelle zu enge werden sollte. Das Amt eines Priors ward ihm trotz seines Widerstrebens des Oestern übertragen. Nur dem Erforschen der Wahrheit zu leben, war sein Ehrgeiz. Aber bald sollten Luthers Schriften auch in die Klostermauern dringen. Thomas, der Bruder unseres Ambrosius, welcher während seines Studiums der Rechtswissenschaft in Freiburg unter der Leitung eines Zasius in anhaltendem Briefwechsel mit Alpirsbach gestanden hatte, war zur Vollendung seiner Studien nach Wittenberg übergesiedelt und hatte von dort aus seinem Klosterbruder nicht nur Briefe, welche die tiefste Verehrung für den Wittenberger Doctor der Theologie athmeten, sondern auch die verbotene Waare von Luthers Schriften zugesandt. Diese äußerten auf Ambrosius einen überwältigenden Einfluß. Schnell legte er seine „herzlustigen" classischen Studien bei Seite und vertiefte sich ganz in die neue Anschauung, welche die lutherischen Schriften an der Hand des Gottesworts vor seinen Augen öffneten. Hören wir, wie sich Ambrosius selbst über seine Umwandlung in der Schrift ausspricht, in welcher er seine Flucht aus dem Kloster vertheidigt und rechtfertigt:

„Als in nächst verruckten Jahren die Schriften und Bücher Martin Luthers ausgegangen und erschollen, sind sie auch mir, vor und ehe sie von geistlicher oder weltlicher Obrigkeit verboten und verdammt, zu Handen worden, welche ich dann wie auch andere und ausgedruckte Geschriften besehen und gelesen; habe mich also gebraucht der Freiheit, so uns der heil. Paulus (1 Thessal. 5.) gegeben und gegönnt hat, daß wir alle Dinge probiren und ersuchen und aber uns nachmal des Guten, so wir daran finden, halten und demselbigen anhängig sein sollen. Als mich aber anfänglich solche Lehre etwas fremd und seltsam, auch mißhellig und entgegen bedacht langzeit hergehaltener Theologia und kluger Schullehre, auch etlichen Satzungen und Ordnungen des päpstlichen geistlichen Rechts, desgleichen langen und, als mich bedünkt, löblichen und von unsern Voreltern auf uns erwachsenen Herkommen und Bräuchen, und ich aber nichts desto minder dabei scheinbarlich merkte, daß dieser Mann allenthalben in seiner Lehre anziehe helle klare Sprüche der hl. Schrift, nach welcher denn alle andern menschlichen Lehren gerichtet, geurtheilt, auch angenommen oder verworfen werden sollen, ward ich durch große Verwunderung veranlaßt, solche Lehre nicht ein oder zwei sondern zum öftern Mal fleißig und mit ernstlicher Aufmerksamkeit zu lesen, zu erwägen und gegen evangelischer und apostolischer Geschrift (auf welche sie sich mehrmals referirt und bezieht) zu halten, ob

sie derselbigen zulauten und im Grund gleichförmig sein wollte. Aber je mehr, länger und fleißiger ich Solches that, je mehr ich verstand, wie dieser hochgelehrte erleuchtete Mann so mit großer Würdigkeit die hl. Geschrift behandelte und tractirte, so ganz rein und säuberlich mit umging, sie so klug und zierlich allenthalben anzog, so hübsch und künstlich zusammen verglich und mit einander vergattete, die finstern schweren Texte mit Einziehung anderer klarer verständlicher Sprüche erleuchtet und merklich gemacht hat, das dann in Handlung der Geschrift die größte Meisterschaft und zu einem recht gründlichen Verstand der allerzuträglichste Behelf ist, also daß auch ein jeder ziemlich verständige Laie, der seine Bücher recht besieht und fleißig liest, merklich greifen möchte, daß diese Lehre eine wahre, starke, ganz christliche Grundveste hat. Deßhalb sie auch mir ganz anmuthig worden und tief zu Herzen gegangen, ist mir auch nach und nach der Nebel viel anderen Mißverständnisses von dem Gesicht und die Schuppen wie dem hl. Paulo von den Augen gefallen, habe zuletzt mit großer Dankbarkeit erkannt, daß Gott unser Herr aus besonderer Gnade und väterlicher Barmherzigkeit zu uns gesehen und sich erbarmt hat unseres Elendes als derer, die er sah in Hunger und Durst des göttlichen Worts hin und her irre gehen, als die Schäflein ohne Hirten, in menschlicher, selbst fürgenommener Weise und Lehre, als in den blutten Bergen Gelboe, weder von Thau noch Regen gründlicher recht evangelischer Lehre befruchtet, und uns wiederum durch diesen geschrift- und gnaderleuchteten Mann aufgethan die Brunnen des lebendigen Wassers göttlicher hl. Lehre. Darum auch ich solche väterliche Gnadenbeweisung Gottes und vergebens aufgethanen Schatz und Seelenreichthum nicht versäumen, sondern mit durstigen, ganz hitzigen Begierden empfahen und annehmen habe wollen, auch schöpfen, wie der Prophet (Jes. 55, 12.) sagt, aus dem Brunnen des Behalters, damit ich als der selige Mann, von David beschrieben, sein möchte ein Holz gepflanzt neben dem Wasser und meine Frucht geben zu seiner Zeit. Denn mir diese Lehre keineswegs verdächtig oder argwöhnisch sein möchte als viel anderer Schullehrer, so ich vormals gelesen hatte, vonwegen daß sie weder auf Gewalt, Ruhm oder zeitlichen Genieß zielt, sondern bildet uns allein für den armen, verschmachteten, gekreuzigten Christum und lehrt uns ein rein, gedruckt, ganz gelassen und der Lehre Christi in allweg gleichförmig Leben; darum sie auch den geschwollenen, zerblasenen Doctoribus, die mehr ihre eigene Ehr und Ruhm denn den Geist Gottes in der Geschrift suchen, auch den gewaltsüchtigen, vielpfründigen Pfaffen unleidlich und zu schwer ist. Denn viel hundert Jahr her nie Keiner so viel schädlichen Irrthum und Geldstrick der Geistlichen entdeckt und ihre Finanzen und Heimlichkeit so scheinbarlich an das Licht gebracht, auch uns alle so fleißig, ernstlich und eindringlich zu einem recht unbetrogenen, kernhaften christlichen Leben und evangelischer Vollkommenheit gewiesen und vermahnt hat, als dieser treffliche Luther, daß auch die billig unsinnig und all ihrer Vernunft

beraubt geachtet sollen werden, die da mit ihren unverschämten Lügenmäulern mit Lästerung Gottes und seines heiligen Wortes aus ganz freveler Durstigkeit sagen, er lehre Ungehorsam der Obrigkeit, fleischliche Wollust und Freiheit, Meisterlosigkeit, Verachtung Gottes und seiner Heiligen, Zerrüttung aller christlichen Ordnung u. dgl. Darum haben sie brüderliche Liebe so gar vergessen, daß sie ihm Solches aufrechnen und doch seine Geschriften selbst nicht haben gelesen oder hören lesen, sondern geben der leichtfertigen Menschen Gassengeschrei (das dann der Teufel ohn Unterlaß zu dieser christlichen Lehre Verhinderung anrichtet) hierin Glauben, wird ihre große Vermessenheit und Frevelurtheil billig unbrüderlich und sträflich geachtet. Haben sie aber seiner Lehre Wissen und Erfahrung und gießen doch nichts desto minder ihren unverdaulichen Magen dermaßen aus; ist ein gewiß Anzeigen, daß sie Gott der Herr geblendet hat. Zu dem Allem hat mich dieses Mannes Schreiben und Lehren mehr gefördert und gewiesen zu Verstand heiliger biblischer Geschrift, denn vormals all andere Lehrer, derer ich doch von Jugend auf viel und manchen gelesen habe; welches Lob ich ihm allweg ohn alles Entsetzen verleihe, will solche sonderliche Gnade Gottes in ihm erkennen, preisen und rühmen, so lange mir gegönnt wird Brauch meiner Zunge; werde auch bei solcher Lehre, wo sie sich (wie denn mehrmals) gründet in das göttliche Wort, allweg bleiben, eher Leib und Leben und all mein zeitlich leiblich Vermögen verlieren, denn mich davon bringen lassen, nicht von des Luthers wegen, dessen Person mir außerhalb seines Schreibens fremd und unbekannt, ist auch ein Mensch und mag derhalb wie andere Menschen, die David alle Lügner schilt, irren und fehlen, aber von des göttlichen Worts wegen, das er so hell und klar vor ihm hat, so mit großem Sieg und Triumph, mit freimüthigem unerschrockenem Geist redet und erhellt vor den Feinden des Kreuzes Christi, daß wir doch greifen müssen göttliche Gewalt und Beistand, so wir sehen, daß sich viel Fürsten der Erden, Geistlich und Weltlich, an ihm abgerennt, auch Etliche, so sich weise und gelehrt dünken und deßwegen sich angemaßt, dem Geiste Gottes, der sich in dieser Lehre hören läßt, mit Gegenschreiben Widerstand zu leisten, sich selbst zu Gespött und Gelächter gemacht und ihre Unwissenheit in hl. Geschrift aller Welt verrathen und entdeckt haben, denn wider göttlichen Rathschlag keine menschliche Gewalt oder Weisheit Fürgang haben und bestehen mag. Darum ich mich keineswegs dieses Schulmeisters äußern oder verziehen würde, so lange ich das Wort Gottes und dessen Verstand bei ihm finde, wie auch Paulus Timotheum vermahnt, daß er sich sein nicht schämen wolle. Denn wiewohl ich hl. biblischer Geschrift auch von Jugend auf etwas obgelegen bin und mich in derselbigen geübt, habe ich sie doch nicht mit vollem Gesicht, hell und in ihrem Glanz, sondern allein durch das Gewölke menschlicher Gebote, Lehre und Auslegung gesehen, wie denn noch heut bei Tag viel subtile hirnspitzige Doctores den lebendigen Geist Gottes in seiner hl. Geschrift nicht finden

können, stoßen sich bei heller Sonne, denn ihnen, wie Paulus sagt, der Vorhang Mosis, d. i. der Rauchbuchstab, der sie tödtet, gespannt ist über die Augen ihres Herzens. Deßhalb sie uns unter anderem Irrsal viel strenge und grausame Gebote und Verbote gemacht haben in unnöthigen Dingen, die uns von Christo und den Aposteln freigelassen, und wiederum aufgelöst und willkürlich gemacht die rechten kernhaften Hauptstücke eines evangelischen Lebens, die uns von Christo zu halten ernstlich befohlen und geboten sind, haben gute Räthe daraus gemacht, die wir ohne Verlust unseres seligen Heils halten oder lassen mögen, das dann wahrlich das verfluchteste, schädlichste Gift ist, das der Teufel hat können oder mögen gießen in die Herzen der Christgläubigen, wie auch der treffliche Chrysostomus anzeigt, daß diese falsche Achtung die ganze Welt verführe, daß man dafür will halten, ein recht steif, streng evangelisches Leben gehöre allein den Mönchen zu, den Andern sei erlaubt, lau, liederlich und fahrlässig zu leben. Darum wir denn billig hochfleißigen Dank sagen sollen göttlicher Erleuchtung, uns durch diesen hochverständigen Mann bewiesen, der uns aus solchem Mißverstand geführt und wiederum verursacht hat zu trinken aus dem rechten Ursprung evangelischer Lehre. Wiewohl Etliche hierum ein groß Geschrei anrichten und laut berichten, man habe uns auch zuvor allweg das Evangelium gepredigt und aus diesem Brunnen getränkt, weiß man doch wohl und hat in frischem Gedächtniß, ob es ihnen vergessen ist, wie sie uns dieses reine Wasser oft mit den Füßen eigener Anmuthigkeit getrübt und ihre Träume und Fabeln oder, wie der Prophet (Ezech. 34.) sagt, ihre eigenen Herzengesichte darunter geschüttet, haben uns das Evangelium und andere hl. Schrift vorgewendet und hören lassen, aber dermaßen mit eigensinnigen, untauglichen Auslegungen vergloset und verglaset, daß wir unter ihrem Verschlag den Kern der Geschrift oft verloren haben, gleich als so uns ein Gaukler einen Apfel zeigt und läßt uns gähnen; wenn wir aber den Mund zuthun, empfinden wir, daß es Roßparten sind; also haben bisher viel Prediger uns oft mit ihrem Gaukeln schändlich betrogen, das sie denn jetzt nicht mehr so frei thun dürfen, dieweil der Verstand im gemeinen Mann dermaßen und also aufgewachsen ist, daß er selbst oft urtheilen und den Waizen von den Spreuen erkennen, auch auskutten kann, was ihm die Prediger Haar unter die Wolle schlagen. Das alles wir Gott zuvor und nachmals dem christlichen Luther zu danken haben, der sonst auch manchem gelehrten schriftverständigen Mann, der evangelische Lehre im Kopf gehabt, aber vor Entsetzen und Furcht der Gewalt (als denn unser Viele schwachmüthig sind) mit freiem Hals nicht heraus hat dürfen reden, Muth und Herz hat gemacht, also daß jetzt allenthalben wiederum erschallt und sich hören läßt das apostolische Getön und herfürglastet die Sonne geschriftlicher Wahrheit des göttlichen Wortes, von welcher ungezweifelt verzehrt wird aller Nebel, alles Gewölke zeitlicher Gewalt und weltlicher Weisheit, das sich denn jetzmals untersteht zu unterfahren

und aufzuheben ihren gnadenreichen Schein und ewigen göttlichen Glanz, und aller Welt kündlich werden, daß Gott allein Herr ist. Und also will ich mich so viel Gutthat Gottes, uns durch diesen Mann bewiesen, versprochen haben, warum ich seiner Lehr hold und günstig, auch anhängig gewesen sei und allweg sein will, ich werde denn durch hl. Geschrift eines Andern und Bessern unterwiesen."

Es war für Blaurer Gewissensdrang und Herzensbedürfniß, das neu angezündete Licht der Wahrheit nicht unter den Scheffel, sondern auf den Altar des Gotteshauses zu Alpirsbach zu stellen, damit es Allen im Hause leuchte. Außer gemeiner Schuld brüderlicher Liebe erachtete er sich hiezu durch die Forderung seines Amtes verpflichtet. Nicht bloß als Prior im Kloster, sondern auch als Pfarrverweser zu Alpirsbach, wozu er eine Zeit lang gleichfalls verordnet war, hatte er die Aufgabe, das Gotteswort zu lesen und zu lehren. Da wollte er die ihm vertraute Gnade und Pfründe nicht in das Erdreich vergraben, sondern als fleißiger getreuer Knecht damit werben zum Wucher, indem er die Wahrheit allen Conventbrüdern und Laien, die seiner Unterweisung befohlen waren, mittheilte. Auch ließ er sich in der Erfüllung seines Amtes dadurch nicht beirren, daß diese von ihm vorgetragene Lehre alten Kirchengebräuchen und Satzungen zuwider war, denn, sagt er, „Christus sich nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit genannt hat, auch befohlen war von dem Vater, daß er unser Schulmeister sein sollte, wie denn die Stimme vom Himmel herab auch uns geheißen, diesen seinen geliebten Sohn zu hören und folglich alle andere Lehre und Satzung, die seines Sohnes Lehre nicht zustimmen, fahren zu lassen."

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Verkündigung der neuen Lehre unter den Klosterleuten vielfachen Anstoß und großes Aergerniß erregte. Wiederholt erbot sich Ambrosius, die von ihm gepredigte Lehre vor Jedermann zu verantworten, namentlich vor einer Universität zu Tübingen oder vor dem Vater der Karthaus zu Freiburg, denn, erklärte er, Gottes Wort wäre stärker denn Himmel und Erdreich und müsse ewig bleiben; wo er aber auf Grund heiliger Schrift eines Anderen berichtet würde, wolle er seinen Irrthum demüthiglich erkennen und widerrufen. Aber das Anerbieten wurde nicht angenommen. Die Gelehrtesten unter den Klosterbrüdern theilten Blaurers Ansichten; die übrigen erklärten sich zwar für untüchtig aus der Schrift zu handeln, redeten aber desto mehr von Anwendung der Gewalt und drohten mit Kerker. Ambrosius war nicht der Mann, sich durch solche Drohungen einschüchtern zu lassen. Muthig beharrte er auf der betretenen Bahn, da er eher in den Zorn und die Gewalt der Menschen, denn in die Hände des starken lebendigen Gottes fallen wollte und sich an dem Sprüchlein Davids aufrichtete: „Herr, sie werden fluchen und bannen, aber du wirst deinen Segen geben!" Je freimüthiger aber Blaurer Gottes Wort predigte, desto heftiger entbrannte der Unwille seines Herrn von Alpirsbach, auch Etlicher seines Convents wider ihn.

Zuletzt ward ihm aufs Höchste geboten, von seinem Vornehmen abzustehen, auch mit den übrigen Klosterbrüdern nichts mehr von der neuen Lehre zu reden, sondern in allweg zu sein wie ein anderer Conventsbruder. Dieses Schweigen konnte er sich nicht auferlegen lassen, denn es galt von ihm: ich glaube, darum rede ich! Die Uneinigkeit im Kloster aber nahm mittlerweile immer zu. Der Eine sagte, er wollte in dieser Ketzerschule nicht länger bleiben; der Andere, die Lutherischen müßten aus dem Kloster oder er wollte hinaus; der Dritte wandte vor, das Gotteshaus müßte eine üble Nachrede hören und zeitlichen Nachtheil leiden, da man sage, es seien Alle der neuen Meinung; der Vierte sagte von Schlägen, der Fünfte sonst etwas, so daß Blaurer nicht länger in solcher Zwietracht verharren wollte und alles Ernstes auf Mittel eines Ausweges sann. Er suchte darum die Gewährung eines Urlaubs auf ein oder zwei Jahre nach, während deren er sich ohne Kosten des Klosters auf einer Schule oder anderswo aufhalten wollte, in der Hoffnung, daß sich in der Zwischenzeit der Zwiespalt zu einem friedlichen Ende schicken würde. Er erklärte offen, daß er ohne Verletzung göttlicher Ehre und seines Gewissens länger nicht mehr bleiben könnte. Die Bitte ward ihm rund abgeschlagen, dagegen wurde er jetzt seines Amtes als Prior und Pfarrverweser entsetzt. Jetzt erst dachte er an Flucht, obschon ihn namentlich sein Bruder Thomas von Wittenberg aus zum Bleiben ermahnt und ihm zugerufen hatte: „Harre aus in deiner Lage; du weißt ja, daß wir des Herrn sind, und in ihm uns nichts schwer und unerträglich ist.“ Ambrosius läßt sich in der bereits genannten Vertheidigungsschrift also vernehmen:

„Als mir die Bitte um Urlaub auch von ihnen abgeschlagen, die ich doch allein um beider Theile mehr Glimpfes wegen gestellt, habe ich nichts desto weniger mein Herz und Gewissen keineswegs bei Frieden und zu Ruhe stellen mögen, sondern christlich gedacht, daß sich in allweg gebühre, Gott mehr denn den Menschen gehorsam zu sein, daß auch seinem Gebot alle andern Satzungen, Gelübde und selbst vorgenommene Weisen stattgeben und weichen sollen. Bin also wohlbedachten Muths, mit weiser, hochverständiger und gottesfürchtiger Herren und Freunde gehaltenem Vorrath ganz guter christlicher Meinung, größeren Irrthum und Uneinigkeit zu verhüten, selbst gewichen, habe nach dem Geheiß Pauli dem Zorn Raum und Statt gegeben, und wie Christus seine Jünger heißt, weichen wollen von dem Orte, das sein Wort, von mir gelehrt, nicht annehmen wollte, des Willens und Fürnehmens, mich eine Zeit lang, nachdem dann endlicher Austrag jetzt schwebender Zweiung, so sich von christlicher Lehre wegen allenthalben erregt, geschaffen sein würde, außerhalb des Klosters zu enthalten, von meines Herrn von Alpirsbach, auch Etlicher seines Convents und meiner mehr Ruhe und Friedens wegen, der Hoffnung ungezweifelt, kein Verständiger werde mir solche meine Handlung verargen, insonderheit eure fürnehme Weisheit (des Konstanzer Rathes) so bisher

evangelischer Lehre und derselbigen Verkündigern allweg geneigt und günstig gewesen ist, werde mich dieser Sache halben in christlichen und bürgerlichen Schirm befohlen haben und nach Gelegenheit meiner Handlung und Forderung brüderlicher Liebe und Billigkeit ob mir halten, das ich dann auch mit höchstem Fleiß und Ernst ganz unterthäniglich von euch bitte und begehre, auch in Ansehung eures christlichen Gemüths zu erlangen ungezweifelt verhoffe. Nicht daß mir leibliche Furcht so hart angelegen und schwer sei, sondern daß ich zeitlichen Schirm, so ich jetzt ohne Verletzung göttlicher Ehre eher an der Hand mag haben, nicht ausschlagen, ja fleißig suchen und mit Dankbarkeit annehmen will, wie auch unser hl. Paulus, der doch allezeit begehrt zu sterben und zu sein bei Christo, auf eine Zeit Gefährlichkeit seines Leibs geflohen und in einem Korb über die Stadtmauer ausgelassen ist worden, auch sich ein anderes Mal zu seiner mehreren Sicherung auf Befehl des Amtmanns beinahe mit fünfzehnhundert Mann begleiten ließ gen Cäsaream. Denn wo es die Ehre des göttlichen Namens oder brüderlicher Liebe erforderte, würde ich nicht allein erbietig sein gefangen, sondern im Vertrauen göttlichen Beistands gar gemartert und erwürgt zu werden bei dem Wort Christi meines Herrn."

In den ersten Tagen Julis des Jahres 1522 bewerkstelligte Ambrosius seine Flucht aus dem Kloster. Sie war eine Glaubensthat, bei welcher sich der glaubensstarke Mönch nicht mit Fleisch und Blut besprach, sondern zufuhr, nachdem ihm nur die Wahl noch offen stand, entweder Menschensatzungen oder Gottes Wort zu gehorsamen. Unterstützt von gleichgesinnten Freunden gelang es ihm, den Klostermauern, die ihm zu Kerkermauern geworden waren, zu entkommen. Nur für die Flucht hatte er Kutte und Kappe abgelegt; noch hatte er die Hoffnung einer Rückkehr in das Kloster nicht ganz aufgegeben.

3. Die Morgenröthe der Reformation in Konstanz.

Ambrosius, dem Kloster glücklich entkommen, suchte eine Zufluchtsstätte in Konstanz. Aber lief er damit nicht seinen Verfolgern geraden Weges in die Hände?

Konstanz, seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts Bischofssitz, war seit geraumer Zeit die Metropole des größten deutschen Bisthums, das sich über einen großen Theil von Württemberg, Baden und der Schweiz erstreckte und nicht weniger als 350 Klöster, 1760 Pfarreien und 17,000 Priester und Mönche zählte. Die Stadt Konstanz selbst gehörte nicht zum weltlichen Dominium des Bischofs, sondern war eine, übrigens gleichfalls mit Klöstern überreich gesegnete Reichsstadt. Bald nach Gründung des Dominicanerordens wurde in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ein Kloster dieses Ordens zu Konstanz erbaut; zu derselben Zeit auch eines für die Franciscaner; in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts ein gleiches für die Augustiner. Die zwei Nonnenklöster St. Peter und

Zofingen wurden um die gleiche Zeit, nemlich 1252 und 1253, das Stift St. Johann aber 1275 gegründet. Aus viel früherer Zeit datirt sich der Ursprung des Domstifts und des Stifts St. Stephan, sowie des Gotteshauses der Schotten und des Benedictinerklosters in der Vorstadt Petershausen. Seit dem Jahr 1275 hatte sich die Zahl der genannten geistlichen Stiftungen nicht mehr vermehrt, da die Stadt, troß ihres mäßigen Umfangs, bereits 5 Mannsklöster, 2 Frauenklöster und 3 Stifter enthielt. In Konstanz war von 1414 bis 1418 das berühmte Concil gehalten worden, über welches der gleichzeitige Konstanzer Gebhard Dacher das Urtheil fällte: Alles, was der König von Deutschland auf diesem Concil von der Geistlichkeit habe erhalten können, sei ein Bekenntniß ihrer vielen Fehler gewesen; weiter habe man, außer der Verbrennung des Hus und Hieronymus, nichts gesehen, als Messen, Segenaustheilen, Ablaß, Processionen, Weihwasser, geweihte Kerzen u. s. w.; das Concil sei vergangen und troß dem Begehren der deutschen Nation keine Reformation gemacht worden. Der edle Dacher ahnte nicht, welch eine Aussaat das Blut des Märtyrers Hus in der Stadt Konstanz bestellt hatte.

Zwar der Klerus beharrte nach wie vor in seiner Prachtliebe und Ueppigkeit, aber immer mehr entfremdete er sich dadurch auch das Volk der Stadt und Diöcese. Die geistlichen Stellen wurden mehr und mehr eine käufliche Waare, ja ein Kapital, das ihre Besitzer zu möglichst hohen Wucherzinsen umzutreiben bemüht waren. Urbanus Regius, der eben erst seine Stelle als Vicar des Bischofs in Spiritualibus zu Konstanz aufgegeben hatte, klagte im Jahr 1522: „Es ist ein Volk auf Erden, die heißen Curtison; ist geschwind, wo Geld stehet, unnütz, wo man predigen soll; dieselben fallen die großen Pfarren an, und so eine ledig wird, so schmecken sie's über viele Meilen Wegs. Wenn er schon ein Eseltreiber zu Rom ist gewesen, das Deutschland muß ihn doch vor einen Herrn haben und sein Vicari muß Finanz treiben mit den Bauern." Wie den Geistlichen alle Kenntnisse und jeder sittliche Ernst in Führung ihres Wandels und Amts abgingen, mag ein ganz unverdächtiger Zeuge nachweisen, nemlich der seit 1496 erwählte Bischof Hugo von Konstanz. Dieser sah sich in der Einleitung zu der im Jahr 1499 von ihm veranstalteten neuen Ausgabe des Breviers veranlaßt, seinen Clerikern zu verbieten, während des Gebets sich mit Hunden, Vögeln oder anderen Thieren zu beschäftigen oder zu schwatzen, zu lachen und Possen zu treiben. Ebenso klagt er in einem Hirtenbriefe vom 3. März 1517 über das schamlose Gebahren der Cleriker in Städten und auf dem Lande, zumeist daß sie nicht nur ungescheut Beischläferinnen und andere verdächtige Personen in ihren Häusern beherbergten, sondern auch dem Würfel- und Kartenspiel zum Aergerniß für die Welt ergeben wären, in den Schenkstuben sich mit sittenlosen Gesellen herumtrieben, Raufereien anfingen, Gott und die lieben Heiligen mit Flüchen lästerten, Andere hingegen sich täglich berauschten, Waffen und

unziemliche Kleider trügen und die Frauenklöster besuchten. Da nun wiederholte Mahnschreiben nichts gefruchtet hätten, so sehe er sich veranlaßt, eine bischöfliche Visitation anzuordnen, um den entarteten Zustand des Clerus genau untersuchen zu lassen. Hienach möge sich Jeder achten und sein Leben bei Zeiten bessern; denn er werde die Schuldigen ohne Schonung mit Suspension, Excommunication, Absetzung und Pfründentziehung bestrafen.

Bei dieser Sachlage mußte die Kunde von Luthers beherztem Auftreten wider die Mißbräuche der Kirche auch in der Stadt Konstanz ein freudiges Echo finden. Die Schriften, welche von Wittenberg ausgingen, fanden auch am alten Bischofssitze Eingang und begierige Leser. Der Erste, der auf der Kanzel zum Wort Gottes zurückkehrte, war der Helfer der St. Stephanskirche, Jakob Windner von Rütlingen; derselbe wurde sogar, als 1519 die Pfarrei an der St. Johanniskirche erledigt war, auf dieselbe befördert und auf ihr durch Einschreiten des Magistrats erhalten; obschon die Pfründe bereits von Rom aus einem Züricher, Namens Göldli zugesagt war. An Windners bisherige Stelle trat ein ihm ganz gleichgesinnter Helfer, Bartholomäus Metzler aus Wasserburg in Baiern. Die Bürger, viele Geistliche und selbst der Bischof hatten Wohlgefallen an beiden Predigern; selbst der alte Dompfarrer Macarius Leopardi „trug an beiden kein Mißfallen außer daß er vermeinet, es gezieme dem Luther als einem Mönch nicht, sich wieder so hohe Gewalt und Herren wie der Papst zu setzen." An seine Stelle ward von dem Kapitel Johannes Wanner von Kaufbeuren angenommen, und sobald dieser ins Amt eingesetzt war, schloß er sich den beiden Vorgenannten in der Führung des Amtes an. Diese drei Prediger, Windner, Metzler und Wanner, waren die Vorläufer und später die Gehilfen unseres Reformators Ambrosius.

Ihnen gegenüber stand eine festgeschlossene Schaar von Anhängern des Alten, welche in der neuen Lehre nichts als eine verdammenswerthe Ketzerei erkannten, durch welche ihrem Einkommen und ihrer Herrlichkeit großer Abbruch erfolgen müßte. Von ihnen ließ sich bald auch der Bischof selbst mit seinen geistlichen Räthen ins Schlepptau nehmen. Bischof Hugo, aus dem altadeligen Hause von Hohen-Landenberg im Kanton Zürich, zeichnete sich vor allen damaligen Reichsfürsten durch seine herkulische Leibesgröße aus; er selbst war ungelehrt, aber ein Freund der Wissenschaften und Gelehrten, daneben ein Mann von mildem Character und friedlichem Sinn. Er hatte sich dem päpstlichen Legaten Samson offen widersetzt, als dieser die Schweiz bereiste, um in Ablaßzetteln Geschäfte zu machen, ja der Bischof hatte allen seinen Geistlichen, sowohl in der Schweiz als in Schwaben, verboten, diesen Ablaß zu verkündigen, und dagegen angeordnet, man solle dem Ablaßkrämer die Kirchen der ganzen Diöcese verschließen, was in Rom sehr übel vermerkt worden war. An Luthers erstem Auftreten hatte Bischof Hugo im Stillen sein Gefallen, und Alles

hing davon ab, in welchem Lichte ihm seine nächsten Rathgeber die reformatorische Bewegung vorführten. Das kam zunächst seinem Generalvicar zu, und diese wichtige Stelle bekleidete damals Dr. Johann Faber oder Fabri. Dieser Mann, der bald als der gewandteste und gefährlichste Gegner der Reformation in Konstanz auftritt, war 1478 in der schwäbischen Reichsstadt Leutkirch als Sohn eines Schmieds Namens Heigerlin geboren und frühe in den Dominicaner-Orden eingetreten. Nachdem er Theologie zu Freiburg im Breisgau studirt und darin den Doctorgrad sich erworben hatte, ward er erst Vicar in Lindau und Leutkirch, dann bischöflicher Official in Basel und Canonicus an der dortigen Hauptkirche, und 1518 ernannte ihn Bischof Hugo zu seinem Generalvicar in Konstanz und Papst Leo X. verlieh ihm den Titel eines päpstlichen Protonotars. Faber war ein Mann von nicht gewöhnlichen Anlagen, von seltener Gewandtheit des Umganges, aber ohne Character und durch üppiges Leben in Schulden verstrickt, darum entschlossen, an diejenige Partei sich zu verkaufen, welche ihm den höchsten Preis böte. Der humanistischen Richtung zugethan, näherte er sich anfänglich den Männern der kirchlichen Reformpartei. Mit Zwingli wechselte er die freundschaftlichsten Briefe, versicherte ihn seiner Hochachtung und Liebe (1519), forderte ihn sogar zum Auftreten gegen das Ablaßwesen auf, übersandte ihm 1520 seine Homilien über das Elend des menschlichen Lebens und erbat sich Zwinglische Schriften als Gegengeschenk; ja noch 1521 sprach er gegen Vadian in St. Gallen seine Mißbilligung Dr. Ecks und sein Wohlgefallen an Luthers Schriften aus, wiewohl er daran Anstoß nahm, daß der Wittenberger Mönch die Wahrheit zu offen heraussage, als daß der rohe Magen des Volks sie zu verdauen vermöchte. „Besser, äußert er sich, hätte Luther geschwiegen oder die kranke Welt auf eine andere Weise zu heilen gesucht!" Einen völligen Umschwung in den Gesinnungen des Generalvicars bewirkte jedoch in demselben Jahr 1521 eine Reise nach Rom, welche derselbe nach dem Urtheil seiner bisherigen Freunde unternahm, um drückenden Schulden zu entgehen, die päpstliche Freigebigkeit zu kosten und dem Papst eine Schrift gegen Luther zu widmen, welche im darauffolgenden Jahre wirklich erschien. Nach mehrmonatlichem Aufenthalte in Rom kehrte er nach Deutschland zurück, um von nun an unermüdet mit Wort und Schrift in Predigten, Colloquien und öffentlichen Verhandlungen der evangelischen Lehre entgegenzutreten. In Betreff dieser schnellen Umwandlung rief ein Erasmus aus: Der arme Luther macht doch Manche reich! Wanner schrieb an Thomas Blaurer: „Faber kam als vollendeter Römling aus Rom zurück. Er verspricht, die lutherische Ketzerei in Kurzem ganz ausgerottet zu haben. Gegenwärtig veranstaltet er eine Sammlung der Irrlehren aus Luthers Schriften und will mehr als tausend Stellen gefunden haben, in denen Luther sich selbst widerspreche."

Während Faber um schnöden Lohns und Gewinns willen aus einem Freund der erbittertste Feind der reformatorischen Bewegung geworden war, tritt uns in dem Konstanzer Domkapitular Johann von Botzheim ein Mann von ernstem Streben und strenger Sittlichkeit entgegen, der gleichfalls die Morgenröthe des Reformationstages mit freudiger Hoffnung begrüßt hatte, aber später, als die Sonne höher und stechender stieg, ängstlich und scheu ihr den Rücken kehrte. Gebürtig aus Sasbach in der Ortenau, ein Schüler Wimphelings, hatte er nach Vollendung seiner Rechtsstudien in Bologna im Jahr 1512 zu Konstanz eine Domherrnpfründe erlangt und lebte von nun an hier in stiller Zurückgezogenheit im Umgang mit den Musen und in brieflichem Verkehr mit seinen auswärtigen gelehrten Freunden. Er zeichnete sich nicht bloß durch wissenschaftliche Kenntnisse vor den andern Domherren rühmlich aus, sondern auch durch Sittenreinheit und enthaltsame Lebensweise; weil er keinen Wein trank, nicht jagte, nicht spielte, hatte man ihm den Namen Abstemius gegeben. Gleichwohl stand sein Haus und Tisch Allen offen, die ihn besuchten, und ein Erasmus, der gegen Herbst 1522 in seinem gastlichen Hause weilte, weiß die geschmackvoll und sinnig eingerichteten Räume des Hauses und den liebenswürdigen Wirth nicht hoch genug zu loben. Botzheim bewunderte Luthers Auftreten aufrichtig und schrieb ihm im Jahr 1520 einen Brief voll Lobeserhebungen: „Nachdem du dir die Freundschaft der Welt oder wenigstens des besseren Theiles derselben, d. h. aller frommen und rechtschaffenen Christen erworben, so mußt du auch mein Freund sein, du magst wollen oder nicht. Deine Schriften gefallen mir so überaus wohl, daß mich nichts in gleich hohem Grade erfreut, und ich segne mein Geschick, das mich zu dieser Zeit leben läßt, in welcher nebst den übrigen Wissenschaften auch der mit dichter Finsterniß umhüllten Theologie ihr lichter Tag aufgeht.“ Daß aber Botzheim nicht blos mit Worten, sondern auch mit kräftiger That die Sache der Reformation anfänglich förderte, werden wir sofort hören.

Auch bei einigen Klosterbewohnern der Reichsstadt fand die Reformation lebhaften Anklang, besonders bei dem Benedictiner im Kloster Petershausen, Johannes Jung, der bis 1548 evangelischer Pfarrer in Konstanz war, und bei dem Franciscaner Sebastian Hofmeister, der damals Lehrmeister im Kloster seines Ordens zu Konstanz war, und später der Reformator seiner Vaterstadt Schaffhausen wurde. Letzterer schrieb am 17. September 1520 an Zwingli von Konstanz aus: „Hier lieben dich viele Unterrichtete und ermahnen dich, im begonnenen Werk fortzufahren.“

So zählte die evangelische Lehre in den oberen Schichten der Bevölkerung einflußreiche Gönner; aber auch das Volk hatte für dieselbe offene Augen, Ohren und Herzen. Zahlreich strömte es zu den Vorträgen der drei genannten Prediger und stand denselben kräftig zur Seite, wo ihre

Person bedroht war oder ihr Wort gedämpft werden sollte, ohne der päpstlichen Bulle zu achten, welche im Jahr 1520 den Bann über Luther und seine Anhänger aussprach. Als im folgenden Jahr das kaiserliche Edict von Worms die Reichsacht über Jene ausgesprochen hatte und zugleich die Verbrennung der lutherischen Schriften befohlen ward, erschien am Bodensee zur Vollziehung des Edictes als kaiserlicher Commissär der Propst von Waldkirch bei Freiburg, Balthasar Merklin. Aber kaum war die Kunde seines Eintreffens in Konstanz verbreitet, als sich die Bürgerschaft auf dem Marktplatze zusammenrottete und laut drohte: der Propst solle nur zusehen, was er für einen Lohn empfange, wenn er einen solchen Befehl dem Magistrat überreiche. Merklin achtete es unter diesen Umständen für gerathen, die Stadt unverrichteter Dinge wieder zu verlassen, und das Wormser Edict ward in Konstanz nie verkündigt. Der Bischof gab seinen Unmuth über diesen Widerstand der Reichsstadt in einem um diese Zeit erlassenen Hirtenbrief Ausdruck. In demselben beschwerte er sich bitter, daß die Fastengebote und andere Haltungen und Gewohnheiten der Kirche an vielen Orten wenig Gehorsam mehr finden, wie daß längst verworfene Meinungen jetzt wieder hervorgeholt werden durch vorwitzige „Neider des Friedens und Ausspreiter alles Unraths, die mit erschröcklichem zänkischem Aufruhr die christliche Kirche bewegen, so daß allenthalben Gelehrte und Ungelehrte von den geheiligten und erschröcklichen Heimlichkeiten unter einander streiten". Gleichwohl mehrten sich allenthalben die Zeichen des Abfalls. Unzweideutig beurkundete sich die Umstimmung der öffentlichen Meinung an dem geringen Zulauf am Gründonnerstage, an welchem der Bischof vor dem Jahr 1522 einer zahlreich herbeiströmenden Menge die Absolution für die seinem Stuhl vorbehaltenen Fälle zu spenden pflegte. Im genannten Jahre hatten mehrere Priester in der Schweiz in einer lateinischen Eingabe den Bischof angegangen, der Verkündigung des Evangeliums nichts in den Weg zu legen und den Priestern zur Beseitigung des Aergernisses die Ehe zu erlauben oder doch nachzusehen. In einer eigenen Vertheidigungsschrift verwahrte sich dann Zwingli gegen den Tadel, welchen der Bischof in einem Schreiben an den Rath von Zürich über die Grundsätze dieses Reformators ausgesprochen hatte. Schon mußte der schwache Bischof Hugo eine Bitte, worin Einwohner von Freiburg im Breisgau die Erlaubniß zur Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt nachsuchten, mit Unwillen von der Hand weisen; schon wurden einzelne Pfarrer der Schweiz, welche wider den Priestercölibat eiferten, auf bischöflichen Befehl nach Konstanz abgeführt, aber auf Einsprache des Züricher Raths wieder in Freiheit gesetzt. Am Münster zu Freiburg im Breisgau fand man unten an den bischöflichen Hirtenbrief ein heftiges Pasquill angeheftet und ebenfalls gegen diesen Hirtenbrief ward nach allen Richtungen der Diöcese eine im bittersten Ton abgefaßte Flugschrift verbreitet. Ihr Verfasser war der 57jährige Dr. Sebastian Meyer, gebürtig aus

Neuenburg im Breisgau, damals Prediger in Bern. Er sagte darin u. A.: Während der Bischof so drohend die Beobachtung der Fastenmandate verlange, finde er sich für jedes uneheliche Kind seiner Diöcesangeistlichen mit vier Gulden ab und ziehe daraus eine jährliche Einnahme von sechs- bis achttausend Gulden. Das fleißige Lesen der hl. Schrift und die Bekämpfung der geistlichen Prachtliebe und Habsucht nenne der Bischof Fürwitz und Aufruhr gegen die Kirche; aber wenn jemals Kriege daraus entständen, so trügen diejenigen daran Schuld, welche ihre Menschensatzungen mit dem Schwert behaupten wollen. Selbst tausend Jahre Unrecht seien noch keine einzige Stunde Recht; sonst hätten die Heiden wohlgethan, bei ihrem uralten Glauben zu verharren. Und wenn doch bloß das Alte gelten solle, so müsse man hoffentlich fünfzehn Jahrhunderte für länger halten als fünf, das Evangelium Jesu für viel älter als alle Decrete römischer Hierarchie. Veraltete Stadtordnungen, ruft er schließlich aus, werden in unserer Zeit gebessert, aber in der Kirche sollen wir ewige Narren bleiben, nie etwas ändern dürfen? Nein, all unser Fleiß und Ernst gehe darauf, daß wir mit Hilfe göttlicher Gnade nach dem Evangelio leben. Herr, wir bitten dich, du wollest deine evangelische Kirche gnädiglich erhören und den römischen Tyrannen mit einer gewaltigen Hand überwinden, auf daß wir dir in evangelischer Freiheit dienen können.

So tief und weit hatte bereits die reformatorische Bewegung allenthalben im Bisthum Konstanz Platz gegriffen — ein Zeugniß mehr, daß sie nichts Gemachtes, sondern etwas Gewordenes war. Ueberall dämmerte es; aber noch fehlte der Mann, welcher nach Geist und Herz befähigt und berechtigt war, die gährenden Elemente abzuklären und dem tiefen des Ziels noch unbewußten Drang nach Neuem das rechte Wort, die entsprechende That zu leihen. Da klopfte der geflüchtete Alpirsbacher Mönch an die Thore seiner Vaterstadt, und er fand freundlichen Einlaß und willigen Eingang und ward erst von seiner Heimathgemeinde in Schutz genommen, um sofort diese zu schützen mit den Mauern des Gottesworts und ihr Vorfechter zu werden mit dem Schilde des Glaubens.

4. Die Prüfung.

Als Ambrosius aus dem Kloster flüchtete, hatte er sich keine Plane für die Zukunft gemacht. Im Glaubensmuth hatte er die kühne That gewagt, in Glaubenszuversicht seine Wege dem befohlen, der ihm sein Wort zu seines Fußes Leuchte und zu einem Licht auf dem Weg seiner Pilgerfahrt gesandt hatte. Dem Zug seines Herzens und einer inneren Stimme folgend, hatte er sich zunächst zur alten Heimath, zum verödeten Vaterhause gewandt, in welchem noch eine heißgeliebte verwittwete Mutter und eine in frommer Treue ergebene Schwester lebten. Liebe zu Gott, zur Familie und zur Vaterstadt waren die Grundzüge im Character unseres Ambrosius. Diese dreifältige Liebe führte ihn der Heimath zu. Auch die

Rücksicht der Klugheit hieß ihn seine Schritte vom Kloster aus gen Konstanz lenken. Sie deutet er im Eingang seiner Vertheidigungsschrift an: „Anfänglich, damit ich hinnehmen und aufheben möge falsche Achtung und folglich auch Aergerniß, so vielleicht in Etlichen meines Abschieds halb erwachsen ist, rufe ich Gott und mein eigen Gewissen zu Zeugen in meiner Seele an, daß mich kein Unwille oder unbegründete Ursache ausgetrieben und zu weichen gereizt hat, wie denn jetzt ein Gassengeschrei ist, Mönche und Nonnen laufen aus ihren Orden, und das aus Verdruß klösterlicher Ruhe und Stille, damit sie leben mögen in fleischlicher Freiheit und nachhängen ihrem Muthwillen und weltlichen Begierden; sondern ehrhaftig große Beschwerde und dringlich Geheiß meines Gewissens aus Grund und Anweisung des göttlichen Worts, wie ich denn hoffe, daß alle Gelegenheit und Umstände meines Abweichens keine Leichtfertigkeit, Frevel oder irgend welches unziemliches Fürnehmen anzeigen. Denn ich weder Kutte noch Kappe von mir gelegt, außer etliche Tage meines Abschieds zu meiner größeren Sicherheit, bis ich mein Gewahrsam erreicht habe; bin auch weder in Krieg noch mit einer hübschen Frauen hingezogen, sondern habe mich unverzüglich, so immer erst mir möglich gewesen, gethan zu meiner viellieben Mutter und Verwandten, welche ungezweifelt eines christlichen Gemüths und in einer Stadt Konstanz solcher Achtung der Ehrbarkeit sind, daß sie mir zu keinem unbilligen Fürnehmen berathen oder beholfen wären." Durch die Rückkehr in das im Ruf frommer Rechtschaffenheit stehende Elternhaus, unter die unmittelbare Aufsicht des Bischofs hatte sich der Flüchtling gegen böswillige Unterschiebung eines unehrenhaften Motivs gewahrt, das ihn zu seiner Flucht verleitet hätte. Wurde aber auch diese Klugheitsrücksicht mit entsprechendem Erfolge gekrönt, so wurde dagegen die Liebe zu den Seinigen auf eine desto härtere Probe gestellt, um in heißer Prüfung obzusiegen.

Mutter und Schwester waren über den unerwarteten Besuch des Sohnes und Bruders mehr bestürzt als erfreut. Die in den Satzungen der alten Kirche ergraute bedächtliche Mutter konnte sich in den kühnen Entschluß ihres Sohnes nicht alsbald finden; nur schwer konnte sie es verwinden, daß der Sohn, welcher bisher ihr gerechter Stolz gewesen war, nun ein Aergerniß für viele Altgläubige werden und sie selbst ihren alten Hausfreunden entfremden sollte. Die Ehre des alten Patriciergeschlechts schien ihr gefährdet, der Anstand verletzt, selbst der Ruf der Frömmigkeit in Frage gestellt. Auch Margaretha, die tugendsame Jungfrau, empfing den Bruder nicht, wie dieser gehofft hatte, mit freudiger Zustimmung zu seinem gelungenen Wagniß. War es zuvor der Mutter und Schwester schwer gefallen, ihren Liebling Ambrosius zu missen, so wurde es ihnen jetzt noch schwerer, ihn als Flüchtling und Abtrünnigen im eigenen Hause zu beherbergen. „Ein entlaufener Mönch" — das stand vor ihren Augen als ein Brand- und Schandflecken, den nichts von ihrem Gewissen und

der Ehre ihres Hauses abwischen könnte. Beide waren wohl schon geraume Zeit mit dem neuen Pfingstgeiste, der durch die Kirche zu wehen begann, vertraut und befreundet: aber sie wurden an ihm irre, als sie sehen mußten, wie derselbe das ganze Haus Gottes erschüttere, wie der neue Most die alten Schläuche zerreiße. Der Kummer, den seine Flucht der Mutter und Schwester bereitete, ging dem zärtlich liebenden Sohn und Bruder tief zu Herzen. Verfolgt von den Klosterbrüdern, mißverstanden von den eigenen Hausgenossen — wohin anders konnte sich Ambrosius wenden, um sein volles Herz auszuschütten und Beruhigung zu suchen, als an die Stadt, von der aus sein Herz verwundet worden war, und die es nun auch heilen sollte, nach Wittenberg? Dort schlagen ihm zwei mitfühlende Herzen entgegen, die ihn verstehen und denen er darum auch sein gepreßtes Herz frei öffnen darf. Am 25. Juli 1522 schreibt Ambrosius an Thomas, seinen „viellieben Bruder in Wittenberg" folgenden Brief: „Vor allen Dingen sei dir kund gethan, daß ich unlängst (nemlich am 8. Juli) aus unserem Alpirsbach, wo ich nur allzulang gleich einem Kinde unter den Elementen der Welt diente, zu einer gemeinsamen und zugleich freieren christlichen Lebensweise unter dem Schutz Christi zurückgekehrt bin. Wohl eine kühne That, um welche mich Viele ins Angesicht schelten werden, aber die mir gleichwohl kein Gutgesinnter (wenn er nur die näheren Umstände genau kennt) übel auslegen mag. Denn was sollte ich thun? Der Abt war sehr böse auf mich, deßgleichen auch einige Conventsbrüder. Dann, um die übrigen Plackereien, denen ich fortwährend bloßgestellt war, mit Stillschweigen zu übergehen — in Betreff ihrer konnte ich ja hoffen, daß sie bald ihr Ende erreichen werden, oder sie mit ungebeugtem Muthe ertragen —: verboten war mir die fromme Beschäftigung mit jenen Schriften, welche mein in römischen Verordnungen ausgehungertes und vertrocknetes Herz allein tränken und stärken konnten, verboten war mir die Predigt vor dem armen Volke, durch welche ich dasselbe aus dem Rachen der gierigen Wölfe mit aller Macht zu entreißen versuchte; verboten war mir die Vorlesung, durch welche ich die Brüder unter den Mönchen von Menschensatzungen abzubringen und für die wahrhaft christliche Freiheit zu gewinnen gewohnt war; verboten war, um es kurz zu sagen, Christus selbst, der nirgends heller wiederstrahlt, nirgends gnädiger uns anblickt, als in jenem von ihm uns aus dem Himmel hernieder gebrachten Gotteswort: solche mehr als gottlästernde Gotteslästerungen konnte, ja durfte mein Herz nicht länger ertragen. Der Abt bewies sich mir bereits um Luthers willen überaus feindlich. Schon war der Name Luthers von ihnen allen mit öffentlichem Fluch belastet. Das hätte ich immerhin standhaft ertragen, wenn sie nur der Schrift die gebührende Ehre gezollt hätten. Aber so weit erstreckte sich bereits ihr Vorurtheil, daß sie Alles, was ich aus dem Evangelium oder aus Paulus mit Fleiß entlehnt hatte, verschrieen, als stamme es von Luther und sei darum ketzerisch und gottlos, wie sie denn auch gar

keine Verantwortung meines Glaubens annehmen wollten. Eine Zeit lang übte ich mich wohl in christlicher Bescheidenheit und Geduld, so lange ich noch hoffen konnte, sie damit für Christum zu gewinnen. Darum beugte ich, obschon ich selbst zur christlichen Freiheit hindurch gedrungen war, meinen Nacken um ihretwillen gern unter das Joch des Gesetzes, ward den Juden ein Jude und wünschte mit Paulo ein Fluch für meine Brüder zu werden. Als ich aber gewahr werden mußte, daß ich damit gar nichts ausrichtete und daß sie meine Hoffnung Tag um Tag mit ihrer Hartnäckigkeit vereitelten (wie denn diese Art Leute überaus zäh an ihrem Aberglauben festhält), so erachtete ich es an der Zeit, an mich selbst zu denken, ehe ich durch längeren Verzug mich selbst mit ihnen ins Verderben stürzte. Diese Gefahr lag aber nahe. So ging ich denn gemäß dem Befehl Christi, der seine Jünger hieß, aus der Stadt zu ziehen, welche sein Wort nicht annehme. Im Vertrauen auf welchen Beistand und unter welchen Bedingungen ich aber schied, zu erzählen, das würde mich zu weit führen. Aber, höre ich dich entgegnen, du hättest das Aergerniß vermeiden sollen! Diesen Einwand habe ich mir oft und viel vorgehalten; da ich aber auch unter Jenen (wenn ich Christum nicht verläugnen wollte) ohne Anstoß nicht leben konnte, und die unwissenden Leute, die mir Tag um Tag vorwarfen, daß ich ihnen zum größten Aergerniß gereiche, mich fortwährend Ketzer schalten, bat ich sie wiederholt bei allen Heiligen um die Erlaubniß meines Abschieds. Da ich diesen nicht erhielt, ging ich auf das Dringen meines Gewissens, auf den Rath der Besten, mit der Hilfe Christi (denn daran darf ich nicht zweifeln) gegen ihr Wissen und Wollen, um vielleicht nie mehr zurückzukehren, wenn nicht zuvor dieser böse Geist aus den Mönchen durch den Geist Gottes ausgetrieben worden. Ob dieses jemals geschehen wird, weiß ich nicht; das aber weiß ich, daß der Aberglaube und die Werkgerechtigkeit sich bei ihnen bis zuletzt halten wird. Schreibe mir, welchen Lebensweg du mir einzuschlagen rathest. Mein höchster Wunsch wäre, bei dir zu leben. Könntest du unsere Mutter überreden, daß sie hiezu die Einwilligung gäbe, so würdest du mir hiemit den willkommensten Beweis deiner Bruderliebe ablegen. Lebe wohl. Bestelle tausend Grüße an unsern Philippus und ebenso viele an den großmächtigen Luther." Wenige Tage darauf (6. August) schrieb Ambrosius an Melanchthon selbst: „Wenn jemals, so verlangt es mich jetzt, mein hochgelehrter Philippus, an dich zu schreiben, denn schweres Geschick und unselige Lage bedrängen mein Gemüth. Kaum habe ich das Kloster verlassen, so komme ich in übles Gerede, daß ich dem Aergerniß nicht vorgebeugt habe; ja Einige meinen, ich solle dahin zurückkehren. Aber eher wollte ich sterben, als länger an diesem Heerd der Gottlosigkeit gefangen gehalten werden, da ich es zu keinem Frommen der Mönche und zu meinem eigenen größten Schaden thun würde. Ueber den Stand aller meiner Angelegenheiten und insbesondere in Betreff dieses Punktes wird dich übrigens mein Bruder ausführlicher

berichten. Dich bitte ich im Namen des allein guten und mächtigen Gottes und bei Allem, was dich rühren kann, daß du mir deine Ansicht mittheilest und mich genau wissen lassest, was du mir zu thun anrathest. Dein Rath soll mir die Stelle eines Orakels vertreten, denn ich weiß, daß du den Geist Christi hast und nichts rathen kannst, was gegen sein Gebot wäre." Zum Schluß bestellt Ambrosius Grüße an Luther, „unsern höchsten Vater, der uns wiedergebiert, bis er Christo in uns eine Gestalt gebe." Melanchthon ließ auch seinen Freund nicht lange auf Antwort warten; schon am 14. September schrieb er ihm einen zur Ausdauer auf dem eingeschlagenen Weg ermunternden Brief. Er ruft ihm das paulinische Wort zu: Halte an deinem Bekenntniß! und fährt fort: „Laß dich nicht bestimmen, zu jenen Schwarzröcken zurückzukehren, denn du kannst ohne öffentliche Schande und Schaden des Evangeliums deinen Fuß nicht mehr zurücksetzen. Die Feinde Christi würden es deuten, als ob du, vom Gewissen gedrungen, unter der Verdammung des Evangeliums der Freiheit deiner That dich gereuen ließest. Im Uebrigen bitte ich dich, falls deine Umstände nicht ein Anderes erheischen, du mögest dein Ordensgewand nicht ablegen, damit du wenigstens in diesem Punkt dem Unverstand der Menge Rechnung tragest, bis die Zeit ein Anderes gebietet. Denn hierin, dünkt mich, sollen die Besten so wenig als möglich von ihrem Rechte Gebrauch machen wollen, vielmehr den Anderen nachgeben und Aergerniß verhüten, so weit es immer angeht. Also hat Christus, also haben die Apostel gethan. Selbst Martin wollte Alles eher als sein Augustinerkleid ablegen oder in irgend einer, wenn auch noch so unwesentlichen Ceremonie, wenn sie nur dem Evangelium nicht zuwiderlaufe, einem Bruder Aergerniß geben. Du weißt, daß es bei euch einige fanatische Christen gibt, welche das Bekenntniß Christi nur ins Fleischessen und sonstigen heidnischen Wahn setzen. Sie nennen sich bald Lutheraner bald Evangelische, und doch belasten sie den Namen des Evangeliums mit solcher Schande, daß ich fast wünschen möchte, die Papisten sollen in ihrer Verfolgungswuth gegen die Bekenner des Evangeliums fortfahren, damit dadurch jener Bodensatz unseres Lagers abgeschreckt werde, sich fälschlich diesen heiligen Namen anzumaßen. Bedenke, daß du Christum bekennst, also das Kreuz tragen und dich auf das Aeußerste gefaßt halten mußt, nachdem du jenen Dickbäuchen den Rücken zugekehrt hast. Ich achte dich nicht für einen solchen Neuling im Christenthum, daß du meines Rathes bedürftest oder nicht wüßtest, in welcher Gestalt sich Christus uns zu erkennen gebe, nemlich in jenem verachteten und von der Welt verdammten Zeichen des Kreuzes."

Eines solchen Freundeszuspruchs bedurfte Ambrosius gar sehr in der schwierigen Lage, in welche er sich versetzt sah. Mußte er doch neben allem Schweren, das im eigenen Hause auf ihm lag, auch der Schritte gewärtig sein, welche von seinen Klosteroberen gegen ihn erfolgen würden. Wenn auch das Kloster sich im Stillen Glück wünschen mochte, den geistig

überlegenen und glaubensstarken Bruder zu missen, welcher ihm je länger je mehr Verlegenheit zu bereiten drohte; so bedurfte es doch keines großen Scharfblicks, um zu erkennen, wie gefährlich die Anwesenheit Blaurers in einer Stadt und zu einer Zeit werden mußte, in und zu welcher eben das mit dem alten Papstthum zerfallene Volk sich nach einem Führer umsah, welcher ihren Ahnungen das bestimmte Wort, ihren Wünschen den beredten Ausdruck, ihren Forderungen den rechten Nachdruck gäbe. Darum scheint denn auch von Konstanz aus der Abt von Alpirsbach die Weisung erhalten zu haben, das Geschehene nicht unvermerkt hingehen zu lassen. Am Neujahrstage 1523 erschien der Licentiat Johann Kingsbach vor dem Rath in Konstanz, um Namens König Ferdinands und der Württembergischen Regierung die Rücksendung Blaurers ins Kloster zu fordern: das begehre der Abt, welchem Ambrosius Treue geschworen habe; das fordere der König; so zieme es dem Entflohenen mit Rücksicht auf sich und seine Familie. Doch der Rath war keineswegs gemeint, diesem Antrag ohne Weiteres nachzukommen und sich an Blaurer zu vergewaltigen; er entließ Kingsbach mit dem Versprechen, den Flüchtling zu einer schriftlichen Vertheidigung anzuhalten. Dieß war die Veranlassung zu der Abfassung der uns bereits bekannten „wahrhaften Verantwortung“ Blaurers, welche an den Rath gerichtet und vor vollem Rath verlesen, einfach der Stuttgarter Regierung übersandt wurde, indem sich der Rath der Hoffnung hingab, „es sollte mit dem die Sach in Ruhen stehen und der Blaurer zu Konstanz bleiben, wie dann beschehen ist.“ In dieser Schutzschrift erklärte sich Ambrosius schließlich unter folgenden Bedingungen zur Rückkehr in die Klostermauern bereit:

„Am Ersten würde ich mir keineswegs wehren oder verbieten lassen meine vorbehaltene, auch alle andere Lehren, so aus hl. biblischer Schrift Grund haben, würde auch inhalts christlicher Schuld dieselben in brüderlicher Treue und Liebe allen Anderen, deren begierig und nothdürftig, fleißig ohne alles Entsetzen mittheilen. — Zum Andern insgemein zu reden, würde ich mir fürderhin keine Klostersatzung hinderlich lassen sein an göttlichem Befehl und Geboten, sondern wo und wann göttliche und menschliche Satzung auf einander stoßen, als denn jetzt in den Klöstern aus Schuld ungelehrter Prälaten oft geschieht, würde ich greifen nach dem göttlichen und das menschliche fahren lassen, wie denn wohl zu vermuthen, daß ich und ein Jeder, so sich guter Meinung in einem Orden begibt, des Willens und Fürnehmens sind, daß wir durch klösterliches Leben in dem Weg göttlicher Gebote geführt und nicht durch ungegründete menschliche Satzung davon gewiesen wollen werden. — Zum Dritten würde ich aus christlicher Pflicht allweg widerfechten die unleidlichen Beschwerden der Seelen in casibus reservatis abbati, d. i. in den vorbehaltenen Fällen etlicher Stücke, von deren wegen der Abt selbst um Absolution angesucht muß werden, so doch die begangene That mehrmals an ihr selbst und vor

Gott gar nicht Sünde ist, als das Schweigen brechen nach completer Zeit, auch mit guten nutzen Worten aus Forderung christlicher Liebe einen Apfel oder sonst etwas essen zwischen den Mahlzeiten ohne besonderen Urlaub, einen Brief empfahn oder hinschicken u. dgl., wie denn jeglicher Abt nach eigenem Wohlgefallen seiner Absolution vorbehält, welche und wie viele solcher Fälle er will. Doch mag ich wohl gedulden, zu Unterhaltung klösterlicher Ruhe und Ordnung, daß man leibliche Strafen darauf setze denen, so hieran säumig sein wollen; aber sonst würde ich alle Anderen dahin weisen, daß sie ihre Seele und Gewissen dieser Dinge halb frei behalten und allein Gott den Herrn daselbst durch sein Gebot und Verbot regieren lassen. — Zum Vierten würde ich der unerfahrenen Jugend, so des Ordens begehrt, wann sich die Zeit ihrer Profession verlauft, in allweg räthlich und beholfen sein, daß sie solche Seelenstricke nicht annehmen, will sonst gerne darob und daran sein, daß man sie da erziehe und behalte, so lange sie aus freiem, unangebundenem Geiste in klösterlichem Leben beharren wollen. Denn ich wohl erlernet habe, mehr an Andern denn eigener Person, was sorgliche Gefährlichkeit und Seelenmord aus solchem unbedachten Gelübde und ewigem Verbündniß erwachsen. — Zum Letzten, weil sich die geistlichen Ordensleute vor anderen Christen schelten lassen Anhänger und Vollzieher evangelischer christlicher Vollkommenheit, würde ich höchsten Vermögens daran sein, auch alle Anderen mit möglichem Fleiß dazu vermahnen, daß wir dieses Lob und Namen mit der Wahrheit behalten mögen, das Rechten und Fechten, so wir bisher um das Zeitliche mehr denn andere Leute getrieben haben, nach dem Geheiß Christi abstellen, weltliche Pracht und Herrlichkeit, auch eigene Leute sammt den ungöttlichen Beschwerden und Fällen fahren lassen, dieweil doch solches Alles so ganz hinderlich und entgegen ist klösterlichem und evangelischem Leben; deßgleichen daß wir die armen Leute, des Gotteshauses Unterthanen, allenthalben mit tapferen, gelehrten, gottesfürchtigen Seelsorgern versehen, ob wir gleich von deßwegen die Incorporationes und Einlebungen der Pfründen übergeben und von der Hand lassen müssen, damit den Unterthanen durch kernhafte besserliche Hirten desto förderlicher gerathen werde; dann mehr an denselbigen gelegen und Gott löblicher ist, denn daß wir zeitlichen Ueberfluß und sie ihrer Seelennothdurft Mangel haben; auch der billig den Nutzen und Genieß hat, der die Bürde und Arbeit tragen muß. — Wo diese jetzt angezeigten Artikel von mir erlitten mögen werden, will ich nicht allein geneigt und erbietig sein wiederum zu kehren, sondern auch meine Herren, Väter und Mitbrüder höchsten Fleißes unterthänig bitten, daß sie mich wiederum in ihre Gemeine und geistliche Gesellschaft aufnehmen. Denn wahrlich klösterliches Leben wäre ein gut gottgefälliges Leben, wo etwas an der Reformation und Ordnung nach Gelegenheit unserer Zeit vorgenommen, die zeitliche Pracht und weltliche Herrlichkeit abgestellt, viel ungegründete Klostersatzung, durch welche die Ordensleute mit einer Un-

masse beschwert und überladen sind, gemildert und hingenommen, aber zuvor der grausame Seelstrick der Gelübde, in welchem die unverständige Jugend oft verdammlich, als zu besorgen, verderben muß, aufgehoben würde, und die Klöster, wie vor Zeiten, Zuchthäuser und Kinderschulen wären, in denen die geile, muthwillige Jugend, die in der Welt (als wir vor Augen sehen) in aller Ueppigkeit und Büberei aufwächst, etwas gezähmt und zu geschriftlicher Kunst und Gottesfurcht erzogen würde; deßgleichen die Prediger und Andere, so der Lehre und göttlichem Worte mit freiem Gemüthe obliegen wollten, daselbst ihre Ruhe und Gemach, von Männiglichem ungeirrt, in aller Stille haben möchten; denn also möchten Land und Leute sammt gemeiner Christenheit solcher geschickter Leute, daselbst erzogen, genießen und erfreut werden, so man doch jetzt nicht spüren oder wissen mag, wozu so viele Nonnen und Mönche nutz sind, denn allein daß sie sich mästen und ihnen selbst leben, auch mit anderer Leute großer Beschwerde Gut und Geld sammeln, wie fast sie sich immer rühmen evangelischer Armuth und Vollkommenheit. Wo mir aber obgemeldeter Vorbehalt jetzt verzeichneter Artikel abgeschlagen, würde ich mich weiter keineswegs meines Gewissens halber in das Kloster begeben mögen, denn ich weder in Fried noch Einigkeit leben, möchte auch fürbaß weder mir noch Anderen nutz sein, sondern würde vorige Uneinigkeit wiederum erneuert und je mehr und mehr zunehmen; darum ich dann vorhin ausbleiben und einer anderen Zeit göttliches Einsehens erwarten, will nichts desto minder einem Gotteshaus Alpirsbach und dessen Verwandten in christlicher Liebe, wo ich Ursache haben mag, Gutes thun und freundliches Wohlgefallen beweisen, mich auch hin als her mit Hilfe des Herrn wohl und frömmlich, ich sei wo ich wolle, halten; denn mich das göttliche Wort allenthalben in Ruh und Stille gefangen und in die rechten Klostermauern seiner Gebote verschlossen hat, und auch der frömmste Mönch vor den Augen Gottes nicht mehr sein kann, denn ein frommer Christ, der ich von Gott allezeit ernstlich begehre im Leben und Tod erfunden zu werden."

Die Vertheidigungsschrift blieb von Alpirsbach und Stuttgart aus zunächst unbeantwortet, und Blaurer übersandte sie auf den Wunsch vieler Freunde Anfangs März 1523 zum Druck nach Basel. Oecolampad, den der alte Universitätsgenosse um Besorgung des Druckes gebeten hatte, rieth zwar von der Veröffentlichung derselben ab; „das Volk," schrieb er, „ist der vielen Vertheidigungen überdrüssig; deine Ehre ist vollkommen gewahrt, wenn der Rath deiner Vaterstadt dich frei spricht. Wir müssen es uns schon gefallen lassen, daß es Leute gibt, die uns Böses nachreden, uns verabscheuen und verdammen; wir müssen es uns gefallen lassen aus Liebe zu dem, der selbst unter die Uebelthäter gezählt ward. Wir müssen durch Sanftmuth und Geduld überwinden." Oecolampad besorgte auch, Blaurer möchte sich durch den Druck dieser Schrift neue Ungelegenheiten bereiten, und rieth daher jedenfalls zu einer Ueberarbeitung derselben, etwa unter

dem Titel: Wann ist es erlaubt in das Kloster ein- oder auszutreten? Gleichwohl erschien die Schrift in unveränderter Gestalt 1523 in Basel und erndtete insbesondere Capito's hohes Lob.

Gleichwohl hatte das Kloster Alpirsbach die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, den abtrünnigen Bruder wieder einzufangen. Der alte mißgünstige Abt war im Februar 1523 gestorben und an seine Stelle Ulrich Hamma, ein Freund der Blaurer'schen Familie, insbesondere mit Ambrosius eng verbunden, gewählt worden. Er sollte mit einschmeichelnden Freundesworten erreichen, wozu der Arm der Gewalt nicht ausgereicht hatte. Er traf Ende Augusts in Konstanz ein und ließ sich arglos zum Werkzeug bischöflicher List benutzen. Nicht bloß hielt er Blaurern die persönlichen Gefahren vor, gegen welche ihn allein das Kloster schützen könne, sondern auch das Aergerniß, welches er seiner Familie und Vaterstadt gebe; andererseits versprach er ihm volle Freiheit, ungefährdet im Kloster den früheren Studien obzuliegen, und die Erlaubniß, Alles, was ihm gutdünke, lesen und auch Anderen vertraulich mittheilen zu dürfen. Es gelang dem Abt, auch Blaurers Mutter und Schwester zu Verbündeten zu bekommen: aber Ambrosius durchschaute die List und weigerte sich, ins Kloster zurückzukehren, so lange der alte Ceremoniendienst bestehe: das Kloster sei kein Leben, es sei das Grab eines Menschen. Auch Bürgermeister Bartholomäus Blaurer und Reichsvogt Johann Schultheiß bestärkten ihn in seiner Weigerung, und als der Abt nach einigen Tagen noch einmal mit Versprechungen und Drohungen abwechselnd ihn bestürmte, auch Margaretha das Herz des Sohnes mit Hinweisung auf die arme Mutter, welche unter den Schmähreden gegen den abtrünnigen Sohn mit Kummer in die Grube fahren müßte, erweichte, so verstand sich schließlich Ambrosius zu dem Ausweg, sich für den Winter in die vier Wände des oberen Stockwerkes des elterlichen Hauses einzuschließen, so daß seine Anwesenheit in Konstanz außer den Familiengliedern nur den zuverlässigen Mägden bekannt sein sollte, während der Abt überall aussagen wollte, er sei von ihm als Gesandter irgend wohin verwendet. Der Plan war ernstlich gemeint, aber auf die Länge nicht ausführbar. Bald sehen wir Blaurer aus der stillen Wartburg des oberen Gemaches, in welchem mütterliche Vorsicht ihn geborgen hatte, herabtreten auf den Kampfplatz seiner Vaterstadt mit dem Losungswort: Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist meiner nicht werth!

5. Die Sammlung.

Ambrosius hatte es nöthig, erst sich selbst und seine künftigen Glaubensmitstreiter im Gebetskämmerlein und in der Rüstkammer des Gotteswortes zu sammeln, ehe er als der beherzte und entschlossene Vorkämpfer der Reformation in seiner geliebten Vaterstadt auftrat. Seine Glaubensthat war seiner Glaubenseinsicht vorangeeilt: treulich benutzte er nun die ihm vergönnte unfreiwillige Muße und Zurückgezogenheit, um seine theo-

logische Studien fortzusetzen und die neu gewonnenen Ueberzeugungen zu befestigen und zu begründen. Dieses geschah neben dem Lesen der Schrift durch die Bekanntschaft mit den Schriften und Personen der Reformatoren. Dem Rath Melanchthons Folge leistend, hatte er, um zu zeigen, daß er vom Klosterleben aufrichtig geredet, das Ordenskleid noch lange Zeit beibehalten, bis Oecolampad ihn auf Etlicher Ansinnen durch ein dringliches Schreiben aufmunterte, dasselbe abzulegen, da mit den Papisten an keine Aussöhnung mehr zu denken sei. Noch nahm Ambrosius eine Mittelstellung zwischen den Wittenbergern und Schweizern ein. Er selbst hatte vom Kloster aus nur auf Luther gesehen, auch in Konstanz ward die ganze reformatorische Bewegung von bischöflicher Seite als eine lutherische Ketzerei betrachtet; doch schrieb schon im Jahr 1523 der Generalvicar Faber an einen Bekannten: „Neues weiß ich dir nichts zu schreiben, als daß bei den Zürichern ein neuer Luther aufsteht, der um so gewaltiger ist, mit einem um so rauheren Volk er es zu thun hat. Ihm mich entgegenzustellen, werde ich, ich mag wollen oder nicht, gezwungen, wie du bald sehen wirst.“ Ambrosius verdankte nicht nur seine ganze neue Erkenntniß dem Lesen der lutherischen Schriften, sondern war auch durch seinen Jugendfreund Melanchthon an die Wittenberger gewiesen. Diese Verbindung ward verstärkt durch den Aufenthalt seines Bruders Thomas in Wittenberg. Beide Brüder standen unter der Einwirkung Melanchthons und hegten für Luther unbedingte und unbegrenzte Hochachtung und Verehrung. Zwar gibt Ambrosius in seiner Vertheidigungsschrift zu, daß es auch ihm oft mißfallen habe, daß Luther „so ganz kutzlich, sporraß, anfällig und bissig ist, seine Widersacher und namentlich auch die großen Fürsten, geistlich und weltlich, so mit frevler Durstigkeit antastet, schilt und lästert“, aber, setzt er hinzu, er habe darum seine gut christliche Lehr nicht verworfen, auch seine Person in dem Stück nicht urtheilen wollen, „nemlich dieweil ich seinen Geist und das heimliche Urtheil Gottes (das vielleicht durch diesen einigen Mangel viel Leute von seiner Lehre abziehen will) nicht erkennen kann, und er nicht seine eigene Sache, sondern das göttliche Wort verfechten will; deßwegen ihm viel nachgegeben und Alles zu einem gotteifernden Zorn ausgelegt mag werden. Denn auch Christus, der Brunn und Bildner aller Sanftmüthigkeit, die verstockten, steinherzigen Pharisäer oft vor allen Anderen rauh angefahren, ihnen geflucht und sie falsche Gleißner, gemalte Todtengräber, Hurenkinder, blind und Blindenführer, auch des Teufels Kinder genannt hat, wie denn evangelische Historie anzeigt; deßgleichen seiner Gegenschreiber halber gedenkt er vielleicht des Spruchs Salomonis: Gib dem Thoren eine thörichte Antwort, damit er sich selbst nicht für witzig halte! Auch legte er vielleicht Manchem gern großen Titel zu, wenn es mit Wahrheit Fug möchte haben, vermeint aber, es schicke sich nicht, daß er die Befinsterten durchleuchtig, die reißenden Wölfe gute Hirten, die Ungnädigen gnädig

nennen soll, denn ungezweifelt, wo ihm bisher Gott nicht gnädiger denn sie gewesen, wäre seines Gebeines nicht mehr auf Erden." Ambrosius zweifelte nicht entfernt daran, daß er ein guter Lutheraner sei und bleiben werde, obschon er sich alsbald nach seiner Heimkehr aus dem Kloster an Baron Theobald Geroldseck, Administrator zu Einsiedeln, gewandt hatte, um durch dessen Vermittlung auch in Zwinglis Freundschaft einzutreten. Dieser Wunsch ward zwar nicht sogleich erreicht, mochte aber durch Dr. Wanner und später durch Johann Zwick, die beide auch in der Lehre vom Nachtmahl Anhänger Zwinglis waren, noch bestärkt werden. Am 27. Juli 1523 hatte Ambrosius auf Antrieb des Arztes Manlishofer an Zwingli einen Brief geschrieben, in welchem er ihm Fabers Plane enthüllte und schüchtern um eine Antwort bat, welche denn auch wirklich am 9. October in ziemlich kühler Form erfolgte. Mit Oecolampad, der die alten Beziehungen auf der Universität zwar vergessen hatte, ward seit dem März 1523 die Verbindung hergestellt; mit Capito und den Straßburgern wurden seit April 1524 Briefe gewechselt. Noch hatte der seit 1524 entbrannte Abendmahlsstreit Blaurern weder den Wittenbergern noch den Schweizern entfremdet: mit beiden fühlte er sich eins in Glauben, Liebe und Hoffnung.

Im Herbst 1524 kam auch Thomas aus Wittenberg zurück, und mit ihm erhielt Ambrosius den entschlossensten Kampfgenossen. Ohnedem wurden die Beziehungen unseres Ambrosius zu den drei evangelischen Predigern in Konstanz immer inniger und herzlicher, so daß Jener schon am 14. September 1523 in einem Brief schrieb: „Faber und der von Faber geleitete Bischof sind noch immer bemüht, mich zur Rückkehr nach Alpirsbach zu bewegen, da sie wähnen, Alles, was in Konstanz zur Förderung des Evangeliums gesprochen und gethan wird, gehe von mir aus; auch der Schutz, den es von Seiten des Raths genießt, sei mein Werk." Aeußerlich vertrat die Sache des Evangeliums zumeist der schon erwähnte Domprediger Dr. Wanner, dem selbst ein Erasmus das Zeugniß „eines Mannes von evangelischer Redlichkeit" gab. Wanner hatte sich, namentlich in Folge einer Gesandtschaft nach Zürich im Frühjahr 1522 dem Evangelium zugewandt und war seither, unterstützt von Botzheim und Blaurer, in immer offneren Conflict mit der bischöflichen Curie getreten. Nachdem der Bischof seine Entfernung umsonst gefordert hatte, erschien er selbst am 11. Februar 1523 in Begleitung seines Generalvicars und mehrerer Chorherren und weltlichen Ritter vor dem Stadtmagistrat, diesen aufzufordern, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen: sein väterliches Gemüth und Meinung sei, allenthalben bei den Prädicanten darauf und daran zu sein, daß sie auf den Kanzeln nichts Neues vorbringen, sondern wie von Alters her lehren und das Volk von der lutherischen Lehre auf den alten Glauben ziehen, wozu dienlich sein werde, wenn der Rath den Gemeinen gebiete, von den Dingen, die sie nicht begreifen, nichts zu reden,

den Glauben ihrer Ahnen zu behalten und den Oberen zu überlassen, davon zu handeln, damit Friede, Ruhe und Einigkeit erhalten werde und ein Jeder bei dem Seinigen wie von Alters her bleiben möge, dessen er sich in Gnaden gegen den Rath versehen wolle. Als der Magistrat unter Berufung auf den bevorstehenden Reichstag zu Nürnberg eine ausweichende Antwort gegeben hatte, stellte der Bischof an ihn das Gesuch, er möge in allen Gemeinden befehlen, daß man sich aller unziemenden Reden enthalte und der verdammten lutherischen Secte nicht weiter anhange. Als auch dieses Ansinnen abschläglich beantwortet worden war, verschärfte der Generalvicar seinerseits die von angehenden Priestern geforderte Eidesformel; dieselben sollten sich insbesondere verpflichten, daß sie allen neuen Ketzereien und verkehrten Lehren, am Meisten aber der lutherischen Erzketzerei nicht beistimmen wollten, vielmehr denselbigen allen und einem Jeden besonders Böses wünschten. Hiermit glaubte man wenigstens einer Vermehrung der evangelischen Prediger in der Stadt vorgebeugt zu haben; aber man wollte auch die bestehende Zahl verringern. Der Bischof vermochte den erst seit dem Jahr 1526 entschieden auf die Seite des Evangeliums tretenden Pfarrer Johann Spreter an der St. Stephanskirche seinem Helfer Bartholomäus Metzler den Abschied zu geben und dessen Stelle einem Gegner der Reformation, Johann Modler, zu übertragen. Sobald aber dieser die Kanzel betrat, liefen Viele aus der Kirche, sagend, sie hätten vormals einen guten getreuen Hirten an Metzler gehabt, Modler aber sei ein reißender Wolf. Schon drohten Einige, der Pfaffen Häuser zu plündern, wenn sie nicht die Obrigkeit fürchteten. Hiedurch sah sich der Rath veranlaßt, die Sache mit Ernst in die Hand zu nehmen, und setzte es nicht nur am 8. Juni 1523 durch, daß der neue Helfer entfernt und Metzler wieder angenommen wurde, sondern empfahl auch dem Letztern ausdrücklich, das Evangelium Christi klar und lauter zu predigen, indem er ihm in Allem, was aus heiliger Schrift zu erweisen sei, kräftigen Schutz zusagte. Ebenso nahm sich der Rath des Pfarrers Windner an, als dieser von dem bischöflichen Fiscalate zur Rechenschaft gezogen wurde, weil er in der St. Johanniskirche gepredigt habe: Ein Sünder möge auch ohne Ablaß getröstet werden, das Bannen wegen Geldschuld sei ungerecht, und die Taufe auch in deutscher Sprache erlaubt.

Doch der Konstanzer Rath beabsichtigte nicht bloß, die Zahl seiner evangelischen Prediger zu erhalten, sondern wollte sie auch vermehren. Als im September 1523 die Gemeinde Grund zu haben glaubte, sich über einen Prediger im Augustinerkloster zu beschweren, und an den Rath das Ansinnen stellte, daß man Ambrosius Blaurer zum Prediger daselbst bestelle, ward wirklich von den Augustinern begehrt, sie sollten, da ihr Prädicant eine undeutliche Aussprache habe, dem Blaurer ihre Kanzel einräumen. Das Ansinnen ward, wie sich erwarten ließ, rundweg abgelehnt. Die Mönche beriefen sich darauf, daß ihr Gotteshaus allein der

geistlichen Obrigkeit unterworfen sei, daß es ihnen zur Schande gereichen müßte, wenn sie einen Fremden, der weder ihres Convents noch Ordens sei, auf ihrem Predigtstuhl das Wort Gottes verkündigen ließen, endlich, daß Blaurer der lutherischen Ketzerei verdächtigt sei. Als der Rath ihnen entgegenhielt, daß sie schon oft andere Laien- und Ordenspriester ohne vorgängige Erlaubniß ihres Provinzials hätten predigen lassen, und sie seines Schutzes gegen Diesen und Jedermann vertröstete, wandte sich das Kloster an seinen Provinzial zu Straßburg, welcher den Rath vor dem falschen Propheten alles Ernstes warnte. Der Rath aber beharrte gleichwohl auf seiner Forderung, und ein Conflict ward nur dadurch vermieden, daß Ambrosius selber sich weigerte, im Kloster zu predigen. Er wollte seinem Alpirsbacher Abt nicht neue Verlegenheiten bereiten, hielt auch seine Kräfte diesem Auftrage nicht gewachsen. Er setzte sich hiedurch den Vorwürfen Oecolampads, der ihn der Möncherei beschuldigte, und Zwinglis aus, welcher ihn zu thatkräftigem Auftreten in der Vaterstadt ermunterte.

Immer offener trat der Streit zwischen Bischof und Rath der Stadt zu Tage. Ersterer befahl seinem Fiscal Ludwig Köllen, daß er den Helfer Metzler wegen seiner Predigten vor Gericht laden sollte. Es wurden 34 Klageartikel aufgesetzt und Metzler auf den 20. October zu Anhörung der Klage vor den bischöflichen Vicar in den Kreuzgang vorgefordert. Die Gemeinde gerieth bei dieser Nachricht in große Erregung, obwohl der Helfer sie mit der Versicherung zu beruhigen versuchte, daß er sich wohl getraue, für seine Predigten einzustehen. Der Rath verordnete darum Etliche aus seiner Mitte, mit dem Helfer vor dem Consistorio zu erscheinen mit der Weisung, eine Abschrift der Klage und einen Aufschub zu begehren, da der Rath als die rechte Obrigkeit zu Konstanz sich mit dem Bischof verständigen werde, wo, wann und wie in dieser Sache vorzuschreiten sei. Zu der anberaumten Gerichtsstunde erschien Metzler mit Ambrosius Blaurer, Johann Wanner und Jakob Windner in Begleitung einer großen Volksmenge, des Vogtes und der Rathsfreunde vor Gericht. Nach Verlesung der Klageartikel richtete Bartholomäus Blaurer, der Bürgermeister, des Raths Botschaft aus. Demgemäß ward ein neuer Gerichtstag anberaumt; es knüpfte sich aber daran ein langer Competenzstreit zwischen Bischof und Rath, der so wenig als die wider den Helfer erhobene Klage zum Austrage kam.

Die Zwietracht ward eine offenkundige: von der Gerichtsstätte ward sie jetzt auf die Kanzeln übertragen, und zwar nicht nur in der Stadt, sondern auch in der Umgebung derselben. In der Vorstadt Petershausen predigte der Benedictiner Jakob Ruff: Wer die Heiligen nicht anrufe, sei des Teufels. In dem benachbarten Almannsdorf nannte der dortige Pfarrer Johann Brack alle diejenigen Leute Ketzer, welche Luthers Bücher lesen, und versicherte, lieber wolle er mit dem Henker als mit derlei Gesellen an einem Tisch sitzen. Insbesondere tobte der Ueberbringer

Pfarrer Johann Schlupf auf seiner Kanzel gegen die Neuerer. Er hatte gegen sie eine solche Erbitterung in seiner Gemeinde angeschürt, daß der Domherr von Botzheim und Ambrosius Blaurer, als sie einmal über den See in jene benachbarte Reichsstadt fuhren, dort nur mit Mühe der Gefangennehmung entgehen konnten!

Um das Zerwürfniß aufzuheben, erschien am 22. Januar 1524 eine eigene Gesandtschaft Erzherzog Ferdinands und überreichte ein Schreiben des Inhalts, ein Rath solle sich der Lutherei abthun und nicht gestatten, daß das Evangelium nach Luthers Auslegung gepredigt werde. Der Rath nahm seine Prediger in Schutz und versicherte, ihre Lehre stimme nach Vorschrift des Reichstages mit dem Evangelium überein, wie denn dieselbigen auch bereit wären, dieses in einem Religionsgespräche zu beweisen. Sofort berief der Rath die acht Stadtprediger am 9. Februar vor sich und eröffnete ihnen, er habe einen Begriff gestellt, welcher Gestalt in Konstanz das Evangelium solle gepredigt werden. Eine Abschrift desselben ward auch der Gesandtschaft zugestellt, daß sie sie dem Herzog Ferdinand übergebe, welcher sich darüber zufrieden äußerte. Der Begriff lautete so: „Es wurde bei unseren Zeiten viel Zwiespältigkeit dem christgläubigen Volk, doch Alles unter dem Namen des Worts Gottes verkündet und aus dem groß Aergerniß der Einfältigen, viel Verwirrung der Gewissen, merkliche Zerrüttung brüderlicher Liebe und darnach allerlei Zank, Neid und Unwille verursacht. Zu welcher Fürkommung ist eines ehrsamen Raths dieser Stadt Konstanz ernstliche Bitte und Meinung, daß die Prädicanten allhier nun fürohin an den Kanzeln gar nichts predigen und dem Volk verkünden, denn nur das heilige Evangelium hell, klar und nach wahrem christlichem Verstand, ohne Einmischung menschlichen Zusatzes, der auf h. biblische Schriften nicht gegründet ist, sondern nur nach Auslegung des Evangelii selbst und h. biblischer Schrift, und was sie mit biblischen Schriften erhalten mögen und beweisen; doch dabei alle Fabeln, unnützen Tand, auch disputirliche Sachen, daran den Christgläubigen nicht viel gelegen oder ihnen zu wissen ohne Noth ist, auch was in Irrung sie führen möchte oder wider die Obrigkeit bewegen, unterlassen und allein ihr sagen, was zu wahrer Ehre Gottes und zu Beruhigung der Gewissen dient, dazu was in Gottes Liebe und des Nächsten leitet.“ Sämmtliche Prädicanten gaben zu, daß dieser Begriff christlich und gut sei, und versprachen, ihm nachzukommen. Doch war hiemit der Zweck der österreichischen Gesandtschaft nicht erreicht, und selbst als nun der Bischof dem D. Wanner die Pfarrstelle im Münster nahm und sie dem Dominicaner Pirata übertrug, ertheilte der Rath auf Begehren der Bürger Wannern die Erlaubniß, in St. Stephan zu predigen, und als der Secretair Sutter den Wanner beim Rath verklagte und seine Entfernung beantragte, ward ihm durch Ambrosius Blaurer geantwortet: Wanner habe ganz evangelisch gepredigt; wenn ihr aber, fuhr Blaurer fort, nur auf Gassenmährchen

horcht und hin und her tragt und sonst nichts Anderes zu schaffen wisset, so wäret Ihr besser zu Haus geblieben. Spart eure Lehre und euren Rath für euch, wir bedürfen derselben nicht und haben regiert, bevor wir euch kennen lernten. Sollten wir aber einmal eures Rathes bedürfen, so wollen wir euch in eurer Herberge zum Hecht oder an Sr. Durchlaucht Hof oder wo ihr sonst Berufs wegen sein möget, wohl finden." Als aber Sutter fortfuhr zu verläumden und Unruhe zu stiften, ward ihm endlich die Weisung gegeben, die Stadt zu verlassen.

Der so eben genannte Münsterprediger Pirata trat von nun an als Vorkämpfer der bischöflichen Partei in Konstanz auf. Vögeli führt ihn in seiner Reformationschronik mit folgenden Worten ein: „Dieser Mönch oder Prädikant war ein geschwinder Mensch oder Weltweiser, auch Predigerordens-Provinzialats-Vicarius; zwar war er zum Provinzial erwählt, er wollte aber nicht selbst Provinzial sein, sondern wohl ein Vicarius; Bruder Antonius Guldenmünster, sonst Pirata hieß er, aus Hermannstadt in Siebenbürgen geboren, sonst gemeiniglich Bruder Fridsälz genannt, allein darum, daß er sich je und allweg in Strafe der Laster so streng hat gehalten und die päpstlichen Mißbräuche und abergläubischen Arten in viel Wegen widerfochten, auch dermaßen rauh sich dawider bewiesen und das Evangelium Christi etwa treulich genug verkündet, daß er von deßwegen mehrmals in großer Gefahrlichkeit ist gestanden. Da aber das Licht des h. Wortes Gottes gen Konstanz ist gekommen, und er es jetzt ohne Sorgen hat mögen predigen, wendet er sich ab von selbigem, prediget es wohl mit Worten, die Sünden hartlich strafend, hängt aber an allweg etwas päpstlichen Gesuchs, mit welchem die wahre Lehre bedunklet ward, verargwohnt, doch dergestalt höflich, daß nicht Jedermann das vermerken konnte. Täglich prediget er jetzt im Münster, derhalben anfing Johannes Wanner auch alle Tage zu St. Stephan zu predigen, der vorher nicht mehr denn am Sonntag, Montag, Mittwoch und Freitag zu predigen gewohnt war." Diesem Pirata sollte jetzt Gelegenheit geboten werden, seine scholastisch-rhetorischen Künste an den Tag zu legen, denn die evangelischen Prediger drangen jetzt aus der defensiven zur offensiven Stellung und beabsichtigten nicht blos in der Lehre, sondern auch im Cultus mit der Reformation Ernst zu machen. Am 11. Juni 1524 baten sie den Rath, ein Religionsgespräch zwischen ihnen und den andern Predigern der Stadt anzuordnen. Dieses ward drei Tage nachher gehalten. Nach dem Sinn des Raths sollte die h. Schrift der Obmann sein, der über den Streit entscheide. Deß weigerte sich Bruder Feindselig, da nur das neue Testament in der deutschen Uebersetzung an zweihundert Orten gefälscht sei; dagegen wolle er vor den hohen Schulen, da man das Latein versteht, gern disputiren. Nachdem die Parteien sich persönliche Vorwürfe gemacht hatten, wie daß Pirata in seinen Predigten die Evangelischen Ketzer nenne und sie Eselisten statt Evangelisten schimpfe, hieß der Rath die streitenden

Parteien ihre Klagepunkte schriftlich überreichen und beraumte den 19. August zu einer Disputation, bei welcher der konstanzische Reichsvogt Hans Schultheiß und der Rathsherr Thomas Blaurer präsidiren sollten. Schon hatten die drei Prädicanten dreizehn Sätze aufgezeichnet, da überbrachte am 7. August ein kaiserlicher Hofbote zwei Mandate, eines den drei Prädicanten, das andere dem Pirata, beide des Inhalts, daß die Prediger nicht disputiren sollten bis auf den Reichstag, der auf Martini des Jahres zu Speier gehalten werden soll.

Diese Sachlage gestattete unserem Ambrosius nicht länger die Rolle des müßigen oder doch nur im Geheimen thätigen Zuschauers. Es galt, den gutgesinnten, aber ängstlich vorsichtigen Rath der Stadt zu energischem Vorschreiten auf der betretenen Bahn, zu muthigem Bekenntniß evangelischer Wahrheit zu mahnen. Blaurer ließ seine zweite Druckschrift ausgehen: Ermahnung an einen ersamen Rat der Stat Constanz, Evangelische Warhayt handt zu haben (1524), mit dem Motto: Ihr Gwalt ist veracht't, Ihr Kunst wird verlacht, Ihrs Lügens nit gacht't, Gschwächt ist ihr Pracht, Recht ists, wie's Gott macht! Die Schrift schärft dem Rath in eindringlichster Weise das Gewissen und mahnt ihn an die Pflicht, als von Gott eingesetzte Obrigkeit Gottes Wort zu handhaben. Er solle dieses Wort allen anderen zeitlichen Dingen vorziehen und sich davon durch keine menschliche oder teuflische Gewalt abtreiben lassen, desgleichen auch den Dienern und Hausknechten Gottes, die dieses Wort rein und lauter ohne Menschentand und Zusatz lehren, alle Zucht und Ehre beweisen. Weil nun Gottes sondere Gnade und Barmherzigkeit der Stadt Konstanz etliche gar kernhaft christliche Prediger gegönnt und zugeschickt habe, so sei es Aufgabe des Raths, dieselben durch keine falsch vermeinte geistlich genannte Jurisdiction vergewaltigen und ihnen den Mund zustopfen zu lassen, sondern darob und daran zu sein, damit das Wort Gottes unangebunden und in allweg seinen freien Gang und Fortzug haben möge. Die weltliche Obrigkeit solle sich nicht erschrecken lassen durch das große Ansehen der römischen Kirche, noch durch den stumpfen Strahl ihres ungegründeten Bannes, solle auch nicht achten, daß jene geistlich, sie aber weltlich und Laien genannt werden: denn wenn Christus sage: Meine Schäflein hören meine Stimme und laufen keinem Fremden nach, so gebe er damit unzweideutig den Schafen das Recht, die Lehre und Predigt der Hirten nach der Schrift zu urtheilen. „Die Gerichte Gottes (spricht der Prophet) sind Wahrheit, gerechtfertigt durch sich selbst. Auch sagt Christus, wie er weder Kundschaft noch Wahrheit nehme von den Menschen, ungezweifelt von deßwegen, daß sie alle (wie David spricht) falsch und lügenhaft sind. Deshalb das Wort Gottes durch sich selbst und Geschrift mit Geschrift geurtheilt und verständlich gemacht muß werden, und wird kein menschlich irdisches Urtheil leiden, sondern wiederum sollen und müssen alle andere Geschriften, Lehren, Satzungen und Ordnungen der Menschen, es seien

Väter, Päpste oder Concilia, von diesem göttlichen Wort und h. Geschrift gerichtet und geurtheilt werden. Darum, o christliche Männer, lasset diese Sache nicht hinter dem Ofen verdampfen, thut der Wahrheit getreuen christmäßigen Beistand. Die Bischöfe und Geistlichgenannten sind (ja sollten sein) nicht mehr denn Knechte und Diener gemeiner Christenheit, denen befohlen ist, Andere zu weisen und zu lehren nach Nutz und Wohlfahrt der Seelen und Ausweisung biblischer Geschrift. Deßhalb ihr sie auch aus eurer ordentlichen und von Gott befohlenen Gewalt dazu halten sollet und möget, daß sie ihren Dienst und Amt, wie sich ziemt und gebührt, vollstrecken. Ja, darum tragt ihr auch das Schwert (als Paulus sagt), daß ihr das Uebel verhüten und die bösen schädlichen Menschen strafen sollt, und ist Niemand aus göttlichen Rechten vor eurer Obrigkeit und Gewalt gefreit, er heiße Bischof oder Bader, denn auch Christus selber, dessen Statthalter sie sich vorgeben, weltlicher Gewalt gehörig und unterthänig gewesen ist. Aber unserer Kirchen Junkherren haben sich selber ohne allen Grund aus eigener Gewalt gefreiet von eurer Gewalt und ein eigen Reich aufgerichtet, damit sie allein ungestraft sündigen möchten, so doch ihr Amt (laut der Geschrift) nichts Anderes ist, denn eine Dienstbarkeit der Verkündigung des göttlichen Worts. Dieweil aber diese ihre selbst getrost ersteifte Freiheit zu unwiderbringlichem verderblichen Schaden der Seelen und Nachtheil christlicher evangelischer Lehre gereichet, will sich keineswegs ziemen, daß ihr an dem Ort länger zusehet und ihrem schädlichen Regiment Raum gebet, sondern sollt ihr bei eurer Seelen Seligkeit, bei Verlierung göttlicher Huld dem Uebel Widerstand thun und nicht gestatten, daß ihr und die Euren dermaßen und also von ihnen verwiesen werden." Blaurer weist nun nach, wie sie nur deßwegen eine Verantwortung ihrer Lehre verweigern, weil sie sich selbst bewußt seien, daß sie ihrer Sache keinen Grund und ihr Haus auf einen sumpfigen sandigen Boden gebaut haben. Darum solle der Rath ein ernstlich tapfer und ganz trutzenlich Einsehen haben und verschaffen, daß alle Dinge öffentlich an der Sonne gehandelt werden, damit Allermänniglich Herz und Gewissen entschieden und getröstet werden. „Dieß, sagt er schließlich, vermahne ich euch, weise Herren, nicht als ob ihr an dem Ort hinlässig oder säumig seiet, denn ihr diese Sache nach bester Form ganz geschickt und christlich zu Handen genommen und angefangen habt, sondern daß ich weiß die Arglistigkeit und tausendsündigen Wüterey der alten Schlangen, der sich ungezweifelt auf das Allerhöchste gegen euch aufbäumen und all sein Heil versuchen, all seinen Fleiß ankehren wird, damit euer göttlich Fürnehmen gehindert und niedergedrückt werde, und so ihm alle Geschwindigkeit fehlte, würde er eine Beschwerde auf die andere einziehen, einen Unrath über den anderen anrichten und einwerfen, damit ihr doch auf das Wenigste matt und verdutzig werdet und zuletzt saget: Hat uns das Unglück mit den Pfaffen behenkt, wir wollen zufrieden sein und sie das Ihre schaffen lassen!

Denn dies ist ein letzter Griff und Behelf in dergleichen nothwendigen christlichen Sachen. Aber, o lieben Herren und Brüder, nehmet die Sachen recht zu Herzen, bedenket und erwäget bei euch selbst, wie viel daran gelegen sei, wie abbrüchlich göttlicher Ehre, wie schädlich und nachtheilig es euch und den Euren sein würde, wo ihr in dieser Handlung, das Gott gnädiglich verhüten wolle, erliegen solltet. Wollte euch der Bischof ein einig Hofstatt mit Gewalt entwören oder weiter denn ihm ziemt überbauen, ihr würdet ihm Solches ungezweifelt keineswegs gestatten, das ihr doch ohne Verletzung göttlicher Majestät wohl zulassen und nachgeben möchtet; wie viel mehr solltet ihr darob und daran sein und verhüten, daß sein geistlich genannt Regiment Niemandem an der Seele und Seligkeit hinderlich sei. Haltet an, haltet an, beharret bis zu Ende, thut männlich und euer Herz werde gestärkt, erlieget nicht an dem Werk Gottes, denn euch hundertfältig Widerlegung bereit ist. Achtet nicht keiner äußerlichen zeitlichen Fahr. Und ob ihr auch Leib und Gut sammt den Stadtmauern darum geben müßtet: die Sache ist höher und größer denn Alles, so Zeitliches und Leibliches erdacht mag werden, ja auch denn Himmel und Erdreich; denn so dieß Alles zergehet, wird doch das Wort Gottes ewig und unverrückt bleiben, und müßet auch ihr und wir alle in demselben ewiglich selig und behalten werden."

Das Wort sie sollen lassen stehn — das war das Feldgeschrei, mit welchem Ambrosius aus der stillen Zurückgezogenheit, in welcher er sich auf die Stunde des Herrn rüstete und sammelte, auf den Kampfplatz trat. Der strebsame Jüngling ist zum thatkräftigen Mann gereift; der entflohene Klosterbruder kennt keinen höheren Ehrgeiz als den, die theure Vaterstadt mit den Klostermauern des Gottesworts zu umfrieden!

Zweites Kapitel.

Der Reformator seiner Vaterstadt Konstanz. 1525—1531.

1. Das Predigtamt.

Auf den Wunsch der drei evangelischen Prediger und gemeiner Bürgerschaft der Stadt Konstanz bat der Rath am 25. Februar 1525 A. Blaurern und gleichzeitig den jüngst um seiner evangelischen Predigt von seiner Pfarrei Riedlingen (an der Donau) vertriebenen und in seiner Vaterstadt nun wohnenden Doctor Johannes Zwick, daß sie das Volk den Weg Gottes unterweisen und öffentlich das Evangelium und h. Schrift predigen wollten. Der Letztere, ein Verwandter Blaurers und gleich diesem aus einer Patricierfamilie stammend, hatte sich zuerst in Basel und Freiburg, dann in Avignon und Padua den Wissenschaften, insbesondere der Rechtskenntniß gewidmet, und zwar mit solchem Erfolg, daß er nicht nur an der Universität Freiburg als Lehrer auftreten konnte, sondern auch in den Briefen seines berühmten Freundes und Landsmannes Zasius an Amerbach ein Jurist, wie es wenige gebe, und eine aufgehende Sonne genannt wird. Aber in den Frühstunden des Reformationstages sprach er (1522) gegen Zwingli sein Bedauern aus, die schönsten Jahre seines Lebens nicht auf Erforschung biblischer Wahrheit verwendet zu haben; rasch trat er zum Studium der Theologie über und wurde evangelischer Pfarrer zu Riedlingen. Kaum im Amte wurde er mit langen Verzeichnissen seiner Ketzereien und mit offenen Nachstellungen verfolgt. Als er ein Brautpaar, welches nach dem kanonischen Recht in einem etwas zu nahen Grade verwandt, aber nicht reich genug war, die päpstliche Dispens mit 20 Ducaten zu bezahlen, gleichwohl eingesegnet hatte, ward er im Jahr 1525 seiner Stelle entsetzt und zog in seine Vaterstadt Konstanz zurück. Zwar lehnte Zwick vorerst den hier an ihn ergangenen Ruf ab, da er noch nicht besinnet wäre, bleibhaft zu Konstanz zu wohnen; als aber gegen Ende dieses Jahres der Prediger Wanner auf einige Zeit der Reichsstadt Memmingen zur Einführung der Reformation geliehen wurde, übernahm Zwick die Stellvertretung und trat, nachdem er in Folge der Rückkehr Wanners

einige Zeit ausgesetzt, seit Ende Januar 1527 bleibend in den Konstanzer Kirchendienst. An ihm gewann Ambrosius den treuesten Mitarbeiter und ergebensten Freund.

Ambrosius glaubte den an ihn ergangenen Ruf nicht abermals ablehnen zu dürfen, und das um so weniger, als der Konstanzer Rath um diese Zeit die unzweideutigsten Proben ablegte, daß es ihm voller Ernst sei, der Sache der Reformation zum Sieg zu verhelfen. Trotz der Einrede des Bischofs ordnete der Rath schon im Februar 1525 an, daß die Prediger das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilten, und entband sie der Verpflichtung des Cölibats. Am 7. März verehelichte sich zuerst Dr. Johann Wanner, und zwar mit einer Nonne aus dem Kloster Feldbach namens Agatha Mangold, am 4. Mai Jakob Windner, nachdem er sich selbst öffentlich von der Kanzel herab aufgeboten hatte, mit Margaretha Vischerin, und etliche Tage darauf auch Holfer Metzler mit Walpurga Brunothin; endlich folgte diesem Vorgang Alexius Bertsch, welcher vergangenes Jahr des Evangeliums wegen von seiner Pfarrei Ermatingen im Thurgau vertrieben worden war und auf Bitten der Pfarrgemeinde St. Paul zu Konstanz vom Rath die Erlaubniß erhalten hatte, in der Kirche St. Paul zu predigen.

Blaurer hatte sich zunächst nur verpflichtet, jeden Samstag Abend nach der Vesper eine Predigt zu halten. Am 11. März hielt er seine erste Predigt voll Entschiedenheit und Mäßigung zugleich. Hatte ihn schon 1523 Oecolampad geschrieben: „Wer hat deine Gnade der Rede? Diese Macht des Ueberzeugens? Diesen makellosen Ruf? Diese Schärfe des Urtheils?“ so schrieb jetzt Wanner über ihn an Vadian: „Er ist stark im Wort, er wird rasch viele Antichristen überwinden.“ Er gehörte unbedingt zu den begabtesten Predigern der Reformationszeit. Seine Stimme war zwar schwach und darum in größeren Kirchen schwer durchschlagend, aber überaus wohlklingend; sein Wort vom Herzen kommend, drang zum Herzen. Je leichter ihm das Predigen wurde, desto ernster nahm er es mit der Vorbereitung auf dasselbe durch Gebet und Meditation. Er war ein Meister im Predigen aus dem Stegreif, aber machte davon ohne Noth nicht Gebrauch, denn er wußte, daß nur dem, der hat (und man hat nur so viel, als man schafft) auch gegeben wird, daß er die Fülle habe. Seine Predigten zeichnet ein Gedankenreichthum aus, welcher gleichwohl das Bett logischer Ordnung nie überströmt; sie fließen aus dem Gotteswort hervor und strömen in dasselbe zurück. Schlichte Einfachheit, klare Durchsichtigkeit und Maß haltende Kürze zeichnen die Form seiner Kanzelvorträge aus. Viele derselben wurden durch zahlreiche Nach- und Abschriften, welche davon gemacht wurden, handschriftlich erhalten. In den Predigten der früheren Zeit spielt die allegorische Deutung des Schrifttextes eine große Rolle, in den späteren aus dem täglichen Leben entlehnte Gleichnisse. Die Sprache ist überaus nervig und markig und reicht nicht selten an die Kraft der lutherischen hin. Controverspredigten liebte Blaurer nicht; die

nackte Wahrheit sollte sich Bahn brechen; das Gotteswort selbst die Gewissen richten und schärfen.

Blaurers Predigten fanden schnell einen großen Zulauf von Einheimischen und Fremden; bald willigte er ein, nicht nur am Samstag, sondern auch am Sonntag nach der Complet zu predigen. Am 6. November 1525 mußte den Chorherren zu St. Stephan befohlen werden, um der vielen Fremden willen, die kaum mehr zum Thor hinausziehen könnten, ihr Singen so einzurichten, daß Blaurer um drei Uhr predigen könne. Um so eifersüchtiger und verbissener wurde die bischöfliche Partei gegen die Evangelischen, und der Zusammenstoß konnte nicht ausbleiben. Von der Kanzel herab, wo Ambrosius das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes schwang, trat er vor die Schranken des Raths, erst als Angeklagter, dann als Kläger, ein Anwalt evangelischer Freiheit, ein unerschütterlicher Kämpe der Wahrheit.

2. Blaurer und Pirata.

Schon am 18. Mai 1525 hatte sich der Konstanzer Rath veranlaßt gesehen, sämmtlichen Prädicanten einzuschärfen, sie sollten die Spitzworte, deren sie sich in den Predigten befleißen, unterlassen. Bald darauf, am Himmelfahrtstage, hatte der Helfer Metzler wider dieses Verbot gehandelt. Als die Domherren und Pfaffen im Münster mit einer Procession gegen St. Stephan kreuzten, predigte Metzler eben in letzterer Kirche und ward durch jenen Gesang unterbrochen. Aergerlich rief er auf der Kanzel aus: Sie verhinderten ihn mit ihrem Katzengeschrei an Verkündigung des Wortes Gottes; darum, so sie es mehr thäten, so würde er die Kirche vor ihnen beschließen! Sehr übel vermerkte es der Rath namentlich, daß der Helfer mit einer Maßregel gedroht hätte, welche nicht den Geistlichen, sondern der weltlichen Obrigkeit zu treffen zustehe. Doch hatte der Rath mit Rücksicht auf das nahe Pfingstfest dem Kapitel im Münster sagen lassen: Wenn sie noch mehr gen St. Stephan kreuzen wollten, sollten sie sich schicken, daß sie vor oder nach der Predigt kämen.

Am 14. Oktober erschien eine reichliche Gesandtschaft des Bischofs vor dem Rath, mit der Klage, daß Blaurer am 8. stark gegen den Dominicaner Anton Pirata gepredigt habe, und mit der Forderung, ihm zu wehren. Blaurer hatte offen auf der Kanzel erklärt, Pirata lehre verführerisch, ziehe die Gemeinde ab von dem Weg der h. Schrift und predige dem göttlichen Wort und dem Begriff des Raths zuwider. Der Angeklagte erklärte, er sei allezeit bereit, aller seiner Predigten Rechnung und Antwort zu geben, und auf seinen Antrag wurde er mit seinem Gegner auf den 21. vor Rath beschieden. Ambrosius erklärte im Eingang seiner Rede sein Bedauren, daß durch die beharrliche Weigerung einer amtsbrüderlichen Besprechung von Seiten seines Gegners es dahin gekommen sei, daß dieser Handel vor dem Rath geschlichtet werden müsse, auch betheuerte er, daß ihn der Eifer

der Ehre Gottes und brüderlicher Liebe, auch des Seelenheils bringe und zwinge, nicht wider die Person, sondern wider die Lehre Pirata's sich zu setzen, selbst wenn dieser sein Vater wäre. Der Streitpunkt war zunächst der: Pirata habe gelehrt, daß man Maria die Mutter Gottes als das Mütterlein anrufen solle, denn wie Christus der Mittler sei zwischen Gott und den Menschen, so sei das Mütterlein die Mittlerin zwischen den Menschen und Christo. Das, sagte Blaurer, hieße die Ehre Christi schmälern; denn ob auch Maria aller Ehren werth sei, so könne sie doch keine Hilfe thun noch einige Gnade mittheilen. „Es sind viel und seltsame Historien und Fabeln umgetragen und in die Bücher geschrieben worden, als ob etwa Einer sein Leben lang nie nichts Gutes gethan, denn nur daß er täglich ein Ave Maria gebetet habe, und sei dennoch selig geworden. Ebenso dieser sei sein Leben lang ein Mörder gewesen, habe aber am Samstag zu Ehre der Mutter Gottes gefastet und sei vor seinem letzten End begnadet worden, u. dgl. mehr.“ Aus diesem Irrsal sei auch der Gesang Salve Regina entstanden, welchen Pirata vertheidigt und gesagt habe: Dieses Mütterlein ist unser Leben, unsere Hoffnung, unsere Fürsprecherin und unsere Mittlerin, hat der Schlange den Kopf zertreten. Als Pirata unter Berufung auf die h. Kirche und die kaiserlichen Mandate sich weigerte, seines Glaubens Rechenschaft zu geben, entgegnete ihm Blaurer: „Nicht genug ist, daß Ihr saget: dieser Artikel ist ketzerisch, oder: die h. christliche Kirche hat ihn verdammt; sagen müsset ihr, warum und aus was Grund h. Schrift. Saget ihr aber, ihr wollet diesen Artikel predigen, so lang euch euer Maul gehe, so wisset, daß ich stark dawider predigen werde, so lange ich lebe, dessen gewiß, daß Christus bei mir ist, der der Wahrheit wird Beistand thun, weiß auch, daß er mich an euch nicht wird lassen zu Schanden werden, denn ich sein Evangelium gelehrt habe, dabei ich meinen Leib und Leben verlieren will; ja ich bin willig und schon jetzt bereit, den Tod um meines Herrn Christi Jesu willen zu leiden, und wollte Gott, daß jetzt die Stunde wäre, daß er mich würdig machte, um seinet und seiner göttlichen Wahrheit zu sterben, nur daß seine Ehre Fürgang hätte und das Heil der armen Seelen nicht so elend niedergelegt würde. Ich äußere mich nicht, aller meiner Predigten, die ich von Anfang bis jetzt gethan habe, sofort Rechnung zu geben, und wo die Inschrift ihre Grundveste habe, anzuzeigen einem Sauhirten, geschweige einem ehrsamen Rath der Stadt Konstanz.“ Der Rath hieß nun Beide abtreten und befahl ihnen, sie sollten mit diesem Handel gegen einander still stehen und auf den Kanzeln nicht „stumpffiren und schänzeln“, bis daß er weiter handle. Blaurer aber erklärte sich zwar bereit, die Person Pirata's nicht anzutasten, wo aber dieser nicht schriftgemäß predige, könne und werde er nicht schweigen.

Der Rath beschloß am 24. die Sache beruhen zu lassen, den nächsten Reichs- und Städtetag abzuwarten und die Zünfte zur Ruhe zu ermahnen. Diesen Beschluß theilte der Rath am folgenden Tag den beiden Prädicanten

besonders mit. In der Ansprache an Blaurer verrieth sich die große Verlegenheit der Behörde, welche den gefeierten Prediger mit Worten der Anerkennung begütigen wollte. Es sei des Rathes Bitt, Begehr und Meinung, daß er nun fürohin das h. göttlich Wort bescheidenlich, einfältig und klar verkündige, wie er bisher wahrhaft gethan, also daß der Rath kein Fehl, Mangel noch Klag deßhalb an ihn habe. Dem Pirata solle schriftgemäßes Predigen eingeschärft werden: „denn wir wollen uns keinen Kosten, Müh und Arbeit bedauren lassen noch sparen, was zu göttlicher Ehre und Förderung seines h. Worts mag dienstlich sein". Ambrosius war über dieses unentschiedene Zuwarten der Obrigkeit seiner Stadt sehr ungehalten und erklärte u. A.: „Ich hätte gemeint, die Wahrheit wäre euch lieber gewesen denn die leeren eitlen Worte Bruder Antonis. Dieweil aber die Sachen dermaßen stehn, so bin ich Willens, des Predigens abzustehn, werde auch abstehen und nicht mehr predigen. Denn wo ich weiter predigte, würde ich ihn und seine Lehren wie vor, ja mit größerem Ernst denn je vor antasten. Ich würde auch alle Handlung, wie sich die vor euch verlaufen hat, dem Volk verkünden, woraus vielleicht Empörung entstünde, und daß man euch, weil ihr einen solchen Mann in eurer Stadt habet, übel zureden würde. Mich bedauert aber, daß das göttlich Wort so wenig noch bei euch verfangen und verschafft hat. Da Bruder Antonius vor einiger Zeit nur ein wenig euch, meine Herren, der Ehre angetastet, habt ihrs nicht liegen noch hingehen lassen, sondern habt, wie ihr euch schuldig waret, deshalb gehandelt; und jetzt, so es Gott und seine Ehre, auch das Heil euer und eurer Bürger Seelen antrifft, so wollt ihrs liegen und ein gut Sach sein lassen." Mit diesen Worten trat Blaurer vor dem Rathe ab. Nachdem er wieder eingetreten, dankte ihm der Bürgermeister für seine Warnung, sagte, der Rath sei ob seiner Drohung erschreckt, und bat ihn, sein Vaterland, in welchem seine Vordern bei den Aeltesten und nicht vom geringsten Herkommen seien, die Mitbürger, die Ehre Gottes zu betrachten; der Rath wolle nicht stille stehen, mit andern Ständen handeln, er solle frei predigen, auch den Feind widerfechten, das Volk ziemlich belehren. „Wir sind aber noch Menschen; menschliche Furcht will uns noch nicht gar verlassen. Da muß man etwas zugeben und hängen. Etliche Mandate sind uns bisher im Weg gelegen; wir verhoffen aber, es wird auf jetzigem Reichstag erfunden, daß wir mit besserem Fug denn bisher gebührlich mögen handeln." Ambrosius antwortete: Ich bitte Gott, daß er eure Herzen erleuchte, daß euer Glaube und Hoffnung allein in Gott steh', und daß ihr weder auf Kaiſ. Majestät noch auf Menschen eure Zuversicht habet.

Am 17. März 1526 kam Blaurer aufs Neue vor den Rath. Er war dieses Mal von Dr. Johannes Zwick begleitet. Er beschwerte sich darüber, daß Pirata fortfahre das Volk zu verführen und nicht nur lehre, was der Schrift unähnlich und zuwider sei, sondern auch etliche erdichtete Fabeln

und Mährlein verlossener Wunderzeichen in der Absicht erzähle, das arme christliche Volk mit grausamen Wunderwerken zu erschrecken. Wiewohl ihm nun der Rath das letzte Mal zugestanden habe, die Lehren Pirata's anzutasten und offen zu widerfechten, so wolle doch des Widerfechtens so gar viel werden, daß er besorge, es möchte mehr Unwillen als Nutzen daraus erwachsen. „Darum sollet ihr, das bitten wir beide um Gottes und euer und der Euren Seelenheils willen mit Bruder Antoni verschaffen, daß er fürohin dermaßen verkehrlicher und arger Lehren abstehe, sich des wahren Gotteswortes vergleiche und eurem Befehl gelebe, damit nicht, wie sichs ansehen läßt, Zwiespältigkeit nicht nur in christlicher Zucht, sondern auch in bürgerlicher Einigkeit gepflanzt werde, und das fürderlich, denn jetzt die Zeit herzukommt, darin man das Nachtmahl des Herrn begehen wird." Eine noch stärkere Sprache führte dieses Mal Zwick, der namentlich für die Frauen zu Zofingen, welche mit dem Worte Gottes gar nicht gespeist würden, Fürsprache einlegte, damit man ihnen zu Hörung des Gottesworts die Straßen offen mache. Beherzt erklärte Dr. Zwick: „Das ist wahr, wir werden keine Mühe sparen, keiner Arbeit uns bedauern lassen, sondern uns entweder zu todt an Anderen reden, oder Andere müssen sich zu todt an uns schweigen." Auch dieses Mal drückte der Rath den beiden Prädicanten seinen Dank für ihre treuen Ermahnungen aus und sandte Abgeordnete an das Domkapitel im Münster, dasselbe zu bitten, daß es mit Pirata rede, damit er des Raths Concept gelebe, seine Predigten auf Fried und Einigkeit richte und nichts denn die h. biblischen Schriften lehre, dazu die spitzigen und aufrührerischen Worte unterlasse. Das Domkapitel antwortete ausweichend, der Zwiespalt ward immer größer.

3. Religionsgespräch zu Baden im Aargau.

Um diese Zeit hatte die Regierung des Kantons Zürich ein neues Religionsgespräch beantragt. Ihrem Gesuch wurde zwar Statt gegeben, aber in hinterlistiger, blutdürstiger Absicht die Stadt Baden zum Kampfplatze gewählt. Die auf den März 1526 anberaumte Eröffnung des Gesprächs verzog sich bis in den Monat Mai. Außer den Boten der übrigen zwölf eidgenössischen Orte wurden auch aus Deutschland katholische Abgeordnete dazu eingeladen. Erzherzog Ferdinand bestimmte dazu außer zwei weltlichen Gesandten den Dr. Johann Faber, welcher damals Bewerber um das Bisthum Basel war; die Herzoge von Bayern sandten den immer schlagfertigen Klopffechter Dr. Johann Eck; der Bischof von Konstanz seinen Suffragan Dr. Melchior Fattlin nebst Anton Pirata und den Pfarrern von Meersburg, Fürstenberg und anderen Orten. Es war auf eine glänzende Niederlage der evangelischen Partei abgesehen; deßwegen ward auch Zwingli am Erscheinen dadurch verhindert, daß ihm nur ein bedingtes freies Geleit zugesichert ward. Die deutschen Abgeordneten wünschten in Konstanz eine Vorberathung über die zu stellenden Thesen zu halten. Hiezu

bedurften sie die Erlaubniß des Rathes der Stadt, welcher vor einigen Jahren aus Veranlassung des Bauernaufruhrs ein Edict hatte ausgehen lassen, daß ohne des Raths Erlaubniß Niemand zu Konstanz fremde Leute über Nacht beherbergen solle. Die Erlaubniß ward ohne Anstand gegeben, doch mit dem Anfügen: Weil die Stadt gar vielfältig verunglimpft sei und sie beschuldigt werde, Prädicanten zu halten, die unchristlich lehren, so bitte der Rath die durchreisenden Gelehrten, mit jenen Prädicanten Rede zu halten und dieselben, falls sie irreten, eines Bessern zu belehren, damit Rath und Gemeinde aus solchen Irrungen erlöst würden. Auch die evangelischen Prediger selbst brachten eine gleiche Bitte vor den Rath, indem Ambrosius Blaurer an ihrer Spitze am 5. Mai folgende Rede vor dem Rath hielt: „Es ist euch, meine Herren, wohl bekannt, wie ungleich das h. göttliche Wort in eurer Stadt etliche Jahre her gepredigt worden ist; aus welcher Zwiespältigkeit viel Unrath, große Zertrennung und ärgerliche Rottirungen entstanden sind, und muß besorgt werden, daß es nicht abnehme, sondern je länger je mehr zunehme, man verhandle denn, daß es in einem einhelligen Verstand, nicht wie es die Leute gern hören, sondern wie es sich selbst an Tag gibt, verkündet werde. Wie euch bekannt, haben wir uns allweg erboten, unserer Lehren Rechnung zu geben und wo wir irrten, dasselbige zu widerrufen. Aber die Schuld lag an Prediger Pirata, der immer neue Ausreden und Ausflüchte fand und namentlich vorgab: er wolle in keinem Winkel seine Sache verantworten; an den Orten, wo es sich gebühre, vor gelehrten Leuten wolle er seine Sachen ausrichten. Da sich nun aus Veranlassung der Disputation zu Baden hier etliche gelehrte und hochverständige Männer versammeln, sind wir verursacht, dieser Ausflucht des Prädicanten im Münster auch einen Riegel zu stoßen und euch mit höchstem Fleiß zu bitten, daß ihr jenen Prädicanten dahin vermögen wollet, daß er vor diesen gelehrten Leuten über die Artikel, die vor Jahr und Tagen ihm zugeschickt sind, Antwort gebe, und wir mögen leiden, daß er sie zu Beistand und Gehilfen nehme und habe, dergestalt, wo ers nicht kann, daß dann sie es an seiner Statt thun, desgleichen daß er und sie unsere Predigten widerlegen, doch mit nichts, als mit dem göttlichen Wort der heiligen biblischen Schriften. Dazu begehren wir, daß Solches öffentlich vor euch, als der Obrigkeit, auch vor dem Bischof und Allermänniglich oder vor Wem ihr für gut ansehet, geschehe. Wir bitten um göttlicher Ehre willen, ihr wollet die Bequemlichkeit und das kommliche Mittel, das der allmächtige Gott euch an die Hand gegeben hat, nicht leer vorübergehen lassen; mit keinen Ehren mag er sich ausreden, denn dies die gelehrtesten Leute sind, die jetzo den Scepter in der ganzen römischen Kirche tragen. Lasset euch keinen Kosten, noch Arbeit bedauren; es ist nicht ein schimpflicher Handel, es betrifft nicht nur zeitlich Gut, sondern die Ehre Gottes und das Heil eurer Seelen. Wahrlich, meine Herren, wir meinen es wohl und gut, gerecht ist unser Herz; wo

ihr diese Gelegenheit unbenutzt lasset, so weiß Niemand, ob euch Gott noch einmal so geschickten Weg wird zu Handen kommen lassen."

Auf dieses dringliche Ansuchen übersandte der Rath eine nochmalige Bitte um Einleitung einer Disputation an den Bischof. Dieser aber und die Gelehrten suchten den Streit nach Baden zu ziehen, indem sie den Rath aufforderten, seine Prädicanten dorthin zu senden, wozu ihnen freies Geleit ausgewirkt werden sollte. Faber bemerkte, Ambrosius und Zwick seien dem Ding viel zu jung, in Baden wollte man sie belehren. Als auf diesen Vorschlag nicht eingegangen wurde, vertrösteten die Gäste schließlich die Konstanzer auf ihre Rückkehr von Baden. Nach achtzehntägigem gelehrtem Kampfe, bei dessen Schluß beide Parteien sich den Sieg zuschrieben, kehrten am 10. Juni die katholischen Theologen nach Konstanz zurück. Der Rath erneuerte auf Blaurers Gesuch seine Bitte an sie. Dr. Fattlin antwortete, daß sie zwar Eile hätten, gleichwohl aber dem Rath zu Gefallen die Prädicanten gegen einander verhören wollten unter der Bedingung, daß der Rath ihres Entscheids gewarte und bei demselben bleibe, oder sich einem Endurtheil unterwerfe, das entweder der Bischof von Konstanz oder von Kaiserlicher Majestät hiezu bestellte Gelehrte fällen sollten. Natürlich konnte sich der Rath diese Bedingungen nicht gefallen lassen und das Colloquium unterblieb, obschon Dr. Eck sich bei seiner Ankunft gerühmt hatte, nun wolle er auch die Künste der konstanzischen Prädicanten in einer Morgensuppe aufessen! Zugänglicher zeigten sich die übrigen Abgesandten. Unter ihnen befand sich Dr. Balthasar Käuffelin, an dessen Seite Ambrosius vor 13 Jahren in Tübingen die Magisterwürde erworben hatte. Treuherzig redete Jener seinem Jugendfreunde zu, sich nicht länger von der lutherischen neuen Lehre verstricken zu lassen, dieser aber antwortete: Er solle sich vielmehr mit ihm herzlich freuen, daß er von des Antichrists Herrschaft erlöst in das Reich Christi gekommen sei.

Ein unerquicklicher Federkrieg folgte nicht bloß dem Religionsgespräch zu Baden, sondern auch den sich daran anknüpfenden Verhandlungen zu Konstanz. Dr. Eck zog in einer Schrift von der Messe mit Bitterkeit gegen Konstanz zu Felde und warf den dortigen Prädicanten vor, sie hätten sich in ein Gespräch vor den aus Baden heimkehrenden Theologen nicht einzulassen gewagt; ja Pirata, der nach Speier abgereist war, um bei den damals dort versammelten Reichsständen sein Glück zu versuchen, hatte die Frechheit, dem Ausschuß der Stände eine Supplik einzuhändigen, worin er aller Wahrheit zuwider behauptete, er sei nach Speier gekommen, um öffentlich mit den Prädicanten seines Wohnorts, die er hierher beschieden habe, zu disputiren; da sie aber nicht erschienen, so bitte er um eine Bescheinigung, daß er sich gestellt habe, damit er diese Urkunde zu Haus dem Bürgermeister und Rath vorlege. Diese Verläumdungen veranlaßten den Druck mehrerer Streitschriften. Zuerst ließ der Rath im Juli 1526 die Schrift ausgehen: „Bürgermeister und Raths der Stadt Konstanz Verantwortung

etlicher Mähren, die über sie und über die Prediger des Wortes Gottes bei ihnen neulich ohne Grund der Wahrheit ausgegangen sind.“ Noch im gleichen Monat erschien folgende Schrift: Entschuldigung der Diener des Evangeliums Christi zu Konstanz auf die Lüge, so ihnen nach gehaltener Disputation zu Baden zugelegt ist. Beschehen durch Ambrosium Blaurer auf den 17. Tag Brachmonats in St. Stephanskirche; darin auch angezeigt wird, ob man ohne gesetzte Richter von christlichen Sachen disputiren möge.“ Am Schluß dieser Schrift bemerkte Blaurer: „Es ist hoch und tief zu erbarmen und zu beherzigen, daß man so schimpflich und spöttlich handeln soll in so großen, schweren, trefflichen Sachen und es auf solche Leute gespielt soll werden, da man bei all ihren Umständen aus all ihrem Leben, Thun und Lassen, zuvor auch aus ihrer Lehre selbst ermessen mag, daß sie mehr ihre Ehr, Ruhm und zeitlichen Genuß denn die Ehre Gottes und der Seelen Heil suchen; denn sie rüchten, ob die Wahrheit unten oder oben liege, wenn sie nur bei ihrer Pracht bleiben und vor der Welt das Ansehen und Ehrengeschrei behalten möchten. Das (sage ich) ist ein grausam erschrecklich Urtheil Gottes über uns, daß nicht mehr so viel Ernst und Tapferkeit unter uns ist, daß man christliche Sachen christlich und nach Anweisung des h. göttlichen Worts ausführe. Darum, Ihr Allerliebsten, seid getreulich und ernstlich gewarnt, seid vorsichtig wie die Schlangen, wachet und seid munter: des Teufels und seines Anhangs Arglistigkeit ist tausendfältig; lasset euch die täglichen leichtfertigen Gassenmähren, das lügenhaftige Fürgeben der Feinde der Wahrheit keineswegs bewegen abzuweichen von dem gnadenreichen Evangelio Christi. Ihr Reich ist mit Lügen aufgekommen, mit Lügen muß es erhalten werden, so lang es Gott gefällt. Lasset sie eine kurze Zeit ein gutes Müthlein haben und ihnen selbst eine Freude machen: denn es ist zu besorgen, ihr Lachen werde sich mit Weinen enden, wie der Weise sagt in den Sprüchen: Hoffahrt geht vor dem Verderben her und stolzer Muth vor dem Fall. Aber uns lasset standmüthiglich anhangen dem reinen und starken Wort Gottes. Wir wissen mit Paulo, welchem wir gelobt haben, und sind deß sicher, daß er mächtig ist, uns das zu behalten, so wir hinter ihn gelegt haben. Das ist unser Vertrauen und Hoffnung der Seligkeit bis auf jenen Tag, da wir alle vor ihn gestellt müssen werden, da er alle falsche Kunst und Klugheit, alle tyrannische Gewalt stürzen und das unglaubige Urtheil der Welt umkehren wird, daß die, so jetzt als prächtlich emporgehen und sich so fraisamlich auflehnen wider das kleine christliche Häuflein, zu Grunde gehen und verderben müssen, und wiederum die Gedrängten, Verschmähten erhöht werden in den Freuden der Seligkeit. Da lasset uns nachtrachten und seufzen und diese kurze hinfällige Zeit handfest sein, alle Verfolgung und Durächtung, Kreuz und Leiden geduldiglich aufnehmen. Unser Gott ist barmherzig und treu, wird uns mit Gnaden bald väterlich erlösen. Amen.“

Dr. Eck ließ die Schrift nicht unbeantwortet noch ungeschmäht: in maßloser Selbstüberschätzung und frechem Uebermuth replicirte er in zwei Streitschriften: „Ableinung der Verantwurtung“ und „Antwurt uff das Ketzerbüchlin Bruders Ambrosi Blaurers“. Ebenso schrieb ein Dominicaner in Rottweil, Georg Neudorfer, gegen den Rath „Fragstuck, gezogen auß der Entschuldigung Bürgermeisters und Rats der Statt Costentz“, gegen Ambrosius: „Widerred auff die Verantwurtung Blaurers“. Ihm antwortete sofort Ambrosius in einer geharnischten Gegenschrift, in welcher er dem groben Kloß einen groben Keul aufsetzte. Neudorffer, den Blaurer mit Wortspiel für einen ungebildeten bäurischen Dorfbewohner ausgibt, hatte Jenen einen Eidbrüchigen seines Ordens genannt. Ambrosius bedankt sich hiefür, da er keinen Titel lieber höre denn diesen, der ihn allweg erinnere seines ergangenen großen Elends und ihn zu herzlicher Dankbarkeit gegen seinen gnädigen Gott bewege, der seine Seele als ein Vögelein erledigt habe von den Stricken des Voglers, d. h. menschlicher und eigenwilliger Geistlichkeit. Weislich und christlich habe er gebrochen, was er unweislich, ohne Gottes Rath und Wort aus Unverstand und eigenem Gutbedünken verheißen gehabt habe. Wenn ihm ferner sein Gegner vorwerfe, er mache zwei Kirchen, so antworte er: nicht allein zwei, sondern wohl hunderttausend Kirchen mache ich und so viel christliche Gemeinden sind: „aber dieser Kirchen keine ist ein Artikel des Glaubens, sondern allein die auserwählten Glieder Christi, die in allen diesen äußerlichen sichtbaren Kirchen und Versammlungen hin und her vergriffen und uns unbekannt sind, mitsammt allen anderen Auserwählten, die vor gewesen und nachher sein werden, machen die einige gemeine heilige christliche Kirche, von der unseres Glaubens Artikel lautet.“ Wenn nun gar Neudorffer als Beweis dafür, daß die Menschen das Wort Gottes richten dürfen, das angeführt hatte, daß das ewige Wort Christus doch von Pilatus gerichtet worden sei und dabei selbst bekannt habe, daß Pilatus solche Gewalt von oben herab gehabt habe, so antwortet ihm Blaurer mit einer Lauge von Spott: „Lieber, was sagst du? Entweder redest du im Schlaf, oder bist sonst nicht bei Sinnen? Oder was soll ich hie gedenken? Wer hat doch schimpflichere Dinge je gehört? Ist es dein Ernst, so wundert mich gar nichts mehr, daß du uns gelehrte Doctores, die doch Christenleute sein wollen, zu Richtern setzen wolltest über die h. biblische Geschrift, denn ich merke dir wohl an, daß du auch Pilatum (wo er noch bei Leben wäre) an dem Ort zu einem Richter geben und sagen würdest: Ei, hat er doch vormals Christum das ewige Wort Gottes gerichtet, sollte er uns dann nicht gut sein, auch das geschriebene Gotteswort zu urtheilen? Welcher fromme Christ möchte aber das hören? Welcher würde nicht sagen, daß du böser wärest denn Pilatus selbst, der sich doch der Sache gern entschlagen hätte und sich des Urtheilsprechens so trefflich beschwert? Wie kannst du uns also für tollköpfig halten, daß wir solch greiflichen Irrthum nicht

verstehen sollten? Wir wollten gern mit dem geschriebenen Wort Gottes dermaßen handeln, daß wir ihm recht thäten, wohl und christlich daran führen und nicht wie Pilatus an Christo gefahren und das unschuldige Blut wissentlich verdammt und in Tod gegeben hat. Macht aber ihr Päpstler euch selbst eine solche Rechnung und bildet euch Pilatum und seines Gleichen vor zu einem Exempel, so muß uns doch nimmermehr befremden alle eure unchristliche Handlung gegen dem Evangelio Christi und seinen Liebhabern, denn ihr findet deß Alles Glimpf und Fug; ob ihr gleich die h. Schrift gar verschaufelt und verbrennet, werdet ihr nicht mehr sagen, denn Pilatus habe doch das ewige Wort Christum zum Tod verurtheilt, warum denn ihr nicht solltet das geschriebene ausreuten und verbrennen mögen? Hilf, ewiger barmherziger Gott, und erleuchte die verfinsterten Augen dieses armen blinden Volks! Aber ich merke wohl bei deinen Worten, daß dich vielleicht die Worte Christi, so er zu Pilato sagt, verursacht haben zu glauben, Pilatus habe nicht Unrecht daran gethan, so er Christum verurtheilt hat. Solltest aber gedacht haben, wie die Schrift allenthalben fürgibt, daß Gott der Herr selbst die Tyrannen erregt auch wider die Seinen, wie er sagt zu Pharaoni: Ich habe dich dazu auferweckt, daß meine Gewalt an dir erscheine. Deßgleichen findest du von anderen Königen und Tyrannen, durch welche Gott sein Volk gestraft und mit der Ruthen heimgesucht, ihnen aber daran nicht Recht gegeben, noch sie zu einem Exempel dergleichen zu handeln vorgestellt hat. Darum besiegelst du dein Argument von den Richtern über die Schrift gar übel mit Pilato und seinem Urtheil wider Christum. Es ist unser höchster und größter Trost in all eurer Tyrannei wider das Gotteswort und uns, so wir wissen, daß wir gesegnet stehen in der Hand unseres Vaters im Himmel und ihr gar keine Gewalt habt, ein Buchstäble der Geschrift zu rucken noch uns ein Haar zu verkrümmen, denn so viel euch zu thun von oben herab Gewalt gegeben wurde. Wie recht ihr aber daran thuet, wird er selbst urtheilen, der euer, unser und der Geschrift Herr und Richter ist.“ Zum Schluß rief Blaurer seinen Gegnern zu: „In Summa, ob ihr gleich aller Welt Gewalt in euren Händen hättet, dennoch sollet und müsset ihr allein das Wort treiben und dasselbige frei ohne alles Geding wirken, auch Jedem hierin sein Urtheil frei lassen; sonst werdet ihr die Sache je länger je ärger und aus eurer Geistlichkeit nichts Anderes denn einen gefärbten Schein und äußerlichen Gleiß machen, damit Niemand geholfen ist. Denn das Wort Gottes ist Herzenssalb und Wurz; ewig wahr bleibt, das Paulus sagt: von Herzen muß es geglaubt sein zur Gerechtigkeit und mit Mund bekannt zur Seligkeit.“

Neudorffer wagte im Gefühl der Ueberlegenheit seines Gegners nicht, den Kampf öffentlich fortzusetzen. Dagegen veröffentlichte er eines der gemeinsten Schmähliballe, in welchem u. A. die Verläumdung ausgebreitet werden sollte, daß der Rath, Ambrosius Blaurer und dessen Frauen sich

nach böhmischer Sitte zu mehren lehren. Diese veranlaßte Blaurern und Zwick am 28. Januar 1527 zu der Bitte: der Rath wolle sich selbst und sie solcher Unehren mit offener Schrift versprechen, auf daß allermänniglich hören und wissen möge, daß mit Unwahrheit diese Mähr ersonnen sei. Der Rath aber fand es unter seiner Würde, sich in Betreff dieser abscheulichen Bezüchte zu entschuldigen, da sich ja die Wahrheit selbst aus der täglichen That und Handlung genugsam kund mache, sondern wollte nur durch eine Anfrage bei den Rottweilern erforschen, wer jenen Mönch zu Schreibung dieser Schmähungen veranlaßt habe, da das Gerücht ging, die Mähre sei von etlichen Predigermönchen in Konstanz ersonnen und ausgebreitet worden. Die Rottweiler jedoch gaben auf diese Anfrage keinen Bescheid, verordneten aber doch, daß Neudorffer von seinem Schmähen abstehen sollte. Es war das erste Mal, daß Ambrosius sich um seines Herrn willen schmähen lassen sollte, aber noch lange nicht das letzte Mal. Der Patrizier mit einem Namen von altem gutem Klang hatte mehr als genug Gelegenheit, auch das köstliche Erbe eines guten Namens seinem Meister freudig zu opfern und dabei zu erfahren, wie wahr dieser gesagt habe: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebels wider Euch, so sie daran lügen!

In Baden war die evangelische Partei scheinbar unterlegen; aber im Unterliegen siegen ist das Losungswort des Reiches Gottes. Das Badener Religionsgespräch hatte, wie in der Schweiz, so auch in Konstanz die bürgerliche Obrigkeit so wenig eingeschüchtert, daß es vielmehr dieselbe zu entschiedenem Vorgehen entflammte. Die Zeit des Unterhandelns und Verhandelns war abgelaufen und die Stunde des Handelns gekommen. Eine letzte Warnung ließ der Konstanzer Rath am 16. Juni 1526 ergehen, indem er alle Prediger der Stadt vor sich berief und ihnen aufs Nachdrücklichste einschärfte, sie sollten auf den Kanzeln nichts denn das heilige Evangelium und Wort Gottes nach Inhalt des Begriffs des Raths predigen und lehren, dagegen alles Schänzeln und Stumpfierworte unterlassen und das Volk mit höchstem Vermögen zu Fried und Gottesfurcht unterrichten. Zugleich ward den Predigern der bedeutsame Beschluß des Rathes eröffnet: „Es ist unsere Meinung und wir wollen, daß euer Jeglicher, der hie predigen will, so oft er dessen erfordert wird, seiner Lehre und Predigt vor uns, groß und kleinen Rath, oder Wen wir dazu verordnen, Rechnung und Antwort geben soll, welcher sich aber deß äußern oder weigern wird, derselbige soll des Predigens abstehen." Als bei dieser Eröffnung Pirata abermals eine zweideutige Erklärung gab, konnte Ambrosius nicht schweigen, indem er jenem Lügner in starker Sprache seine Lügen aufdeckte: „Allweg hat er Ausreden gefunden, und darum wo er hinfüro wie bisher predigen und seiner Lehre nicht Rechnung geben würde, so würden wir nicht zusammenstehen, sondern mehr Irrungen und Zwietracht denn vor entstehen, und derhalben ich meines Predigens abstehen,

denn ich gar ungern wollte geziehen sein, daß ich eine Ursache wäre von Aufruhr oder Empörung, dieweil ich vielleicht hitziger denn die Anderen wider ihn reden werde. Das schafft, als ich achte, daß ich ein geborener Konstanzer bin und beherzigt mich, daß mein Vaterland also durch falsche Lehren soll verführt werden. Es ist auch viel desto nöther, daß hierin getreulich gehandelt werde, dieweil der Vicari sich öffentlich hat verstehen lassen, sie haben alle Ding zu Baden erobert." Dieses Mal fiel man Blaurern ins Wort: man wolle sie nicht gegen einander hören. Es war nemlich im großen Rath beschlossen worden, den Predigern einfach den Beschluß mitzutheilen und sie nicht reden zu lassen. Blaurer bat um Verzeihung, ob er mehr, denn dem Rath wäre gefällig gewesen, geredet: er hätte das gethan aus getreuer gutherziger Meinung. Der Rath war entschlossen, seinem Befehl Nachdruck zu geben; die Stunde der Entscheidung nahte.

4. Offener Bruch.

So offen und muthig Blaurer das reine Evangelium in seiner Vaterstadt predigte, so schüchtern und behutsam drang er auf eine der evangelischen Lehre entsprechende Umgestaltung des Gottesdienstes und der äußeren Gebräuche. Er selbst trug noch 1526 zum Anstoß Vieler Kutte und Kappe. Schon am 18. April 1524 hatte er gegen Capito mit Rücksicht auf die vielen „Schwachen" die Langsamkeit in Abschaffung der abergläubischen Gebräuche entschuldigt, und wußte sich hierin in Uebereinstimmung mit Melanchthon, der um dieselbe Zeit den Bruder Thomas aufs Neue vor Uebereilung und Ueberstürzung gewarnt hatte. Allein seit dem Schluß des Jahres 1525 machte sich auch der Einfluß Zwingli's auf Blaurern geltend. Zwingli bestürmte die beiden Brüder Blaurer und Zwick in seinen Briefen, sie möchten auch im äußern Cultus und in der Verfassung mit dem Katholicismus brechen und den Unschlüssigen die Brücke zum Rückzug abbrechen. Oecolampad forderte zum beherzten Vorwärtsgehen auf, da von den Wölfen alle Geduld nur dazu mißbraucht werde, die Reformation beim unwissenden Volk in Verachtung zu bringen. Auf beiden Seiten war man der halben Maßregeln, des nutzlosen und doch kostbaren Schachbietens satt und dem Rath mußte es fest stehen, daß keine Vermittlung der streitenden Parteien und Interessen mehr möglich, ihm nur die Wahl zwischen einem Entweder — Oder freigelassen sei.

Schon im Jahr 1525 hatte der Konstanzer Rath in Folge der Bedrückung, welcher die evangelisch Gesinnten in den Klöstern bloßgestellt waren, in allen Männer- und Frauenklöstern (mit Ausnahme des Klosters zu Petershausen, das bis zum März 1527 von dieser Maßregel verschont blieb) besondere Pfleger aufgestellt und angeordnet, daß dieselben in jedem Kloster die dazu gehörigen Personen mit Namen aufzeichnen, alle Zinse, Gülden und andere Einnahmsquellen genau aufnehmen, auch darnach

ihnen ankündigen, daß sie Niemanden mehr, weder jung noch alt, weder fremd noch einheimisch, in den Klosterverband aufnehmen und daß ihrer keines ohne Vorwissen und Bewilligung des Raths den Orden verlassen oder aus dem Kloster treten dürfe. Als am 22. März 1526 vor den Rath gebracht wurde, daß Dorothea Blaurer ihr Kloster St. Peter zu verlassen und herauszugehen wünschte, sandte der Rath eine Botschaft in dieses Kloster, ihnen zu sagen, es sei des Raths guter Wille, daß diese Frau aus dem Kloster gehen möge, daß man auch ihr und allen Anderen, die vorhin aus dem Kloster gegangen seien, was sie ins Kloster gebracht hätten, zurückerstatten solle, und dabei werde sie der Rath handhaben und schirmen. Im Januar 1527 wurde den Pfaffen im Spital und zu St. Lorenz eröffnet, sie mögen die ordentliche Messe halten oder nicht, werde man ihnen dennoch das Ihre so gut als den Andern ausfolgen, worauf sie alle von der Messe ganz abstanden. Gleichzeitig mit dieser Schmälerung des katholischen Cultus war man auf größere Ausdehnung des evangelischen Predigtamts bedacht: es sollte hinfort alle Werktage eine Predigt am Morgen und alle Freitage zwei Predigten, die eine am Morgen, die andere Mittags gehalten werden zusammt den Lectionen und Predigten, die Ambrosius Blaurer, Jacobus Windner und Bartholomäus Metzler zu St. Stephan, auch zu St. Peter alle Freitage, auch sonst etliche Tage um drei Uhr halten sollten. Um diese Zeit begann auch der Rath, die geweihten Pfaffen gleicher Gestalt als die Laien um ihre Missethat zu strafen, unangesehen daß sich der Bischof deß höchlich beschwerte. Die Veranlassung hiezu war folgende: Am 21. Juni 1525 war Anton Ziegler, ein Chorherr zu St. Stephan ins Gefängniß geworfen worden, weil er „ein zu junges Töchterle gebuhlet, das darob krank worden“. Der Rath hatte den Schuldigen dem Bischof mit dem Erbieten überantwortet, er solle ihn nach Befund der Sache strafen, der Rath aber wolle einen solchen Chorherrn nicht mehr in seiner Stadt haben. Der Bischof wies den Pfaffen zwar aus der Stadt, gab ihm aber bald wieder die Erlaubniß zur Rückkehr, worauf der Rath dem Bischof sagen ließ, dieweil er das Böse nicht strafe, werden die von Konstanz hinfort die Pfaffen selbst nach Gebühr strafen. Gegen diesen Eingriff in ihre persönlichen Rechte sannen die beiden Domherren von Ems und von Stein auf gewaltsame Gegenwehr. Ein Theil der Fischerzunft, welche bisher von den Fasttagen gelebt hatte, wurde von ihnen bearbeitet und ein Ueberfall auf das städtische Zeughaus verabredet; aber der Rath traf zu rechter Zeit Vorkehrungen, den Plan zu vereiteln. Auch von einem Privilegium des Klerus, an den städtischen Lasten keinen Theil zu nehmen, wollte der Rath nichts mehr wissen, deß sich die Geistlichen gar höchlich beschwerten.

Der Bischof protestirte umsonst unter Berufung auf das kanonische Recht, welches den Klerus gegen weltliche Gewalt schütze; er mußte die Antwort hinnehmen, daß kein Recht und keine Freiheit beständig sein möge, wodurch Bosheit und Sünden geschirmt werden! Umsonst hatte er auch

gedroht, sammt seiner Geistlichkeit aus der ketzerischen Stadt auszuwandern, und dem gemeinen Mann vorgestellt, welch großen Nutzen die Stadt von der bischöflichen Residenz ziehe. Es blieb ihm nur übrig, die Drohung auszuführen. Nach dem Vorgang mehrerer anderer Bischöfe am Oberrhein zog er am 24. August 1526 aus seinem uralten Bischofssitze fort, um in dem ihm angehörigen, am Nordufer des Bodensee's liegenden Städtchen Meersburg ein Asyl zu suchen, während seine Domkapitularen in die kleine Reichsstadt Ueberlingen und das geistliche Gericht nach Radolfzell übersiedelten. Der Bischof konnte sich auch nicht verbergen, daß er sich ganz verrechnet habe, wenn er mit dieser Maßnahme das Doppelte bezweckte, die Konstanzer zu strafen und eine Umstimmung der öffentlichen Meinung hervorzurufen. Der Chronist Vögeli bemerkt: Daß die Klerisei mit ihren Metzen fortgezogen, das sei die größte Gabe von Gott für Konstanz seit vielen hundert Jahren; Rath und Bürgerschaft wären nicht im Stande gewesen, das päpstliche Wesen und den Bischof sammt dessen Pfaffheit auszutreiben, aber Gott habe sie durch ihren freiwilligen Abzug zum Werkzeug ihrer eigenen Ausreutung gemacht. Seitdem habe das Evangelium viel Frucht geschaffet und Ehrbarkeit in der Stadt angerichtet, so daß männiglich, wer das bisher zu Konstanz geübte Wesen gegen das jetzige spiegle, sich verwundern und Gott Lob und Dank sagen müsse. Freilich mit gar anderen Augen sah Karl V. diese Verlegung der bischöflichen Residenz an. Schon ein am 16. December 1525 von Toledo aus erlassener kaiserlicher Schutzbrief für Bischof und Domkapitel hatte diese in sonderen Verspruch Ferdinands und der Statthalter der drei vorderen Regimenter gestellt; es wurden darin nicht nur alle Rechte und Herkommen des Bisthums geschirmt, sondern auch ausdrücklich alle Freiheiten und Privilegien der Konstanzer, von Kaisern oder Fürsten von Oesterreich des Bischofs Freiheiten zuwider gegeben, für derogirt erklärt. In einem Befehl aus Valladolid vom 28. Februar 1527 sagt der Kaiser: ihm werde berichtet, wie Etliche dem ehrwürdigen Bischof „die Consolationes, Bannales, Praesentationes, erste Frücht und andere alte Herkommen und gute Gewohnheiten" zu zahlen sich weigern, seit „die lutherisch und andere verdampt ketzerisch böß Leren und Sekten im hailigen Reych also weyt außgebrait worden". Alles Ernstes vermahne er jeden zu diesem Bisthum gehörigen Reichsstand an die ungesäumte Entrichtung seiner Schuldigkeiten. Um so gnädiger erzeigte er sich der Stadt Ueberlingen. Gleichfalls von Valladolid aus gab er am 6. Mai 1527 in einem Schreiben sein „gnädiges Gefallen zu erkennen, daß diese Stadt, wie ihm sein Rath und Vicekanzler Propst Balthasar [Merklin] vortrage, in diesen schwebenden schweren Irrsalen unsres heiligen christlichen Glaubens bei dem rechten alten Glauben christlich festhalte". Ebenso zeigte er ihr drei Wochen später nicht nur die Geburt seines Sohnes Philipp II. an, sondern setzte auch noch bei: da er seitdem weiter vernommen, wie die Stadt „des Stiffts

Kostnitz Thumbherren und anderen desselben Geistlichen große Ehr und guten Willen bewiesen, und sie bei sich behalten, so trage er dessen ein gnädiges Wohlgefallen und begehre, die Stadt solle dem Bischof und seinen Geistlichen auch ferner nach bestem Vermögen beyständig seyn". Bald darauf ertheilte er der Stadt die Abzugsfreiheit und noch andere Beweise seiner kaiserlichen Gnade.

Der Konstanzer Rath fühlte sich seit der Abreise des Bischofs in seinen Maßnahmen viel unbehinderter, obschon außer den zwei sogenannten Nebenstiftern St. Johann und St. Stephan auch das bischöfliche Konsistorium und vom Domcapitel der Dechant mit vier Capitularen in Konstanz zurückgeblieben waren. Nachdem schon am 26. Januar 1526 auf Befehl des Raths das öffentliche Frauenhaus geschlossen worden war, so bedrohte eine Verordnung vom März 1527 alle diejenigen Einwohner, gleichviel, ob Kleriker oder Laien, welche ihre Concubinen nicht entlassen würden, mit strengen Strafen. Am 2. Mai begann der Rath auch die Aufhebung der sieben Klöster damit, daß er eines derselben, das der grauen Schwestern zu St. Peter, Dominicanerordens, eröffnete, d. h. allen seinen Bewohnerinnen den Austritt freistellte, nachdem er einer einzelnen Nonne, welche als zwölfjährige Waise von ihren Verwandten ins Kloster verstoßen worden und 17 Jahre lang krank in demselben gelegen war, schon früher jene Erlaubniß des Austritts ertheilt hatte. Vier Wochen später ward die Erlaubniß auch auf das zweite Frauenkloster, auf die Dominicanerinnen von Zofingen ausgedehnt. Ambrosius ward mit ihrer Ueberwachung betraut. Viele der Austretenden verheiratheten sich; doch war die Zahl derer, welche unter Beobachtung der evangelischen Kirchenformen und mit dem Versprechen, keine Novizen aufzunehmen, im Klostergebäude wohnen blieben, so groß, daß noch im Jahr 1548 eilf Nonnen dort lebten.

Aber noch immer war Pirata in der Stadt und fuhr mit seinen Lästerpredigten fort. Darum erschien am 29. April 1527 Ambrosius Blaurer mit dem Prediger Spreter abermals vor dem Rath und beschwerte sich, Pirata fahre fort, die evangelischen Geistlichen auf der Kanzel zu lästern, und die Wallfahrten nach St. Georg und Almannsdorf anzuempfehlen, obgleich dieser Dominicaner wohl wisse, was für „Unfuhren" auf dem Weg dahin im St. Gebhard Hölzlein getrieben würden. Unter Hinweisung auf den Beschluß des vorigen Jahres bat er, daß man den Bescheid mit Werken vollziehe: „denn wo ihr für und für solcher Zwiespältigkeit wolltet Fürgang lassen, so würde das Lob und Ehre Gottes hie zu Konstanz gar gröblich darnieder liegen und dagegen Gefährlichkeit der Seelen eurer Bürger, der ihr viel mehr dann zeitlicher Güter Schaden zuvorzukommen schuldig seid, gar vast zunehmen. Es möchte auch bürgerlicher Friede und Einigkeit Bestand nicht haben, alldieweil zwiefache Lehre einerlei Herzen nicht behalten mag, welches auch nach höchstem Vermögen zu verhüten und daneben als einer von Gott gesetzter Obrigkeit Fleiß anzu-

kehren zugebührt, daß die Ehre Gottes und bürgerliche Einigkeit mit nichten hintergestellt werden." Auf dieses Anbringen hin beschloß der Rath, gleich auf den folgenden Tag den großen Rath einzuberufen. Dieser erklärte sich bereit, unverzüglichen Vollzug zu thun. Die sechs geheimen Räthe sollten gleich nach Imbiß sämmtliche Prädicanten beschicken, daß sie am 6. Mai, sobald die Rathsglocke verläutet, vor den Räthen Rechenschaft geben. Damit auch die Parteien desto beherzter wären, sollte jede von ihnen zwei Beistände mitbringen, und alle Handlung sollte in deutscher Sprache ohne Einmischung einer anderen Sprache geschehen. Auf ergangene Ladung erklärte der Prädicant zu Zofingen, Wendelin Fabri: „ihm wolle wegen allerlei kaiserlicher Edicte nicht gebühren, sich in ein Gespräch einzulassen; zudem könne er auch weder griechisch noch hebräisch, habe auch nie gewußt, daß der Rath also hebräisch sei; so er aber höre, daß keine andere Strafe darauf stehe, so man sich in das Gespräch nicht einlassen wolle, denn nur von dem Predigen abstehen, so wolle er dasselbige annehmen, sonst aber guter Hoffnung sein, man werde sonst gütlich mit ihm verfahren." „Aber ich will daran, sagte Pirata, mit Freuden, und ich hab noch einen Kronen da in der Tasche, damit man Holz mag kaufen, und ob ich ungerecht erfunden würde, mich in demselbigen Holz verbrennen."

Am Montag, den 6. Mai erschienen alle Prediger mit Ausnahme des durch Krankheit verhinderten Prädicanten von Petershausen. Als Präsidenten saßen Reichsvogt Jakob Zeller an des kranken Bürgermeisters Hans Schulthaiß Statt, und Ruland Mundprat an des Reichsvogts Ort. Auf der Bürgermeisterbank saßen einander nach Wendelin Fabri, Ant. Pirata, Dr. Peter Speiser, als Gesandter des Bischofs Bruder Heinrich Bulli, Prior zu den Predigern, Heinrich Göchi, Prädicant im kleinen Spital, und Johannes Suter, genannt Balthasar, Prädicant zu den Schotten. Auf der andern Bank neben Ruland Mundprat saßen Ambrosius Blaurer, Johannes Zwick, Doctor, Joh. Spreter, Jacobus Windner, Alexius Bärtschi, Barthol. Metzler und Joh. Schnell, auch Joh. Menlishoffer, der Arznei Doctor, und Heinrich Ehinger, beide Blaurers und seiner Partei Beistände. In Mitte stand ein Tisch und auf ihm lag die Bibel der alten gemeinen Uebersetzung, die man aus dem Barfüßerkloster entlehnt hatte. Zeller hielt die Anrede und ließ vom Stadtschreiber des Raths Meinung verlesen. Nach derselben solle, wer sich seiner Lehre Rechenschaft zu geben weigere, vom Predigen abstehen; der Besprechung sollen die schon im Jahr 1524 von Wanner gegen Pirata aufgestellten Sätze zu Grunde gelegt werden. Man begann mit dem ersten Artikel, betreffend die zwölf evangelischen Räthe. Pirata wurde gefragt, ob er seine Behauptung in diesem Punkte aus göttlicher Schrift beweisen könne? Er suchte Ausflüchte und legte eine Schrift auf den Tisch, in welcher man nach seinen großsprecherischen Worten eine schriftliche Verantwortung vermuhten mußte. Als man sie verlesen wollte, protestirte der bischöfliche

Commissär, da einem Rath über die Prädicanten im Dom und kleinen Spital keine Gewalt zustehe, am Wenigsten ihrer Lehren halb, denn ein Rath deß nicht fähig noch gemäß sei. Zugleich drohte er Namens seines Herrn mit einer Klage bei dem Kaiser und dessen Statthalter. Der Rath hieß nun die Prädicanten abtreten, um sich zu berathen. Nach kurzer Pause wurden Jene wieder gerufen und ihnen eröffnet: „Weil ein ehrsamer Rath, als die recht ordentlich Obrigkeit der Stadt Konstanz (dem aus Pflichten zusteht, nicht nur in der Zeitlichkeit, sondern auch und viel mehr, so viel die Ehre Gottes und der Seelen Heil antrifft, die Ihren zu versehen und Alles, das Unfried, Zwietracht und Abfall der Bürger, es sei an Seel oder Leib, zutragen mag, abzustellen) aus h. Schrift guten Bericht hat, daß jeder Lehrer jeglichem Begehrenden, vielmehr der Obrigkeit des Orts, da er lehrt, seiner Lehren Rechnung und Antwort zu geben schuldig ist, so wird ein ehrsamer Rath in diesem nothdürftigen Handel, die göttliche Ehre und der Bürger zu Konstanz Seelenheil, auch zeitlichen Frieden betreffend, fürfahren und will nicht geziehen sein, daß er in Solchem mit der That noch wider Recht mit Jemand handle, erbietet sich auch, das an allen gebührlichen Orten aus erheblichen rechtmäßigen Ursachen und Rechten zu verantworten.“ Speiser protestirte noch einmal, Zeller beharrte unter Berufung auf die Pflicht einer rechten ordentlichen Obrigkeit. Man verhörte nun der Reihe nach die altgläubigen Prädicanten, zuerst Fabri, der gegen das Verbot nicht disputiren wollte, aber auch dagegen nichts einzuwenden hatte, daß er vom Predigen abstehe. In ähnlicher Weise gaben die Anderen ihre Erklärung ab. Suter sagte: „Ich bin so hochgelehrt nicht, noch so verständig, daß ich die Heimlichkeiten des Glaubens wisse. Ein schlichter einfältiger Tagelöhner bin ich und diene des Jahrs vielleicht um acht Pfund Pfenning, suche und lehre keine Subtilkeit, sondern sage meinen Schäflein das schlichte Evangelium und die Briefe Pauli, und dasselbige nach Auslegung der alten, desgleichen der neuen Lehre. Ich hab aber der Schäflein und Zuhörer, die ich versehe, gar wenig, etwa bei 25, die anderen gehen anderswohin, das laß ich beschehen und achte freilich nicht, daß jemand ob mir klage; wo ich aber weiter, denn ich schuldig, versagt wäre, so wollte ich, daß mir das angezeigt werde, denn ich bin erbietig, dasselbig, so best ich mag, zu versprechen.“ Hierauf wurde Piratas Schrift verlesen, die aber nur Gründe enthielt, warum er nicht disputire. Nun kam die Reihe an Ambrosius, der mit tiefster Entrüstung über die nichtigen Ausflüchte und gefärbten Reden Piratas sprach. Wie, sagte er, könnte Einer doch nur einen christlichen Blutstropfen in sich haben, der nicht so fromm sein wollte, wo er deß erfordert würde, daß er nicht aus der Schrift seiner Lehren halb Antwort und Bericht geben wollte. Er müsse dringend bitten, sein Gegner wolle um Gottes Ehre und brüderlicher Treu und Liebe wegen und zu Förderung bürgerlicher Einigkeit sich des christlichen Fürnehmens des Raths nicht weigern;

„so sind wir der getrosten Hoffnung zu Gott, wenn wir uns also mit und gegen einander besprechen, so werde das Lob Gottes und brüderliche Liebe, auch bürgerlicher Friede und Einigkeit gar hoch gefördert; Gott wird mit seinen Gnaden und h. Geist bei uns sein, denn er hat verheißen, wenn nur zwei oder drei in seinem Namen zusammenkommen, so wolle er mitten unter ihnen sein. Deshalb uns gar nit zweifelt, er werde es dieser Orten auch thun. Er ist ein wahrhafter, treuer Gott, der uns nicht fehlen wird nach seinen Verheißungen. So nun an dieser Sache so viel gelegen ist, so werden auch wir in seinem Namen bei einander und er mitten unter uns sein, wo wir beider Seits das christliche Gemüth in uns haben und von Herzen begehren werden, daß das gefördert werde, das zu seinem Lob und Ehre und zu bürgerlichem Frieden dient. Wo ihr aber je euch dessen weigern und dieses freundliche Gespräch nicht bewilligen wolltet, so könnten wir nicht anders denken, denn daß kein wahrer göttlicher christlicher Eifer, keine Liebe der Wahrheit, desgleichen kein Herz noch Gemüth zur Förderung brüderlicher Treue und Liebe in euch sei, denn wir auf unserer Seiten sind je des geneigt, auch allweg gewesen, wo ein Kind uns angesucht, geschweige ihr oder ein anderer Prediger, gern und mit Willen Bericht und Rechnung zu geben um Alles, das wir lehren." Sofort wandte sich Blaurer an den Rath, ihn zu muthigem Vorgehen ermahnend, und das schon um bürgerlicher Einigkeit willen, denn, sagte er, „wir werden je fürohin für unsere Personen den Wölfen, die die Schafe Christi zerreißen wollen, mit viel mehr Tröstigkeit und mit mehr christlichem Eifer zur Hut greifen, denn wir bisher gethan haben; daran soll uns nichts irren, weder Leib, Ehre, noch Gut, sondern wir wollen unser Leben freiwilliglich in die Schanz schlagen für unser frommes Vaterland und für die christlichen Schäflein, die uns zu weiden befohlen sind." Pirata, fuhr er fort, hätte schon längst das Gleiche vom Rath fordern sollen: denn es steht übel, so Einer, der ein christlicher Hirt oder Prediger sein will, nichts dazu thut oder stillschweigt, so er sieht, daß seine Schäflein und die ihm befohlenen Seelen verführt werden. Schließlich begehrte Ambrosius aufs Neue die Verlesung der Antwort Piratas über die Artikel. Dieser aber verweigerte es rundweg, während er bereit sein wolle, sich vor deutschen und welschen Hochschulen zu verantworten: „ich kann ja nicht ermessen, daß ihr in euren Handwerkern ließet Einen Meister sein, der nie kein Lernknecht gewesen wäre!" Als der Rath ihm eine Bedenkzeit bis zum folgenden Tage einräumen wollte, erklärte er, sie nicht nöthig zu haben, da er von dem, das ihm die kaiserliche Majestät und die ganze christliche Kirche nun vierzehn hundert Jahre her geboten habe, keineswegs und um keinen Buchstaben weichen werde. Hierauf beschloß der Rath: Pirata, der Prediger im Dom, und Göchi, der im kleinen Spital, sollen des Predigens und Lehrens in der Stadt Konstanz und ihrer Obrigkeit abstehen, und sofern der Prädikant zu den Schotten oder Andere auch der Meinung wie

diese Zweie seien, so sollen sie gleicher Weise ihres Lehrens und Predigens sich müßigen.

Drei Tage nach dem Colloquium legte der Rath den versammelten Zünften das Ergebniß der Verhandlungen vor, und noch zwei Tage später mußte die Rache für diese und frühere Vorfälle ein benachbarter evangelischer Geistlicher schwer empfinden. Vor einem Gericht, in welchem auch die zwei oben genannten Doctoren Speiser und Wendelin Fabri saßen, wurde unter dem Vorsitz des Weihbischofs Fattlin der Frühmesser von Sernatingen, Johannes Heuglin, nach langem Gefängniß und harter Folter am 10. Mai 1527 zu Meersburg feierlich für einen Ketzer und Feind der h. Kirche erklärt, und sodann dem Vogt von Meersburg übergeben, welcher noch am gleichen Tage „sein Fleisch und Gebein zu Pulver und Asche verbrennen ließ." Durch die Hinrichtung dieses Mannes, der mit evangelischem Glaubensmuth vor den Augen einer zahlreichen Volksmenge den Märtyrertod erlitt, wurde nicht nur in seiner Vaterstadt Lindau die Einführung der Reformation beschleunigt, sondern auch in Konstanz die Stellung des noch zurückgebliebenen Klerus immer unhaltbarer. Im Kloster Zofingen ward bis auf weiteren Bescheid das Predigen dem Bartholomäus Metzler übertragen, und da man besorgte, daß ein Theil der Frauen die Briefe und Kleinodien des Klosters nach Meersburg auszuliefern gedenke, wurde alles Besitzthum unter Verschluß genommen, den Nonnen aber das Gelübde abgefordert, daß sie nichts vom Eigenthum des Klosters bei Seite schafften. Zu spät kam diese Maßnahme im Schwesternhaus an der neuen Gasse, aus welchem drei graue Schwestern das baare Geld, die Zinsbriefe und Leintücher heimlich nach Ueberlingen gebracht hatten. Ueberlingen verweigerte die Rückgabe des entwendeten Guts und Konstanz wollte um zeitlicher Habe willen mit Niemanden in Unfrieden kommen. Der Rath gestattete nun dem Klerus keine Prozessionen mehr außer um das Münster herum, kündigte ihm am 17. Juni 1527 an, daß er von nun an Steuer und Wachtgeld, auch alle bürgerlichen Lasten gleich andern Bürgern und Einwohnern tragen sollte, und entzog dem bischöflichen Consistorium vollends alle geistliche Jurisdiction in der Stadt. Bei dieser Sachlage fand es am 6. August 1527 der Bischof selbst für gut, ein Mandat zu erlassen, wodurch er allen Chorherren und Caplänen im Münster, wie auch denen zu St. Stephan, St. Johann, und St. Paul bei Verlust ihrer Pfründen Konstanz zu verlassen befahl. Zwar ließ ihnen der Rath, falls sie bleiben wollten, bürgerlichen Schutz und Schirm versprechen mit dem Bemerken, daß nur ihr Fortziehen, nicht aber ihr Zurückkehren bei ihnen stehe; aber nur zwanzig Chorherren und Kapläne machten Gebrauch davon. Alle übrigen zogen theils zu dem Consistorium nach Ratolphzell, theils wie die Stiftsherren von St. Stephan in das turgauische Städtchen Bischofzell, theils zu dem in Ueberlingen weilenden Domkapitel. Dahin begab sich auch mit seinen bisher noch in Konstanz

gebliebenen vier Collegen der Domherr Johann von Botzheim. Der Mann, der einst Luthern als den Lichtbringer für das Gebiet der Theologie gepriesen hatte, schrieb im April 1526 an Erasmus: er bereue es, einem so verläumderischen und tollen Pseudotheologen, wie Luther, jemals Vertrauen geschenkt zu haben; Kenntnisse habe er wohl, aber wenig Geist. Auch mit den Blaurern und Zwick brach Botzheim alle Verbindung ab.

5. Bund zwischen Konstanz und Zürich.

Der ausgewanderte Klerus fühlte sich in der Verbannung und sann auf Rache. Namentlich hetzte er den mit ihm verwandten benachbarten Adel gegen Konstanz auf. Am 24. September 1527 wurden einige Bürger, welche nach Ratolphzell zu Markt gingen, bei Allensbach von etlichen Reisigen angesprengt, beraubt, gestochen und mit den Worten bedroht: Also werde man allen lutherischen Ketzern von Konstanz thun. Auch sonst war das Verhältniß der Stadt zu den umliegenden Gebieten immer unsicherer geworden. Oesterreichische Reiter streiften zuweilen bis dicht vor ihre Thore, und der österreichische Statthalter Marcus Sittich von Hohenems ersah sich bereits bei der Vorstadt Petershausen einen Lagerplatz. Konstanz mußte an den Schutz Verbündeter denken. Evangelische Fürsten gab es damals in Süddeutschland noch keine und auch die nächsten evangelischen Reichsstädte lagen für schleunige Hülfeleistung zu entfernt. Als natürliche Bundesgenossin bot sich Zürich an, eine Stadt, die gleichfalls treuer Freunde wohl bedurfte. Schon im Februar 1527 hatte Zwingli die ersten einen Bund Zürichs mit den oberschwäbischen Städten vorschlagenden Schreiben ausgesandt. Im Sommer waren die vertraulichen Verhandlungen mit Konstanz und auch mit Lindau in vollem Gang. Zwingli führte sie mit den beiden Brüdern Ambrosius und Thomas Blaurer. Der Bund mit Zürich wurde am 10. October 1527 von der Bürgerschaft in Konstanz, welche man Zunft für Zunft über die Sachlage aufklärte, mit großer Stimmenmehrheit gegen 104 Verneinende gutgeheißen und kam am Christtag 1527 auf zehn Jahre zu Stand.

Der Burgrecht- oder Bundesbrief bestimmte: Da zu diesen Zeiten die Erhaltung des Landfriedens ernstlich bedroht sei, so wollen wir einander als rechte und getreue Mitbürger annehmen, jegliche Stadt die andere bei unseren Landen und Leuten, auch bei unseren Gerichten, Freiheiten, Rechten, Gerechtigkeiten, Leib, Hab und Gut schützen, schirmen und handhaben, auch jeder Theil des andern Theils Leute, Leib, Hab und Gut in guter Gewahrsame, Gehorsam und Unterthänigkeit behalten, auch feilen Kauf und Verkauf einander gestatten und zu allen Ehren und Nutz einander fördern. Und fürnemlich da der Glaube und Seligkeit der Seelen in Niemands Gezwang oder Vermögen steht, sondern eine freie und unverdiente Gnade und Gabe von Gott ist, sollen wir beide Parteien, nehmlich

jede in ihrer Obrigkeit, in Glaubenssachen handeln und sich halten, das sie getrauen gegen Gott und mit h. Schrift zu verantworten. Begegnete aber Einem von uns wegen des Glaubens der evangelischen Lehre von Jemand, Wer der wäre, etwas Begewaltigung, es wäre, daß man uns oder den Unseren unser Hab und Güter vorzuhalten, zu verlegen oder zu beschädigen, oder uns zu überziehen, zu fahen oder wider Recht mit uns zu handeln unterstünde, so sollen wir beiderseits, nemlich jeder Theil auf seine eigenen Kosten, auch mit unserem Leib und Gut einander schützen, schirmen und bei dem Unsern handhaben. Und hat hiebei unser jeglicher Theil in diesem Burgrecht vorbehalten und ausgedingt die Pflicht, damit sie der kaiserlichen Majestät und dem h. römischen Reich als von des Reichs wegen und insonderheit wir von Zürich, damit wir unseren lieben Eidgenossen, denen wir mit ewigem Bündniß verwandt und zugethan sind. Beide Städte behielten sich, so etwa noch andere Städte in diesen Bund mitaufgenommen würden, allein das Recht vor, Bundesversammlungen auszuschreiben und der Versammlungsort derselben zu sein.

Der hauptsächlich durch Zwinglis und der beiden Blaurer Vermittlung zu Stande gekommene Bund erregte in Deutschland und der Schweiz gleich Aufsehen und Aerger. Die kaiserliche Partei fürchtete eine von der Schweiz und Oberdeutschland zum Verderben des Kaisers sich fortpflanzende Empörung. Statthalter und Räthe des kaiserlichen Regiments zu Speyer forderten in einem Schreiben vom 14. Januar 1528, ähnlich wie die Eidgenossen von Luzern aus, Aufhebung des Bundes, und Erzherzog Ferdinand befahl am 15. Februar allen seinen Landvögten und Schultheißen: „Da sich etliche Priester in Konstanz der verführerischen ketzerischen neuen Secte anhängig gemacht, so solle man sie ihrer Pfründen entsetzen, die Einkommen, Früchte und Gülten derselben keineswegs weiter ihnen, sondern denen verabfolgen lassen, an welche die Pfründen nunmehr durch die ordinari Lehnherren verliehen werden.“ Hiegegen ließ der Rath folgende Schrift ausgehen: „Ain schrift der Kaiserlichen Regierung im Hailigen Rich zugeschickt, darinn sich Burgermaister und Radt der Statt Constantz ettlicher Handel, deren sy verunglimpfft sind, entschuldigent mit erschainung allerlay unrechtes, das jnen begegnet, Ouch was sy verursacht hab ettliche ort der Aidgnossschafft zu Burger angenommen und hinwider jren Burger zewerden.“

An die Stelle der Controverspredigten traten aber nun Schmähgedichte, mit denen sich die ausgewanderten, von Heimweh und Langweile gepeinigten Kleriker die Zeit zu vertreiben suchten. Eines derselben begann:

Der Blarer und der Zwickh,
Die Langnaß und der Dickh,
Hiengents all an ainem Strick,
So het Costanz wieder Glueck.

Auch Botzheim, der 1524 wegen der angeschuldigten Glaubensirrthümer nach Rom zur Verantwortung vorgeladen, aber, obwohl er der Vorladung nicht Folge leistete, durch die Fürsprache des Erasmus nach zweijährigen Unterhandlungen freigesprochen worden war und mit einem Erasmischen Christenthum sich abfand, ließ von Ueberlingen, das er seine Verbannungshöhle nannte, gegen seinen alten Freund folgendes Lied ausgehen:

1. Costanz, o wee
am Bodensee
dem Rych mit Eyd verbunden,
Du hast im Geyst
am allermeist
ain boesen Sinn erfunden,
durch Luthers Schrift
die Herz vergift,
gen Zürch und Bern geschworen,
deß hastu grob
diner Eltern Lob
dazu die Eer verloren.

2. Sol es beston
in dinem won,
ain klaine Zeit belyben:
So sech man an,
was Costanz kan,
all erberkait vertrieben.
bringt inn kain nutz
mit irem trutz,
die gmeind thust du verderben.
du bist verblendt
und hast geschent
Dich selbs und all die erben.

3. Gestrafft wirst bald
wies Holz im wald
vom tolden bis zum stammen;
das wer das best,
wenn Vogel und Nest
die Straf bald thet erlangen,
so wuerdent doch
die burger noch
zuletzt sich das besinnen,
und sich darnach
bekeren gach
zu christenlichen dingen.

4. Werdend sy doch
vom trutz und poch
nit lon und von dem Zwicken,
irm Predicant,
und Huetlins bant
auch Voegelins bestricken,
das sy nit mer
Marien Eer
auch biderlüt thund schenden:
so sech man uff
des adlers straff,
der wird sich zu in wenden.

5. Des Zellers rott
Und Blaurers gott,
die thund vil unruw machen,
das selbig thut der kilchen gut,
damit sie sich befassen;
auch ist im spil
Schulthaiß und vil,
die im auch thund anhangen
mit Lutery,
die soll man fry
henken an einen strangen.

Ambrosius gab darauf folgende Antwort mit dem Motto aus dem Römerbrief: Ist Gott für uns, Wer mag wider uns sein:

1. Costanz, du bist
wol dran mit christ,
darum laß dir nit grusen!
er hat uff sich
erbuwen dich,
tröwung wird bald versusen.
Dir schadt kein find,
noch boeser wind,
kein gewesser noch platzregen:
din fels nit lat,
din nam der bstat,
hast fried in Gottes segen.

2. Du ringst ganz seer
nach siner eer,
gut sitten wiltu pflanzen;
des ist dir find
das pfaffisch gsind,
verdrueßt die sydin Franzen,
das jetzund nit
nach altem sitt
ir schand ongstrafft mag bliben:
ir bubery
und groß hury
hond sy von dir vertriben.

3. Würst haben dran
manch frommen man,
der dich mit trüwen meinet,
wie Zuerch und Bern
Burgrechts wiß gern
sich mit dir hand vereinet,
das lenger dich
das römisch rich
unnd du es moegist zieren,
sonst wurdist glatt
ain pfaffenstatt
seel, lib, eer, gut verlieren.

4. Sigen will Gott
unnd machen z'spott
din find und dich hoch eeren;
diewil du dich
demuetigklich
mit sinem wort last leeren.
Ach Ueberling,
Gott woll, dir gling,
das du die Fuechs lerrst kennen;
wenn man sy mäst
und thut ins best,
darnach so fressents d'hennen.

6. Die Berner Disputation.

Am 7. Januar 1528 begann in Bern das Religionsgespräch, welches entscheiden sollte, ob dieser mächtigste unter den Kantonen, der bisher unschlüssig geblieben war, katholisch bliebe oder evangelisch werde. Das Ausschreiben zu diesem gemeinen Gespräch gab als Ziel an, die lang umsonst gesuchte Einheit zu erlangen, „den Grund göttlicher Wahrheit, christlichen Verstandes und Glaubens hervorzubringen und dem nachzuleben," weil bei dem Gespräch zu Baden und seither Niemandem genug geschehen, auch die Entzweiung nicht gestillt worden sei. Gebraucht werden solle bei der Disputation nur das bloße Wort Gottes, und zwar nicht nach Auslegung der Lehrer, sondern so, daß einzig biblische Schrift mit biblischer, dunkle mit heiterer erklärt werde und Niemand darüber denn die göttliche Schrift sich selbst zu urtheilen habe. Allen Einheimischen und Fremden wurde vollkommen freies Geleit zugesagt, sämmtliche bernische Geistliche zur Beiwohnung verpflichtet, strenge Handhabung von Zucht und Ordnung eingeschärft und Jedem volle Redefreiheit versprochen. „Und was dann, hieß es zuletzt, mit göttlicher biblischer Schrift bewährt und beschlossen wird, das soll ohne alles Mittel und Widersagen Kraft und ewigen Bestand haben." Das Ausschreiben fand bei den Anhängern des alten Glaubens keine günstige Aufnahme: die Bischöfe von Constanz, Basel,

Wallis und Lausanne, ebenso die acht eidgenössischen Orte verweigerten ihre Betheiligung; Eck und Cochläus schrieben wider die Disputation; selbst Kaiser Carl V. mahnte ab. Um so größer war die Anzahl evangelischer Gesandten und Geistlichen, welche namentlich aus den schweizerischen und süddeutschen Städten sich einfanden. Das Religionsgespräch trug durchaus den Charakter eines reformirten Kirchentags: der Zwinglianismus legte auf ihm der erstaunten und geärgerten Welt seine Stärke und sein Uebergewicht in Süddeutschland zur Schau. An dem großen Zug der Abgeordneten, welche gen Bern aus Straßburg, Augsburg, Ulm, Schaffhausen, St. Gallen, Zürich u. s. w. aufbrachen, schlossen sich auch Konstanzer an, unter ihnen Ambrosius. Zwar wollte der Rath diesen anfänglich nicht absenden, weil er die Reise für ihn gefährlich achtete. Darum reiste erst Junker Hans Wellenberg allein als Abgesandter von Konstanz ab. Als er aber von Zürich aus an den Rath schrieb, daß Etliche ihrer Freunde und Mitbürger einen großen Werth darauf legen, „daß Meister Ambrosius sich auf die angesehene Disputation verfüge und gar nicht ausbleibe," reiste der Konstanzer Bürgermeister mit Ambrosius noch ab. Die Berner Disputation war für Blaurer nicht minder bedeutsam als für die gesammte schweizerische Kirche. Die nächsten Folgen der mit großer Würde und Unparteilichkeit geführten zwanzigtägigen Verhandlungen in Bern waren die Unterschrift der zehn Schlußreden von Seiten der Chorherren und vieler Geistlichen, die Abschaffung der Messe und Entfernung der Bilder aus den Kirchen, endlich das Reformationsedikt vom 7. Februar 1528, durch welches den Schlußreden Gesetzeskraft ertheilt, die Gewalt der Bischöfe für verwirkt erklärt und die nöthigsten Anordnungen bezüglich des Gottesdienstes getroffen wurden.

Blaurer hatte an der Disputation sich nicht betheiligt und trat erst am 25. Januar auf, um seine Feinde und Schmäher aus Anlaß des 1526 in Konstanz beabsichtigten Religionsgesprächs vor die Schranken zu ziehen. Er erklärte: Ich wäre bereit gewesen, Eck und Jörg Neudorfer zu Rottweil, welchen letzteren meine Herren von Bern auf die Disputation berufen haben, auf ihre Schmähschriften gegen mich und meine Herren zu antworten. Da sie aber nicht vorhanden, so fordere ich sonst Jedermann auf, vorzutragen, wenn er Etwas, das unchristlich und dem Wort Gottes zuwider wäre, von meiner Lehre wüßte, wie Etliche hier ausgegossen haben. Ich will dieß hiemit öffentlich bezeugt haben, damit nachher Niemand sage: er sei hier gewesen, mich zurecht zu weisen, und der Mangel sei an mir gewesen." Es trat aber kein Gegner auf. Die fremden Prediger hielten während der Zeit des Gesprächs im Münster Gastpredigten, die erste am 12. Januar Blaurer und „ward von männiglich insonders seines zierlichen Redens halb hochlig gerühmt." Er entschuldigte sich im Eingang darüber, daß er, als der kleinfügigste und geringste, zuerst hier auftrete; er thue es nur, weil er dazu aufgefordert worden sei, weil er sich nicht schäme, mit dem Munde zu

bekennen, was er von Herzen glaube, endlich damit man auch hier zu Bern die Summe und Grundveste der Wahrheit vernehme, die er mit seinen Amtsbrüdern zu Konstanz predige und um deren willen sie Ketzer und Verführer gescholten würden. Sofort verglich er die römische Kirche mit dem blutfließenden Weiblein, das all sein Hab und Gut an die Aerzte verzehrt, ohne Hilfe zu erlangen: „also haben auch wir unser Gut und Geld sammt aller unserer geistlicher vermeintlicher Uebung, Mühe und Arbeit in solcher unnützigen Gremplerei verzehrt, und ist doch nirgends weder Hilf noch Rath gewesen." Jetzt dagegen weiß man einen eigenen Weg zur Seligkeit und lehrt uns unser Herz zusammenziehen, nicht mehr hier und dort nebenaus fahren lassen, sondern daß wir alle seine Kraft, Begierde, Vertrauen und Vermögen mit einander an Einem Büscheln richten auf den einigen Christum. Da es sich um dieses Eine, was Noth ist, bei dieser Disputation handle, so sollen sie vor Allem um den h. Geist bitten, ohne welchen alles Disputiren fruchtlos, alles Singen und Sagen von Gott und seinem Evangelio tonlos wäre. „Wir schreien alle die Luft voll Evangelium und ist von dem Gotteswort eine große Sage in der ganzen Welt, aber leider ein kleines Leben, das darnach gerichtet sei, und sind deren wenig, die das Evangelium als eine Kraft Gottes empfunden haben in ihrem Herzen, und warum meinen wir, daß die Hitze vieler Menschen gegen dem Evangelio alsbald erloschen und ihr Herz maßleidig worden sei, die doch zuerst als ganz inbrünstig waren, denn allein, daß sie außerhalb des Geistes Gottes das Göttliche auf menschliche Weise haben angenommen?" Die Wahrheit sei für sich selbst nicht genugsam kräftig, gläubige Menschen zu machen, es sei denn, daß wir inwendig berührt werden mit der Salbung des Geistes Gottes und derselbige der Wahrheit Kundschaft gebe in unseren Herzen. Sodann beweist Blaurer seinen Zuhörern, „wie die so ganz schimpflich und ohne allen Grund reden, die da fürgeben, daß man in Mißverstand christliche Lehre nicht solle oder möge disputiren, es sitzen denn gedingte Richter zugegen, die da nach Red und Widerred einen Ausspruch thun, daß sich darnach die Parteien und Zuhörer halten müssen." Endlich vermahnt er zu einem freundlichen und brüderlichen Verhalten gegen christliche, aber schwache Mitbrüder. Das sage er zumeist, weil gegenwärtig etliche Artikel umgetragen werden, über welche selbst die Fürnehmsten und Gelehrtesten auf des Evangelii Seite uneins seien. „Denn Gott aus heimlichem aber gerechtem Urtheil verhängt auch unter den Rechtgläubigen ungleichen Verstand in etlichen Punkten, damit das Herz der Gottlosen ob solcher Uneinigkeit mehr verblendet und hinwieder bewährt werde unseres Glaubens in Jesum Christum Grund und Einfältigkeit. Man ist (Gott habe Lob!) auf unserer Seite der Sache wohl eins in allem dem, daran Heil und Seligkeit gelegen ist. So sind wir auch zu beiden Seiten eins in dem rechten Brauch des Nachtmahls Christi, daß wir damit in großer Dankbarkeit ein Wiedergedächtniß halten seines bitteren Leidens und Sterbens,

und bezeugen uns da, so wir uns theilhaftig machen seines Tisches, daß wir uns deß freuen und trösten, daß uns durch ihn die Sünde verziehen ist, und daß wir unter einander in der Liebe leben wollen. Deshalb wir auch weiter eins sind in Verwerfung aller Mißbräuche, so bei diesem Sakrament lange Zeit her eingeführt sind; darum wir alle zu beiden Seiten schreien und predigen wider die endchristische abgöttische Pfaffenmesse. Ob nun Jemand, leibliche Gegenwärtigkeit des Bluts und Fleisches Christi in dem Nachtmahl betreffend, in so großer Zweiung der Gelehrten nicht Sicherheit habe, wird darum nicht ausgeschlossen sein von Christo Jesu, sofern er sein Vertrauen setzt in den einigen Sohn Gottes, also daß sein Glaube herausbricht und ein seliges tägliches Absterben des alten Adams und sündlichen Fleisches, Liebe und brüderliche Treue gegen den Nächsten, Hoffnung und Geduld in allen Leiden und Trübsal dieser Zeit in ihm wirkt; ja gewißlich ein solcher Mensch wird nicht verfahren, es erhebe sich sonst in der Welt, was da wolle. O l. Christen, wie hat man sich im Anfang der Kirche so wenig bekümmert mit klugen, spitzigen Fragen, sondern den einfältigen Christum ganz einfältiglich geprediget, und haben die Christen einfältiglich aber kräftiglich geglaubt mit großer Aenderung und Besserung ihres Lebens und Verwunderung aller Welt. Da ist es auch am besten gestanden in der Christenheit. Wiewohl dieser Zeit so viel lätzer Köpfe, die dann in der Geschrift ohne Verstand umgehen und viel Irrung hervortragen, die frommen Gelehrten zwingen und dringen, daß sie sich, Irrthum in dem gemeinen Volk zu verhüten, vieler Dinge beladen müssen mit Predigen oder Schreiben, deren sie sich sonst in allweg entschlügen. Darum lasset uns von Herzen bitten, damit das Evangelium Christi ein lebendiges Empfinden und Gottes Kraft in uns werde."

In dieser versöhnlichen Weise sprach sich Blaurer vor den Häuptern des Zwinglianismus über die Differenz mit den Lutheranern aus. Der ganze Streit über das Abendmahl war und blieb ihm ein unwesentlicher. Er selbst war bisher in diesem Punkt Luthern näher gestanden als Zwingli. Schon im Herbst 1525 ward diesem durch Hetzer hinterbracht, daß Ambrosius und Thomas Blaurer seine Ansicht vom Nachtmahl bekämpfen. Zwingli schrieb gleichwohl den freundschaftlichsten Brief an Ambrosius und bat ihn, keine Mißstimmung bei ihm zu argwohnen, selbst wenn Blaurer noch so frei über die Nachtmahlsfrage gegen ihn gesprochen hätte. Sei je eine Meinungsverschiedenheit, so wollten sie in den Grenzen der Freundschaft kämpfen, nicht wittenbergisch, wo Alles voll Uebermuth, Drohung und Tyrannei sei, „nach Kinderweise wollen wir in Liebe, zart einander streichelnd, uns unsere Schlachten liefern." Blaurer gestand jetzt am 5. Januar 1526 Zwingli seine Abweichung in der Lehre vom Abendmahl: ohne sichere Offenbarung möge er sich nicht vom Schriftwort entfernen. Gleichwohl versicherte er ihn seiner aufrichtigen Liebe, mißbilligte Brenzens leidenschaftliches Auftreten gegen Oecolampad, „seinen Mann", erklärte Zwinglis

Auslegung für möglich und tröstete sich und ihn, daß sie, wenn auch in der Nebenfrage, ob der Leib in Brod eingeschlossen sei, von einander abweichend, doch in der Hauptsache, in der Anerkennung des Werths und Nutzens des Sakraments harmoniren. Blaurer blieb in dieser Mittelstellung zwischen Zwingli und Luther; mit Jenem konnte er nicht gehen, weil er, da Christus im Abendmahl zum Nehmen einlade, auch dafür halten zu müssen glaubte, daß in diesem Sakrament den Gläubigen, aber auch nur diesen, irgendwie Christi Leib und Blut geschenkt werde; von Luther unterschied er sich dadurch, daß er nicht annehmen konnte, daß Christus im Abendmahl den leibhaftigen Leib spende. Da er aber die ganze Streitfrage als eine für den Glauben und das fromme Gefühl offene betrachtete, stand er stets als Friedensbote zwischen beiden Parteien, beide immer wieder daran gemahnend, daß sie in der Anerkennung einer geistigen Segnung durch das Abendmahl sich die Bruderhand reichen.

Für diese Unionsbestrebungen Blaurers war eben sein Besuch der Berner Disputation höchst bedeutungsvoll. Betrachtete er sich nemlich bisher in denselben als einen Bundesgenossen Melanchthons, so gesellte sich diesen Zweien in Bern ein Dritter im Bunde bei — der unermüdliche Streitschlichter und Friedensmittler Bucer. Nachdem Blaurer bisher nur durch Capitos Vermittlung mit Bucer in Berührung gekommen war, so lernten sich nun beide verwandte Naturen in Bern persönlich kennen und lieben. Ein inniges Freundschaftsverhältniß bildete sich zwischen beiden; Bucer kehrte über Konstanz zurück, wo er sich einige Zeit verweilte und mit der Blaurerschen Familie, besonders mit der Schwester Margaretha verbrüderte. Noch am 22. Januar 1536 schrieb Bucer an Blaurer, wenn er ihm durch das Schicksal entrissen würde, so hoffe er, daß der Herr auch ihn sterben lasse! Zwischen beiden Männern entspann sich ein ebenso inniger als fleißiger Briefwechsel, und Bucer äußerte von nun an den größten Einfluß auf die Entwicklung des äußeren und inneren Lebensgangs seines Freundes Ambrosius.

7. Durchführung der Reformation in Konstanz.

Vom Religionsgespräch in Bern kehrten die Konstanzer Abgeordneten mit neuem Eifer für die Sache der Reformation in ihre Vaterstadt zurück. Auch Ambrosius, der bisher, im Blick auf die Warnungen Melanchthons vor Ueberstürzungen, umsonst von Zwingli bestürmt worden war, gleich dem Meister die Geißel wider die Mißbräuche der Kirche zu schwingen, zeigte sich jetzt geneigter, die Einrichtung des Gottesdienstes in der einfachen und aufräumenden Weise der Schweizer zu betreiben. Zunächst zeigte sich dieses in Betreff der Messe. Nachdem diese schon im Herbst 1527 in den Hauptkirchen abgeschafft worden war, verordnete am 10. März 1528 der kleine und große Rath, die Mönche in den fünf noch vorhandenen Klöstern sollten die Messe entweder aus h. Schrift rechtfertigen oder sie abthun.

Die bereits an Zahl sehr zusammengeschmolzenen Schotten, Franciscaner, Dominicaner und Augustiner fügten sich großentheils dem Willen des Magistrats, der ihnen nicht nur das ins Kloster mitgebrachte Vermögen zurückerstattete, sondern auch Pensionen anweisen und sie wählen ließ, ob sie im Kloster wohnen bleiben wollten oder nicht. Die Dominicaner wünschten in ihrem Kloster zu bleiben, mußten jedoch wegen ihrer unsittlichen Aufführung bald unter besondere Aufsicht gestellt werden. Das Kloster der Franciscaner ward für Schulen, das der Augustiner für weltliche Zwecke verwendet. Der Abt der Benedictiner widersetzte sich hartnäckig, flüchtete aber im folgenden Jahr mit einem Theil des Kirchenvermögens nach Ueberlingen, während seine Conventualen dem Konstanzer Rath den Eid leisteten und im Juli 1530 den letzten Rest der lateinischen Sprache in ihrem Gottesdienst aufgaben. In allen Kirchen wurden die wollenen Kirchengewänder an die Armen vertheilt; die Ornate von werthvollerem Stoffe zu Gunsten des Spitals verkauft, mit Ausnahme derjenigen, deren Stifter entweder selbst noch lebten, oder doch Kinder und Geschwister am Leben hatten. Diesen gab man sie zurück. Ebenso ward es mit den in den letzten Jahrzehenten gestifteten Pfründen gehalten; das übrige Kirchenvermögen sammt den Einkünften der Klöster und Stifter ward einer städtischen Verwaltung übergeben.

Langsamer als zur Abschaffung der Messe entschloß sich Konstanz zu Entfernung der Bilder. Der Züricher Rath mußte im Januar 1529 die Bundesstadt zum Bildersturm und zur Entfernung der Altäre aus den Kirchen treiben; am 6. Februar endlich schrieb J. Zwick an den in Bischofszell missionirenden Ambrosius: „Zu St. Stephan hat man alle Altäre abgebrochen und auch im Münster; es geht hier den Götzen übel, obwohl sie es traulicher mit uns als wir mit ihnen meinen.“ Daneben war es Blaurers Hauptaugenmerk, der in der Schweiz einreißenden Zügellosigkeit durch strenge Zuchtgesetze einen Damm entgegenzusetzen. Das „gemeine Frauenhaus“ hatte der Rath schon am 26. Februar 1526 schließen lassen. Am 7. August 1529 hielt Ambrosius folgenden Vortrag vor dem Rath:

„Es ist euch, meinen günstigen Herren, wohl wissig, was Gestalt ihr uns zum Predigtamt berufen habt, nemlich mit Befehl, daß wir die biblischen Schriften lehren und den Willen Gottes rein, hell und unverhohlen predigen sollen. Nun ist Noth, soll das Evangelium wahrhaft geprediget werden, daß das erstlich beschehe in Ermahnung zum rechten und wahren Glauben, mit Abziehung von allem Falschen, das man bisher gemein gehabt und viel Leute noch haben in allerlei Abgöttereien, auch falschem Gottesdienst und anderen derlei Dingen. Das haben wir getreulich und mit höchstem Fleiß gethan, ihr auch dieselben zum Theil abgestellt, daß dem Höchsten, der das mit seiner Gnade beiderthalb gewirkt hat, Lob, Ehr und Dank gesagt soll werden. Nun ists aber damit nicht ausgerichtet und stille zu halten, denn wir daneben die rechte Frucht des Glaubens vielfältig und

mit Treuen gelehrt und von den Lastern abzuziehen Fleiß gehabt, vorab daß den offenen und groben gemeinen Aergernissen Riegel geschoben werde oft ermahnt, derhalben auch ihr meine Herren Gebote offener Hurerei und Ehebruchs halben ausgehen lassen, welche bei Vielen wohl verfangen haben, bei Vielen aber, vorab in den Klöstern steht es, wie ihr sehet und wisset. Allermänniglichen ist es kundbar, was verhurten und üppigen Lebens in den Klöstern vorgeht. Derhalben gelangt an euch unser dringlich Bitten und Vermahnen, ihr wollet aus ordentlicher Gewalt und thätlichem Gezwang abstellen, was wir mit dem Wort zu thun nicht vermögen. Sie, die also leben, werden von unserer Lehre nicht gebessert; das schafft, sie haben deren kein Wissen, sie wollen die nicht hören und können von rechter christlicher Frömmigkeit nichts sagen."

Der Rath nahm diese Ermahnung an und ließ darauf allerlei Gebote Schwörens, Zutrinkens, Spiels und Anderes halb ausgehen. Namentlich wurde alles Tanzen abbestellt und dieses Verbot Ende Augusts 1529 in den Klöstern ernstlich eingeschärft. Diese Warnung hat bei Vielen wohl verfangen und namentlich ließen sich alle Augustiner-Mönche, die Einen zur Ehe, die Anderen in andere Klöster abfertigen. Alle bisher in Bezug auf sittliche Zucht erlassenen Rathsmandate wurden sofort in eine ausführliche Zuchtordnung gesammelt, und diese am 5. April 1531 von den Kanzeln herab dem Volk verlesen. Sie war hauptsächlich von Ambrosius, unter Besprechung mit Oecolampad, veranlaßt worden. Ueber Recht und Pflicht dazu sprach sich der Konstanzer Rath in ihrer Einleitung folgender Weise aus: „Der Sohn Gottes Christus Jesus sagt denen Weh und Ungnade Gottes an, durch welche Schande und Aergerniß beschehen. So ist großer Laster und Anstöße nicht kleine Ursache, wenn die Obrigkeit, die zu Straf der Bösen und daß die Guten bei Fried und Ruhe bleiben mögen, aufgesetzt ist, schläfrig ob den Lastern hält und die ohnunterlässig nicht ausbannt. Denn ob man gleichwohl mit höchstem Fleiß den Lastern wehret, wird dennoch nicht beschehen, daß keine Laster seien; hat aber die Obrigkeit einen ehrsamen Ernst und unvortheilige Tapferkeit in Straf des Uebels, so leistet sie Gott ihren schuldigen Dienst und schaffet ihr selbst eine freundholde ehrerbietliche Furcht bei den Unterthanen und den Bürgern Lieb und Einherzigkeit gegen einander, das die best Statt mur ist. Wiederum obs in Straf der Laster hinlässig ist und schielet, so beschieht gewißlich, daß die Laster überhand nehmen und man ob dem Bösen keine Scheu hat; dazu im gemeinen Brauch kommt Unachtung göttlicher Gebote und Ehren, auch ungerechte Regierung der Oberen, ungehorsamer Frevel der Unteren, und daß Jeglicher dem Anderen seines Schadens nicht nur nicht vor ist, sondern mehr den sucht und eigenen Nutz mit Anderer Nachtheil handelt, dadurch dann der Zorn Gottes angereizt und letztlich der Sünder in seinen Sünden mitsammt denen, die den Sünden (so es gemögt) nicht gewehrt haben, mit schwerer Ruthe gestraft wird. So nun wir auch sind

eine Obrigkeit, so wollen wir Gott und seinem Christo zu Ehren und Dienstbarkeit, auch von obrigkeitlicher Schulden wegen, so viel uns aus Gnaden Gottes wird möglich sein, den Sünden wehren und die Laster erstlich bei uns selbst und darnach bei den Unseren und in unserer Obrigkeit verbannen. Dieweil aber viel wäger ist, in Laster nicht fallen, denn gewohnte verlassen, so bedenken auch wir, daß nutzer sei und besser, den Lastern vorseyn, auch die, sobald sie wurzeln wollen, fürkommen, daß sie nicht ausbrechen oder zu Früchten wachsen mögen, und nicht warten, daß man sie, so sie beschehen, strafen müsse." Die Zuchtordnung handelt zuerst von Verordnung der Zuchtherren, denen der Rath die Pflicht einschärft, nicht schläfrig zu sein in Verhütung und, wo ihr stilles väterliches Walten nichts fruchte, in Bestrafung des Bösen; dann vom Schwören, vom Zutrinken und Füllen, von Nachturten und Nachtzechen, vom Spiel, von Wiedertauffer, Wucher, Fürkauf, Zauberei u. dgl., von zerhowener Kleidung, von Hurerei und Ehebruch, von der Ehescheidung und ihren Folgen, von Nothzucht und Mägdverfällen, von Kupplern, von Kirchenzucht und Ausschließung von der Kirche, von gleichförmiger Haltung der gemeinen Kirchenbräuche, von Erwählung der Kirchendiener und von dem den Zuchtherren zukommenden Schutz.

Mit dieser Zuchtordnung schloß sich die Reformation der Stadt Konstanz ab. Konstanz war damit nahezu allen Reichsstädten vorangeeilt. Vögeli schließt seine Reformationschronik mit den schönen Worten: „Unter diesen Zeiten hat das Evangelium und christliche Lehre bei Vielen Frucht geschaffet, auch dermaßen ehrbares Wesen angerichtet, daß männiglich, der vorher zu Konstanz geübtes Wesen gegen dem jetzigen spiegelt, Verwunderung haben und Gott seiner Barmherzigkeit, die er dieser Stadt Konstanz bewiesen, Lob und Dank sagen mußte. Aber die Ausgetretenen, Bischof und Pfaffheit, waren geschäftig, wie sie Krieg und Fechten wider die Stadt, vorab aber unter den Bürgern Zwietracht und Spaltung anrichten möchten. Der Bürger halb schlug es ihnen eitel aus, denn so gleichwohl etliche Bürger der evangelischen Lehre noch nicht sonders achtig, so waren sie doch, wenig ausgenommen, in dem mit den Anderen einig, daß man die Pfaffen nimmermehr zu Konstanz einlassen, sondern eher alles Vermögen zu Widerstand ihrer darstrecken sollte. Außerhalb aber haben sie König und Kaiser sammt viel Fürsten, Grafen und von Adel und Städten, dazu Etliche und den Mehrtheil der Eidgenossen an sich gehängt und bearbeiteten sich ernstlich, dieselbigen zu bewegen, daß sie die Stadt mit offener Fecht überziehen sollten. Gott aber brach für und für ihre Anschläge."

Drittes Kapitel.

Der Apostel Schwabens. 1528—1539.

1. Memmingen.

Noch ehe das Werk der Reformation in Konstanz zum letzten Abschluß gekommen war, hatte sich der gotteseifrige Reformator seiner Vaterstadt aufgemacht, das reiche ihm verliehene Pfund nach außen wuchern zu lassen. Der Ruf hiezu drang der Reihe nach aus verschiedenen schwäbischen Reichsstädten zu ihm, und Blaurer, einen Ruf Gottes darin erkennend, war sofort bereit, demselben nicht bloß seine Bequemlichkeit und Ruhe, sondern selbst sein Vermögen und seine Gesundheit zum Opfer zu bringen. Nicht minder opferwillig zeigte sich seine Vaterstadt Konstanz. Gegenüber der Eifersucht, mit welcher Wittenberg ängstlich Melanchthon sich vorzubehalten bemüht war, sticht um so strahlender die brüderliche Gastfreundlichkeit von Konstanz ab, welches seine besten Prediger immer wieder auf eine Zeit nach außen abtrat, ohne sich das Opfer zu verbergen, welches damit der eigenen Stadt auferlegt ward. Im Frühjahr 1525 durfte Wanner nach seiner Vaterstadt Kaufbeuren, von welcher er wegen des Glaubenszwiespalts begehrt wurde; auf Einladung begab er sich auch nach Mindelheim und Isny. Im December 1525 bat Memmingen, Konstanz, das von Gottes Gnaden mit so viel frommen und von Gott gelehrten christlichen Prädicanten versehen sei, möge ihnen Wanner, den treuen friedsamen Lehrer und Verkünder des Worts auf eine Zeit zusenden, was auch gestattet ward. Ebenso war der Konstanzer Johann Schneller zu Leutkirch um die Gründung der evangelischen Kirche bemüht; deßgleichen Johann Zwick nicht bloß in Schwaben, sondern auch in thurgauischen Städtchen, wie Bischofzell und Weinfelden. Vor allen Konstanzer Predigern war aber bald Ambrosius der Bevorzugte und Ersehnte, namentlich seit er in Bern bekannt geworden war. Es war nicht bloß die anziehende Macht seines Predigttalentes, welche ihm diese große Kundschaft zuzog, sondern noch mehr seine friedliebende Persönlichkeit und seine große organisatorische Gewandtheit.

Im Herbst 1528 wandte sich Memmingen aufs Neue an Konstanz, und zwar ward dieses Mal Ambrosius Blaurer erbeten, „uns eine Zeit

lang her zu predigen und unsere Unordnung in bessere Ordnung zu bringen.“ Es galt, die beiden Prediger Zimprecht Schenk, einen Zwinglianer, und den Lutheraner Georg Gügi, dem das Predigen versagt worden war, mit einander zu vertragen. Kein Mann erschien hiezu geeigneter als Ambrosius, dem außer seiner eigenen vermittelnden theologischen Richtung auch das zu Statten kam, daß er durch die Schwägerschaft seines Bruders Thomas mit dem trefflichen Johann Ehinger, dem glühenden Freund des Evangeliums und besten Förderer der Reformation Memmingens, verwandt war. In dieses Mannes Haus ward Ambrosius aufs Gastlichste aufgenommen, als er im November in Memmingen eintraf. Am 15. November predigte er das erste Mal, und die Gemeinde kam ihm mit herzlichem Vertrauen entgegen. Die vorher so unerbittlich halsstarrigen Prädicanten brachte er leicht zu dem Versprechen, daß sie sich auf der Kanzel nicht mehr bekämpfen wollten. Sofort drang er auf eine energische Durchführung der Reformation in Stadt- und in Landgemeinden. In den ersten Tagen Decembers wurden alle Stadt- und Landgeistlichen auf das Rathhaus vorgefordert, und nachdem ihnen Blaurer vorgehalten hatte, daß die Messe wider die Verordnung Christi, auch seinem eigenen vollkommenen Versöhnopfer verkleinerlich, also durchaus nicht zu gedulden sei, ohne daß die Prädicanten den Gegenbeweis zu führen vermocht hätten, wurde zunächst in der Stadt das Lesen der Messe untersagt. Einige Tage darauf wurden auch die Zünfte um ihre Meinung über die Messe befragt, und die Antwort lautete einstimmig dahin: ein Rath möchte fürfahren, die Messe abzuthun, Leib und Gut wollten sie zu einem Rath setzen. Dagegen war die große Zunft für Zuwarten und Einholen des Raths anderer Städte und hoher Schulen. Bei diesem Widerstand wünschte der Memminger Rath Blaurers längeres Bleiben und bat Konstanz darum: „da nicht nur wir und die Unseren ihn mit begierigem Herzen gern bei uns sehen und hören, sondern auch viel andere unserer Nachsäßen, die etwa dem Wort Gottes entgegen, ihm guten Gunst und Willen tragen, und der gemeine arme Mann ab dem Land nicht minder dann wir sein herzlich begierig und zu hören erfreut sind, deren doch viel bei diesen kalten Zeiten von Weitem herzukommen“. Die Bitte wurde gewährt. Die Gegner der Reformation hatten sich unterdessen an den aus der Nachbarschaft gebürtigen Dr. Eck gewandt. Dieser setzte in anderthalb Tagen, wie er ruhmredig sagt, eine ausführliche Vertheidigungsschrift der Messe auf und schickte sie den 5. Januar 1529 an den Rath mit einem ernstlich warnenden Brief, in welchem er sich bereit erklärte, zu Verhütung einer Spaltung keine Mühe und Arbeit zu sparen, und gälte es auch einen Riemen aus seiner Haut! Nach Empfang dieses Schreibens ließ der Magistrat allen Klostergeistlichen eröffnen, sie hätten sich am 15. Januar zur Kirche zu begeben, wo Blaurer die Declaration Ecks widerlegen würde; wären sie damit nicht zufrieden, so sollten sie ihre Gegengründe aufschreiben und dem

Bürgermeister vorlegen; dann wolle man sie auch hören. Auch würden noch überdieß sie und die ganze Gemeinde auf den 27. Januar auf das Rathhaus berufen, sich bezüglich Dr. Ecks Schrift zu äußern. Da jedoch die Priesterschaft keine ernstliche Einrede vorzubringen wußte, wurde dem Dr. Eck durch einen laufenden Boten eine geeignete Antwort übersandt. Eck replicirte, aber die Sache blieb, wie sie Blaurer angeordnet hatte. Dieser schrieb auf den Wunsch des Raths im Sommer 1529 eine kurz, einfältig aber wahrhaftig und in Gottes Wort gegründete Anzeigung, daß die päbstisch Meß dem reinen Glauben in Christum Jesum entgegen und deßhalb bei ihnen billig unleidlichen Irrthums verdacht und abgestellt sei. Wegen der fortgesetzten Angriffe Ecks noch auf dem Augsburger Reichstag wurde die Schrift im Frühjahr 1530 mit einem Brief Blaurers vom 28. April vom Rath in Druck gegeben. Für die Communion auf Ostern 1529 hatte Blaurer in Memmingen eine Agende eingeführt, in welcher deutsche Responsorien, Gebete und Gesänge, mit Vorlesung von 1 Corinth. 11, 20—34., Joh. 6, 47—64. und Matth. 26, 26—29. sammt Bann, Sündenbekenntniß und Absolution abwechselten, worauf dann Communion, Dankgebet und Ermahnung folgten. Nachdem der Reformator auch in den Landgemeinden dem Zwinglianismus in milder Form zum Sieg verholfen hatte, schickte er sich zur Abreise an. Vor dieser hatte man noch alle Zünfte befragt, ob sie wünschten, daß Ambrosius in Memmingen bliebe, und alle wollten es, wenn anders Konstanz darein willige. Dieser Wunsch war zwar nicht erfüllbar; aber Blaurer blieb mit dieser Gemeinde in treuer Verbindung, wie dieselbe ihn schon wenige Wochen nach seinem Abschied bat, falls er selbst nicht wiederkommen könnte, ihr doch mit Capito oder einem anderen Prediger beholfen zu sein, „denn er Kleinmüthigkeit und Anfechtens wisse."

Kaum aus Memmingen heimgekehrt, missionirte Blaurer in der Schweiz, namentlich im Thurgau. In Herisau erkrankte er schwer an einem sehr hartnäckigen Fieber, das ihn anderthalb Monate lang an aller Arbeit hinderte; am 11. August schrieb er an Bullinger: „Das Fieber hatte mich sehr hart befallen; aber der allbarmherzige Vater erhielt mich mir und unserer Kirche, welche ihn brünstig darum anflehte." Im November finden wir Blaurern in voller Thätigkeit in Weil, von wo aus er an Zwingli schreibt: „Ich bin gegenwärtig, wie dir bekannt, in Weil; möchte ich für das Evangelium großen Gewinn schaffen. Das Volk ist nicht minder hartnäckig als streitsüchtig; außer der starken Hand des Herrn wird Niemand, so gewandt er auch im Reden sei, dessen Nacken zu beugen vermögen, wenn es nicht zuvor die Hoffnung auf die baldige Rückkehr des Abts ganz aufgegeben hat." Im November 1529 kehrte er nach Konstanz zurück und scheint, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Bischofszell im Juni, fast das ganze Jahr 1530 in seiner Vaterstadt zugebracht zu haben. Freilich war auch dieses Jahr keine Zeit der Ruhe für ihn. Bucer

verwickelte ihn immer tiefer in seine Unionsbestrebungen und erkannte in ihm immer mehr den Mann, durch welchen jene am Besten gefördert werden könnten. Darum erhielt Blaurer auf Bucers Vorschlag gegen Neujahr 1531 einen Ruf als Prediger nach Augsburg. In dieser Reichsstadt war der Streit zwischen Lutherthum und Zwinglianismus aufs Heftigste entbrannt, und der Stadtarzt Gereon Sayler ward mit dem dringlichsten Bittschreiben an den Rath und Blaurer nach Konstanz gesandt. Aber Ambrosius schlug die Bitte rund ab; die eindringlichsten Vorstellungen prallten an ihm wie an Stein und Eisen ab, weil er, ein Eiferer für Zucht und trotz seiner patrizischen Abkunft ein Mann schlichtester und volksthümlichster Art, der reichen, üppigen und zuchtlosen Stadt und noch mehr der evangelischen Entschiedenheit des Augsburger Raths mißtraute und dessen Absicht, den alten Kultus vorerst bestehen zu lassen, als Halbheit mißbilligte. Wie gegründet Blaurers Bedenken waren, sollte der für ihn berufene Musculus bald nur zu schwer erfahren. Auch eine erneute Bitte des Memminger Raths beantwortete Blaurer am 29. Dezember abschlägig, obwohl er versichern konnte, er würde nirgends auf Erden lieber denn in dem frommen Memmingen sein zeitlich Leben schließen; aber eine Seuche in Konstanz, der Mangel dringenden Bedürfnisses und die Absicht jenes Raths, den Vertrauensmann hauptsächlich in Fragen äußerer Ordnungen zu gebrauchen, hielten ihn zurück. Es schien ihm nicht rathsam, das geistliche Amt in weltliche Fragen zu verstricken, um selbst gehässig oder ein neuer Tyrann auch im Weltlichen zu werden; dagegen forderte er den Rath auf, als christliche Obrigkeit ohne Weichmüthigkeit das Schwert zu führen und unevangelische Parteiung und grobe Laster scharfsichtig als der Adler und grausam als der Löwe Ezechiels niederzuschlagen. Gleichwohl sollte Blaurer Ende Februars 1531 auf einige Tage nach Memmingen kommen.

Noch vor Ende des Jahrs 1530 waren Gesandte der vier Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau, nachdem der Kaiser die Annahme ihrer eigenen Confession (Tetrapolitana) verweigert und sie als „Bilderstürmer und Sacramentirer“ von der den Protestanten zugesagten Duldung ausgeschlossen hatte, auf dem Convent zu Schmalkalden eingetroffen, ihren Beitritt zur augsburgischen Confession anzumelden, worauf sie in den evangelischen Bund aufgenommen wurden. Für Konstanz bestätigte der kleine und große Rath diesen Beitritt zum schmalkaldischen Bunde und machte ihn am 1. Februar 1531, nachdem ihn das verbündete Zürich gutgeheißen hatte, den versammelten Zünften bekannt. Es ward erklärt: „Ihr Aller Wille, Meinung und Gemüth sei mittelst göttlicher Hilfe und Gnade endlich dahin gestellt, bei desselben hellem, reinem, unzerstörlichem Gotteswort zu bleiben, auch dabei, wo der Allmächtige mithelfe, ungeachtet alles Wagspiels bis in ihr Ende zu verharren.“ Selbst die Versammlung der Theologen wollte man sich gefallen lassen; um aber den

Lutherischen gegenüber so viel möglich mit einhelliger Meinung und dadurch stark aufzutreten, und um für die eigenen, durch den Eintritt in den Bund wieder angeregten Reformationsplane eine gemeinschaftliche Grundlage zu haben, wurde eine Versammlung oberländischer Räthe nach Memmingen ausgeschrieben, die auch wirklich auf den Abend des 26. Februars 1531 zusammentrat. Es erschienen Rathsbotschaften und Prediger von den sechs Städten Ulm, Biberach, Isny, Lindau, Memmingen und Konstanz. Reutlingen und Straßburg waren verhindert, sandten aber schriftliche Rathschläge. Ambrosius führte den Vorsitz bei den im Geist brüderlicher Eintracht geführten Besprechungen; er ward auch mit der Redaction der Beschlüsse beauftragt. Schon am 1. März legte er der Versammlung die Memminger Beschlüsse vor, die sofort im Wesentlichen gutgeheißen wurden.

Die Beschlüsse sprachen sich im Allgemeinen für den Grundsatz der Freiheit und Ungebundenheit in Betreff der zur Seligkeit nicht nothwendigen, nur zu bequemer Zusammenhaltung der Gemeinde jedes Orts bestimmten Kirchengebräuche aus. Nur bei der Taufe und Abendmahl, als vom Herrn selbst eingesetzten Ceremonien, sei mit höchstem Fleiß und Ernst dahin zu arbeiten, daß sie ordentlich nach der Einsetzung und am allergleichförmigsten gehalten werden. Bei der Taufe müßten die vielen päpstlichen Zusätze mit Crisam, Oel, Salz, Teufelbeschwörung sammt den untauglichen päpstlichen Dienern überall vollends abgethan, die ganze Handlung müsse mit christlichem Ernst und Andacht, daher mit Ausscheidung aller leichtfertigen Gevåter oder Zeugen, und wo möglich alle Wochen an einem, zweien oder mehreren Tagen nach der Predigt in Gegenwart der Gemeinde verrichtet werden; doch sei den Schwachen die Taufe der Kinder bei Lebensgefahr vor dem bestimmten Tag zugelassen, obwohl für Ungetaufte keine Gefahr gegen Gott zu besorgen. Scharf ward das Halten ob der Kirchenzucht betont; das gewaltsame Verfahren gegen Wiedertäufer ward verworfen; der Glaube solle nicht mit Schwert und Zwang, er dürfe nur durch das Schwert des mächtigen Gottesworts in die Welt getrieben werden; Gewalt habe die Wiedertäufer nur zahlreich und geachtet gemacht. Nur wer die Irrthümer ausbreite, Rottirung anrichte, soll verbannt werden, ein Bürger nicht ohne Warnungen und Vorstrafen; auch die Weigerer des Eids, der Wehre seien auszuweisen. Dieselben Maßregeln müßten aber auch die Päpstler treffen, wie die Täufer mit Recht fordern. Die groben Laster seien durch das Schwert bürgerlicher Obrigkeit zu strafen, die eigene Zuchtherren über die Laster wähle, durch sie warne und strafe; ihnen sollen aber noch geistliche Zuchtherren zur Seite stehen, aus Rath, Gemeinde und Predigern, da die bloß geistliche Zucht zum Mißbrauch geworden, um im Namen der Kirche die weltlich Gestraften mit dem Wort Gottes zu strafen, und im Fall der Fruchtlosigkeit der dritten Mahnung mit Kirchenbann zu belegen. Passend

ward endlich befunden, die Kirchenordnungen der einzelnen Obrigkeiten jährlich wenigstens zweimal von der Kanzel verlesen zu lassen. Eine unmittelbare Folge dieser Memminger Beschlüsse war die bereits genannte Konstanzer Zuchtordnung.

2. Ulm.

Blaurer, der von Memmingen nach Konstanz zurückgekehrt war, sollte bald reiche Gelegenheit finden, die getroffenen Beschlüsse thatsächlich durchzuführen. Zuerst in der Reichsstadt Ulm. Hier war im Frühjahr 1531 ein eigener größerer Neuner-Ausschuß „im Namen Gottes und ihm zu Lob und Ehre, auch Ausbreitung seines Worts und Namens“ für die Neugestaltung des ganzen Kirchenwesens gewählt worden, welcher in Verbindung mit den Prädicanten die Berufung fremder Gottesgelehrten für das Reformationswerk vorschlug. Auf Sams Verwendung hin wurden am 19. April Bucer, Oecolampad und Blaurer als Männer der vermittelnden Richtung berufen. Am 21. Mai trafen sie ein und traten schon am folgenden Tag mit den Geheimen in Berathung über die Art der Lösung ihrer Aufgabe. Der Rath hätte gern die Rückkehr des im Bad Ueberlingen weilenden Altbürgermeisters Bernh. Besserer abgewartet, des Mannes (wie Oecolampad an Zwingli schreibt) ehrwürdig durch Jahre, Ansehen, Rath und Erfahrung, und Besserer selbst warnte, nicht mit zu großer Hast zuzufahren und die Rosse hinten an den Wagen zu setzen. Allein die drei Prediger hatten Eile: sie forderten, sie unverweilt mit den Pfaffen und Priestern und mit den Unterthanen handeln zu lassen. Sie predigten nun vom 28. Mai an theils in Ulm (wo Blaurer wegen seiner schwachen Stimme nicht den Münster, sondern die Barfüßerkirche wählte) theils in Leipheim, Langenau und Geislingen unter Mitwirkung von Rathsbotschaften mit größter Kraftaufbietung täglich drei Mal. Sobald Besserer angekommen war, wurde im eigentlichen Sinn des Worts Sturm gelaufen: am 5. Juni wurden die Stadtpriester, am 6. die Ordensleute, am 7. die 66 Priester vom Land nach Ulm aufs Rathhaus vorgefordert, damit sie sich über die achtzehn Reformationsartikel äußern, über welche man sich zuvor geeinigt hatte. Mit vieler Kunst war in denselben die Hinneigung zu Zwingli und die Abweichung von Luther durch die geschickte Fassung Bucers verschleiert, obwohl namentlich Zwingli mit der Behandlung der Abendmahlslehre nicht zufrieden war. Die meisten Pfaffen erklärten die Artikel für zu hoch und scharf für ihren Verstand, auch die Mönche verkrochen sich hinter ihre Unwissenheit, so daß es nicht viel zu disputiren gab; die Hälfte ungefähr stellte sich dem Rath zur Verfügung. Die Reformatoren beriethen sofort mit den Geheimen die Einführung einer neuen kirchlichen Ordnung. Die untauglichsten Kirchendiener sollten entfernt werden, aber des Leibes Nothdurft erhalten; zur Versorgung der Abtretenden und Besoldung der Neuangestellten sollte die reiche Dotation

der Pfarreien und das Klostervermögen verwendet werden. Um geschickte Prediger zu bekommen (da der Herr nicht immer aus Fischern verständige Prediger mache), solle durch Mitglieder des Raths und die Prädicanten jetzt und künftig ein Examen vorgenommen und bei Besetzungen, Absetzungen und Strafen der Geistlichen auch der Wunsch der Gemeinden berücksichtigt werden. Jährlich sollen, wenigstens für den Anfang, eine oder zwei Synoden gehalten werden. Die Ordnung des Gottesdienstes soll sich nach dem Bedürfniß richten. Die Taufe soll an jedem Kind und zwar vorzugsweise an Sonntagen nach der Kirche vollzogen werden, ohne abergläubische Bräuche, mit einfachem Wasser im Namen der Dreieinigkeit, mit Erklärung des Wesens der Taufe aus dem Evangelium und dem Apostel Paulus, mit Gebet für den Täufling und fleißiger Anbefehlung desselben an Eltern, Pathen und die ganze versammelte Kirche. Das Abendmahl wird nach der Einsetzung, in einer volkreichen Stadt jeden Sonntag gehalten nach vorangehender Erzählung und Danksagung für die Gutthaten Christi, unter Absingung eines Psalmen mit der Formel: dein Glaube in das Streben des Leibs Christi erhalte dich ins ewige Leben! und: dein Glaube in das Vergießen des Bluts Christi stärke dich ins ewige Leben! Die Feiertage werden alle abgeschafft außer dem Sonntag, der um so eifriger zu feiern ist. Päpstliche Ceremonien werden nicht mehr gestattet; Bilder und Götzen sind aus den Kirchen zu entfernen; auch die Helme und Schilde und andere Stiftungen können beseitigt werden. Ehesachen sollen künftig durch eine Eheordnung und ein Ehegericht geordnet werden. Die überbleibenden Klosterleute dürfen keine Klosterkleidung tragen, sollen aber gut bedacht werden; Klostereinkünfte und andere Stiftungen werden zum Besten der Armen, für die Nothdurft der Kirche und zu Erziehung geschickter Jünglinge verwendet. In Betreff der Kirchenzucht vereinbarten sich die Prediger nur schwer mit der Rathscommission und dem Rath, welchem eine von ihm unabhängige Behörde von Zuchtherren nicht zusagen wollte und seine eigene Aufsicht über die öffentlichen Laster zu genügen schien. Auch christliche Warnungsherren, deren Namen an den Kirchen anzuschlagen wären, vier aus dem Rath, zwei aus den Predigern, zwei aus der Bürgerschaft, welche auf öffentliche Laster achten und nach fruchtloser Ermahnung die Schuldigen dem Rathe anzeigen sollten, daß sie gestraft, nöthigenfalls der Stadt verwiesen oder mit dem öffentlich zu verkündenden Kirchenbann belegt werden. Die bürgerlichen Strafen gegen allerlei Sünden und Laster, Zechen, Zutrinken, Spielen, Unkeuschheit wurden den betreffenden Memminger Beschlüssen angepaßt. — Die neue Kirchenordnung war Ende Junis von Bucer bereits gefertigt, von den Prädicanten gebilligt, vom Rath gutgeheißen. Das Münster wurde am 19. und 20. Juni von dem „Götzenwerk" der Altäre und Bilder gesäubert. Alle Meßaltäre, gegen sechszig an der Zahl, wurden abgebrochen, damit sie „nicht den Platz versperren;" die Bilder und Statuen

der Apostel und Heiligen wurden weggeschleift, sogar die zwei Orgeln der Kirche als Abgötterei entfernt. Am 16. Juli wurde das erste Nachtmahl gefeiert. Bucer und Oecolampad hatten schon am 1. Juli Ulm wieder verlassen; in Betreff Blaurers bat Ulm den Konstanzer Rath in den beweglichsten Ausdrücken, daß derselbe noch bis Michaelis bei ihnen bleiben dürfe, in Anbetracht, „daß dieser ehrliche Mann in unserer Stadt viel Gutes schaffen und vor Andern göttlich Wort, brüderliche Lieb, christliche Zucht und was dem Allem anhangt, mehren und öffnen mag.“ Er besorgte noch die Berufung neuer Pfarrer, die Kloster- und Schulfragen, die Reinigung des großen Landgebiets und den Druck der neuen Kirchenordnung.

Seit Anfang August wirkte Ambrosius in dem unteren Bezirk und hatte seinen Sitz in dem Ulmer Städtchen Geislingen, nachdem Ulm abermals um Verlängerung seines Urlaubs gebeten hatte: Wiewohl sie um der Wahrheit willen selbst bekennen müßten, daß Konstanz ihnen mit Leihung Blaurers mehr gethan, denn sie menschlich davon nicht zu schreiben oder zu verdienen wissen, bäten sie doch um Gottes Ehr und ihres Verdiensts willen noch eine kleine Zeit Geduld zu tragen, bis das arme Volk in göttlichem Wort ein wenig baß erbauet werde. Blaurers Arbeit in Geislingen dauerte länger als er vermuthet hatte. Die Predigt des Evangeliums stieß hier auf den zähesten Widerstand. Zwar hatte sich der Helfer und Frühmesser Martin Pfeffer in Geislingen der Reformation willig angeschlossen; aber um so feindseliger stemmte sich der alte Pfarrer Dr. Georg Oßwald entgegen. Dieser war zwar gegen Jacobi seiner Pfarrei enthoben worden und weggezogen; aber durch seine Schwester ließ er in seiner alten Gemeinde Briefe herumtragen, in denen er der Neuerung ein baldiges Ende weissagte und sein Recht betheuerte. Seine Partei glaubte mit Sicherheit auf seine Wiedereinsetzung zählen zu dürfen. Zudem nennt Blaurer die Geislinger ein hartnäckiges Volk, das durchaus ganz jämmerlich verführt sei, bei dem man aber auch nichts unversucht lassen müsse, ob es nicht den Kopf ein wenig auf die andere Seite schieben möchte. Am 20. August entschuldigte er sein langes Ausbleiben gegen den Rath der Heimathgemeinde: Dieweil ich sieh, daß der Herr meine Arbeit täglich glücket, will mir nicht gebühren nachzulassen, bis die guten frommen Leute etwas gründlich unterrichtet und gestärkt werden. Wollt ich E. E. W., als die ich weiß Gottes Ehr und das Heil aller Menschen zu fördern am höchsten geneigt, bester Meinung anzeigen, damit sie meines Ausbleibens minder Beschwerd oder Mißfallens haben möchte, mich auch keineswegs verdächtigen, als ob ich mich gar von Konstanz thun und mich anders wohin wollte vermögen lassen. Denn ob ich wohl deßhalb nicht von denen zu Ulm, sondern vielmehr anders woher dringlich angestrengt, würde ich doch, des Gemüths ich noch bin, mich keineswegs vermögen lassen, sondern gedenk mir für und für zu E. W. zum getreulichsten mit Allem, so mir mein Gott verliehen hat, zu setzen, ihr und einer ganzen ehr-

baren Gemeind zu Konstanz meinen kleinfügigen Dienst im Wort, so lange der angenehm oder nutz sein mag, mein Leben lang zu beweisen. Daneben aber hoff ich, so es der Herr dieser Zeit also fügt, daß ich anderswo, da der Mangel größer denn bei euch ist, etwas christlichem gemeinem Nutz Fürständiges schaffen mag, E. W. werde deß nicht allein keinen Verdruß, sondern vielmehr ein günstiges und christliches Wohlgefallen haben. Nichtsdestoweniger will ich, so viel möglich und den vielbetrübten verirrten Seelen leidlich, meine Heimfahrt fördern." Auch am 31. August glaubte Ambrosius in einem Brief an Besserer von einer Wendung zum Besseren berichten zu dürfen: das Volk sei begierig, Psalmen zu singen, verstehe es aber nicht; auch Bann und Strafe der Laster solle man jetzt wie in Ulm einrichten, damit auch evangelisches Nachtmahl gefeiert werden könne; es gehe langsam, doch hoffe er mit der Zeit viel Gutes.

Nach sechswöchigem Aufenthalt verließ Blaurer in der Mitte Septembers Geislingen, „mit welchem Erfolg (schrieb er an Bucer) mögen Andere beurtheilen, sicher nicht ohne harte Arbeit. Der Greuel der Messe und der Götzenbilder ist abgethan." Geislingen war der einzige Ort, an welchem Ambrosius scheinbar umsonst gearbeitet hatte. Auf der Synode von 1532 mußte der Geißlinger Vogt klagen, daß die Unterweisung der Geistlichen, namentlich Blaurers, wenig gefruchtet habe. Statt in die evangelische Predigt zu gehen, machten sich Viele auf den Weg nach Eybach, um hier Messe zu hören; sie knieten vor allen Stöcken und Stumpfen an den Wegen, auch als man die Bilder aus den Kirchen entfernt hatte. Läutete man in Geislingen zur Kirche, so sagten Manche, jetzt läute man des Teufels Glocken, der Pfarrfrau rief man „Pfarrhure" nach; bei städtischen Aemtern wurde von der katholischen Mehrzahl nie ein Evangelischer gewählt. Die alten Weiber sahen sogar Wunderzeichen: Engel in den Lüften, ein Kind mit einer Hostie, die Jungfrau bei Nachtzeit in einem weißen Mantel um die Kirche und zum h. Kreuz wandelnd: „und ist der Teufel ganz unruhig," schrieb Blaurer. Während er aber hier nur mit Seufzen arbeiten konnte, ward ihm jetzt ein gesegnetes Ackerfeld zu bebauen anvertraut.

3. Eßlingen.

Nachdem der um die Reformation seiner Vaterstadt hochverdiente Stadtschreiber Licentiat Johann Machtholf in Eßlingen schon gegen Ende Augusts bei einem Besuch in Geislingen unseren Blaurer mündlich gebeten hatte, in der Reichsstadt Eßlingen die Reformation durchzuführen, bat der Rath dieser Stadt in einem Schreiben vom 30. August 1531 Konstanz, ihnen Blaurern, der die sondere Gnad und Aussprechung von Gott habe, sein Wort dermaßen auszubreiten und zu verkünden, daß es nicht wenig fruchtbar sei und die Herzen der Menschen erleuchte, auf einige Wochen abzutreten. Sie hätten bisher nur einen christlichen Prädicanten gehabt,

und es dünke ihnen hoch von Nöthen, zur Fürderung und Aufnehmung dieses christlichen und heilsamen Werks im Anfange dasselbige durch einen geschickten, gelehrten, erfahrenen und ehrbaren wesentlich zu verkündigen, in die Herzen der Menschen einzupflanzen und besonders derjenigen, so sich bisher ganz widerspenstig und hartnäckig gehalten. Zugleich baten die Eßlinger Blaurern, ihre Bitte bei seinem Rath zu befürworten. Dieser glaubte auch Gewissens halber die Bitte nicht abschlagen zu dürfen: „denn wo ein solch Feuer mottet, soll männiglich zublasen, damit es mit vollen Flammen herfürbreche.“ Auch machte er darauf aufmerksam, daß zeitlich zu reden, Eßlingen den Konstanzern aus vielen Ursachen wohl anstehen dürfte. Darum bitte er, daß man ihm bewillige, eine Zeitlang das Evangelium dort zu verkündigen; denn es wahrlich von Nöthen sein will, daß solche Sachen anfangs mit sonderem Fleiß und Geschicklichkeit angegriffen werden, und ob mein Verstand und Tauglichkeit dieß Orts klein, ist doch ihr Vertrauen und gut Herz gegen mir geringem Werkzeug des Herrn hoch zu achten, getroster Hoffnung, der Allmächtige werde meinen Mangel gnädiglich erstatten. Daß mich wohl hieneben etwas irrt mein' eigen Fleisch und Gefährlichkeit, die ich bestehen muß, soll doch dieselbig solch christlich Werk keineswegs versäumen; denn all Fahr, Müh und Arbeit sammt allem meinem Vermögen bei mir ring geachtet wird, wo es meines Gottes und Christi Jesu Ehr und Förderung seines Reichs belangen mag; ihm allein leb und sterb ich; er schickts Alles in Gnaden nach seinem Willen.“ Aber kaum hatte Ambrosius den erbetenen Urlaub, als ihm auch die längere Entfernung von Konstanz bange machte. Er schrieb darum am 9. September an den Rath, ihn zu strenger Pflichterfüllung in diesen bedenklichen Zeiten zu ermahnen: „Wie können wir anderst denn er machen. Diese Berufung nehme ich allein als von ihm an, und gewiß, so er mich dermaß nach Indien und noch weiter berufen, würde ich willig und mit Darstreckung Leibs und Lebens in allweg bereit sein, nicht nach dem Fleisch, welches allweg seine Wohlfahrt und Kommelichkeit sucht, aber nach dem Herzen, das er mir selbst gegeben. Ihm sei Lob in Ewigkeit. Er brauche mich nach seinen Willen; Niemand ist aller Welt Dienst würdiger als er, der unser nicht bedarf und seine Sachen an uns ausrichten möchte, und aber Alles um unsertwillen ansieht, damit wir in der Liebe durch einander gebessert und gebauet werden. Also hoff ich auch gänzlich, E. W. nach Art der Liebe gesinnt sein und mein Abwesen, welches doch reichlich durch treuen Fleiß und Arbeit der anderen meiner hochgeliebten Mitbrüder erstattet wird, gern mit anderer Leute Nutz und Frommen dulden mögen. Ich habe warlich viel und mancherlei bei mir selbst erwogen geistlich und leiblich, aber solches Alles will in meinem Gewissen nicht genugsam sein, dieß Orts abschläglich Antwort zu geben, sonderlich so ich so viel Ernst und Herz bei ihnen zu der Sache spüre. Daß mir aber E. W. unter Anderem zuschreibt, daß sie sammt ihrem gemeinen Mann Begierde zu mir

und meiner christlichen Lehre trage, laß ich mir in Gott sehr wohlgefallen." Nun mahnt Blaurer die Obrigkeit seiner Stadt, mit allem Ernst ob Zucht und Ordnung zu halten; „denn je einmal dieß der einig und kein anderer Weg sein wird, Gottes Zorn, den uns des Himmels und der Erden Zeichen scheinbarlich drohen, abzulehnen, denn wahre Bußfertigkeit in Ausreutung der Verunheiligung seines göttlichen Namens. Die Zeiten sind erschrecklich, die Läufe geschwind und fahrlich, der Welt Fürnehmen untreu, grimm und grausam, und zieht sich das Gewölk abermal zusammen zu einem ungestümen Wetter, und ist ungezweifelt große Aenderung vorhanden; noch dennoch bin ich gewiß: werden die christlichen Obrigkeiten die Laster mit eifrigem Ernst strafen, wird der gnädige Gott seine Strafe nachlassen. Und weil die Wahrheit der Lehre halber auf unserer Seite, wie sie denn auch in christlichem Leben und Wandel thätlich bei uns gefunden wird, wird uns die mächtige und gewisse Gotteshilfe ein sicherer Schutz und Schirm sein wider alles menschliche Rathen und Handeln unserer Widerwärtigen, und sich der Himmel wiederum aufthun in gnadenreichem Glanz und lauterer Farbe. So wir aber mit der Welt in gleicher Undankbarkeit in solchen großen Gutthaten Gottes erfunden werden, werden wir auch mit der Welt das Urtheil seines grimmen Zornes tragen müssen. Es steht meines Achtens Alles spitzig und auf dem Knopf; eines Theils erzeigt sich der Herr erschrecklich, spannt auf uns mit Pestilenz und Sorg des Unfriedens; daneben nichts desto weniger läßt er uns sehen seine große Benedeiung und Wohlthat in gnädiger Beschützung der Früchte, Weins und Korns. Mag es aber nicht helfen, wird es eben, wie man sagt, St. Johannes Segen und das Henkermahl sein; darnach wird ers gar aus mit uns machen. Er geb uns und allen Menschen Gnade und Stärkung zur Besserung! Will mich hiemit E. W. als in allweg der Euer unterthänig befehlen mit christlicher Bitt, den treuen Gott für mich zu bitten, damit ich in seinem Dienst allzeit getreu erfunden und meine Arbeit nicht vergeblich werde, und ich euch, so es sein will, länger zu seinem Lob dienen möge. Wo es aber anders mit mir angesehen, und daß ich meinen Lauf dieser Reise mit Beschluß meines zeitlichen Lebens vollenden sollte, fürgenommen hätte, dazu ich mich dann, wie billig, in aller Gelassenheit ergeben habe, bitte ich euch nichts desto weniger, meiner Lehre, die ich nicht zweifle Gottes sein, allweg Angedenken zu haben, die euch dann auch so viel weniger argwöhnig sein mag, so viel sie aus lauterem Herzen und einfältigem Auge ohne irgend welches Ansehen zeitliches Genieß und anderer menschlicher Anfechtung geflossen ist, und die anderen getreuen Arbeiter im Gottesdienst desto günstiglicher und väterlicher für befohlen zu haben. Denn die Sachen werden sich gewißlich bald ändern, daß der getreuen Arbeiter ganz wenig werden."

Der Ruf nach Eßlingen brachte Blaurern große Unruhe; auch sein treuer Bruder Thomas fand die Nähe Württembergs bedenklich; doch erinnerte er ihn daran, daß der Christ, der am Ersten nach dem Reich Gottes

trachte, allen andern Sorgen gute Nacht geben dürfe. Am Meisten drang abermals Bucer in seinen Freund, dem Rufe Folge zu geben: Niemand sei zum Apostolat geschickter; er nennt ihn den Apostel Schwabens. Nach der Mitte Septembers traf Ambrosius in Eßlingen ein und stieg im Hause Machtholfs ab, in welchem er während seines neunmonatlichen Aufenthalts die gastlichste Pflege und treueste Freundesliebe erfahren durfte.

In Eßlingen war die evangelische Sache bereits in die Herzen des Volks gedrungen; im August 1531 war der um seines lutherischen Bekenntnisses willen aus Waiblingen vertriebene langjährige Pfarrherr dieser Stadt, Licentiat Leonhard Wernher als evangelischer Pfarrer berufen worden. Allein ihm allein war die Sache zu schwer. Blaurer kam gerade recht; denn schon stand der Rath im Begriff, den lutherischen Geyling als ordentlichen Prediger zu berufen, was Ambrosius hintertrieb. Als Hauptgegner stand ihm entgegen der eben erst ernannte Stadtpfarrer, der Dominicaner Dr. Johannes Burckhardi, auf dessen Kunst und Gelehrsamkeit die altgläubige Partei Alles hielt, während Ambrosius von seiner Schlauheit und Verschlagenheit viel fürchtete. Am Schlimmsten stand es jedenfalls um Burckhardi's Character: aus dem einen Ort war er um Ehebruchs, aus dem andern um Diebstahls willen vertrieben worden. Als Blaurer kam, ward ihm vom Rath ohne Weiteres die Kanzel der Pfarrkirche geöffnet, ja er sollte gerade in der Morgenstunde predigen, in welcher bisher Burckhardi gepredigt hatte. Dieser mußte sich eine andere Stunde wählen. Nachdem er aber vor mäßiger Zuhörerzahl einige Male mit großem Selbstgefühl sich hatte vernehmen lassen, ward er am 4. October sammt seinen Helfern auf die Rathsstube beschickt, wo ihm in Gegenwart Blaurers eröffnet wurde, der Rath habe beschlossen und wolle, daß fürohin Jeder, der zu Eßlingen predige, seiner Lehre und seines Glaubens vor Rath und Gemeinde Antwort gebe. Hiegegen wehrte sich der Pfarrer unter Berufung auf das Domcapitel Speier; als er nun wirklich in bisheriger Weise zu predigen fortfuhr, nahm man ihm die Schlüssel zur Sacristei ab, veränderte das Schloß und hinderte ihn so nicht bloß am Predigen, sondern auch am Messelesen. Auf dieses hin reiste er nach Speier ab und übersandte von dort eine gedruckte Protestation an den Eßlinger Rath. Blaurer schritt jetzt rasch vorwärts. Mit großer Entschiedenheit predigte er gegen die gotteslästerliche Messe, den götzendienerischen Heiligen- und Bilderdienst, den „Kälberdienst". Nach den 18 Ulmer Artikeln behandelte er das Ganze der evangelischen Lehre. Mit stets steigendem Beifall wurden seine Predigten gehört. Schon am 4. October sahen sich die Feinde veranlaßt, den zahlreich herbeiströmenden Nachbargemeinden den Besuch mit harten Drohungen zu verbieten; „aber (schreibt Blaurer an Bucer) der brennende Eifer ist nicht zu dämpfen, täglich glühender flammt er auf und wird sich demnächst zur größten Feuersbrunst steigern." Unwillkürlich drang sich der Reformator eine Vergleichung zwischen Geislingen und Eßlingen

auf. Er schrieb an Bucer am 8. October: „Nachdem ich volle sechs Wochen die Geislinger Gemeinde, sicher mit großer Anstrengung, aber auch mit geringem Erfolg unterrichtet, kam ich endlich auf wiederholtes Ersuchen nach Eßlingen. Und ich kann Gott nicht genug für diese Berufung danken, welche er selbst so sehr mit seinem Segen krönt, daß ich hier reichlich erstattet finde, was ich an den Geißlingern vermißte. Dort sollte ich so recht erfahren, wie gar nichts ist, der da pflanzet oder begießt, hier aber wie reich der Gott ist, der Wachsthum gibt und Alles in Allem wirkt, der mir eine weite Thüre aufgethan und bis jetzt mich vor allzuviel Feinden bewahrt hat.“

Einen Augenblick wurde die Durchführung der Reformation in Eßlingen durch die Niederlage der Züricher und den Tod Zwinglis hinausgeschoben. Die Nachricht von Letzterem hatte Ambrosius tief erschüttert. Trotz seiner Vorliebe für den Gefallenen, scheute er sich nicht, über dessen Tod auf dem Schlachtfeld ein ungünstiges Urtheil zu fällen, indem es einem Bischof nicht zieme, den Waffenrock anzulegen. Uebrigens sieht er im Tode dieses Mannes, den Gott sicher zu Gnaden angenommen habe, nicht bloß ein Zeichen göttlichen Zorns, sondern auch eine Lehre für die Züricher, ihr Vertrauen nicht zu sehr auf Menschen zu setzen. Vielleicht werde Zwingli als ein zweiter Simson auch noch im Tod die Philister ins Verderben ziehen. Er schließt seinen Brief an Bucer mit den Worten: „Alles in Allem sei uns Christus, mit dessen Gnade uns begnügen lassend wollen wir unverzagt die Segel den Winden öffnen, um ihm zu folgen, wohin er uns führt, es sei durch Leben oder durch Sterben. Selig, wer einen gnädigen Gott hat und diesen Besitz wahrhaft genießen kann; unselig, wer in dieser Zeit solches Vertrauen entbehrt, welches uns, so lange es in ungebrochenem Herzen lebt, erlaubt, uns über uns selbst und alles Menschliche zu erheben.“ Dieses Vertrauen wußte Blaurer auch in Eßlingen zu wecken und zu stärken, so daß er am 27. November abermals an Bucer berichten durfte: „Hier sind Alle ganz ungebrochenen Muthes, so daß ich mich über die Beharrlichkeit dieser Anhänger Christi, die durch den schweren Schlag in der Schweiz keineswegs niedergeschlagen sind, nicht genug verwundern kann. Ich habe angefangen, diese Gemeinde über die Maßen lieb zu gewinnen und würde auch verdoppelte Arbeit nicht scheuen, wenn ich dieser und der Konstanzer Gemeinde zugleich dienen und an beiden Orten gleichzeitig sein könnte. Fast alle Herzen glühen, und täglich wächst die Zahl. Nach Gott hängen sie an mir fast ohne Maß und meinen in der Sache der Kirche nichts gethan zu haben, wenn sie es nicht auf meinen Rath thun, und mag es fraglich sein, ob sie Glück darin haben werden, jedenfalls thun sie es in einfältiger und frommer Gesinnung, welche Christus, wie ich glaube, wohlgefallen wird.“

Nachdem sich der Rath in Betreff der Abschaffung der Mißbräuche der Zustimmung der Zünfte und der Bürgerschaft versichert hatte,

wurden am 13. November Priester und Klosterleute auf Grund der achtzehn Ulmer Artikel über Messe, Bilder und Ceremonien verhört. Blaurer widerlegte die Einreden. Als Einige derselben die Einberufung von Gelehrten als Anwälten ihrer Sache begehrten, entgegnete Blaurer: Der Rath sei aus dem Worte Gottes und mit bewährter biblischer Schrift genugsam berichtet, und sei deshalb unnoth, einigen Gelehrten allher zu bringen, wiewohl er dieses fast wohl leiden möchte. So aber sie, Priester und Mönche, gelehrter Leute bedürften, so möchten sie dieselben in Monatsfrist nach Eßlingen bringen, der Rath wolle sie nach Nothdurft geleiten. Unbeirrt von diesen Ausflüchten und Drohungen schritt der Rath zur That: am 3. December ward die Messe abgeschafft, das evangelische Nachtmahl mit zwinglischem Ritus eingeführt, auch die deutsche und evangelische Taufe eingerichtet. Eine Gottesdienstordnung in zwölf Artikeln enthielt die wichtigsten Stücke der Lehre und des Gottesdienstes. Noch im December wurden die Altäre abgebrochen, die Bilder im Januar 1532 entfernt. Gleichfalls im December 1531 sandte der Rath in die Klöster Verordnete und Prädicanten, um ihnen das Singen, Messelesen, überhaupt den alten Gottesdienst streng zu verbieten und den Besuch des evangelischen Gottesdienstes zu empfehlen. Sofort wurden auch in den Klöstern Bilder und Altäre entfernt.

Mittlerweile hatte Ambrosius stets seine Konstanzer zu beschwichtigen, die mit großer Sehnsucht und Ungeduld seine Rückkehr begehrten. Am 2. December schrieb er an Georg Vögeli folgenden Brief: „Wenn ich nur eine Zeit hie bei den guten frommen Leuten bleiben könnte, wie sie gerne sähen und wahrlich von großen Nöthen wäre. Mir ist wind und weh zu Muthe: ich wollte je gern zu Konstanz sein, sonderlich dieser Zeit, und kann doch mit keiner Gewissen diese junge erstgepflanzte Kirche, die so ein gut Herz zu mir hat, verlassen. So ist ja viel an einem guten, stattlichen, satten Grund und Anfang gelegen. Wann ich gedenk, daß der fromme Paulus anderthalb ganze Jahr bei den Korinthern und drei Jahre bei den Ephesiern gewesen ist, dem doch Noth gewesen wär, an viel anderen Orten auch zu wachen, so weiß ich nicht wo hinaus. Alle Menschen sagen zu mir, sie wissen, komm ich bald hinweg, so sei es Alles vergebens, und erzeigen sich die Leute so ganz herzlich, daß sie mir großen Kummer schaffen. So muß ich ja in der Wahrheit bekennen, daß mein Abwesen Konstanz nirgends so nachtheilig ist, als mein Abschied Eßlingen sein wird. Denn der gut fromm getreu und gotteifrig Doctor Hans (Zwick) sammt den Andern nichts versäumen, und obwohl meine Lehr und Vermahnung auch vielleicht etwas nützte, wo ich einheimisch wäre, doch dasselbige nicht so fürträglich, als mein Abschied von hinnen schädlich sein würde. Also doch ich bei höchster Wahrheit mit dem Urtheil meines Gewissens nicht wüßte mich hinwegzuthun. Die frommen Leute sind ja auch unsere Brüder und Schwestern, denen wir so viel mehr zu dienen schuldig, so minder sie noch

erstarkt und erbauet sind. Ich sehe wohl, was der Menschen Art ist und wie es zugeht; wollt etwas leiden, daß wir länger zu Ulm auch gewesen wären; so sind wir, nachdem es Alles mit der Feder vergriffen und fürgeschrieben worden, davongewüscht, und jetzt ist kein Nachdruck. Schreibt und klagt mir der fromme Som alltag, wie es mit der Straf und Zucht nun gar nichts solle. Also, besorg ich gänzlich, würde es hie auch gehen; darum wollt ich von ganzem Herzen gern harren, bis ich seh, daß alle Ding nicht allein fürgenommen, sondern auch gehandhabt würden. Denn mein Vermahnen und Anhalten mit Kraft Gottes Geist viel beschießen wird; wo man das Herz zu Einem setzt, da geht wahrlich von Statt, was sonst gar stille steht. Schreib ich euch, mein lieber Herr und Bruder, der Sach also nachzudenken sammt andern guten Herrn und Brüdern. Meine Anmuthigkeit singt mir nach dem Fleisch nirgendshin mehr denn heimwärts; hinwieder will mich mein Gewissen nochmals aus viel ansehnlichen Ursachen kurz nicht heimlassen. Ihr mögt selbst besser denn ich Gelegenheit dieser Stadt bedenken; es ist noch Alles grün, zart und in der Bluft; möcht licht Wetter anfallen, es verdürb Alles. Wiewohl der lieb Gott allein das Gedeihen gibt, läßt er doch unseren Dienst gemeiniglich ein treffliches Mittel sein zu der Sach; der geb uns zu thun nach seinem Lob und Aufbauung seines Reichs." Am Schluß dieses Briefes zollt Blaurer seiner Vaterstadt ein hohes Lob in den Worten: „Mir ist, wenn es in der ganzen Welt fehlte, so könnte ich dennoch daran nicht zweifeln, anders denn der treue Gott zu Konstanz mit uns daran wäre, und ich weiß, daß er uns gnädig ist und wohl will, hat auch seinen Handel bei uns allweg so friedlich, beschaidelich und gnädiglich, daneben dennoch gewaltiglich und wunderbarlich geführt, daß wir ja haben greifen müssen, daß ers wohl und gut mit Gnaden gegen uns gemeint hat. Konstanz freut mich allweg, so ich dahin gedenke, wiewohl uns auch noch viel mangelt; aber, wohin ich komme, bedünkt mich, Ehrbarkeit hab bei uns größeren Fürgang." Schon am 11. December schrieb Blaurer wieder an seinen geliebten Stadtschreiber: „Meines Wiederkommens halber weiß ich wohl eines Raths Gemüth und Willen. Warlich die groß treffelich unvermeidlich Noth läßt mich noch nicht hinweg; denn wir begehren eine volle satte Reformation in Lehr und Leben anzurichten, und auf heut hält man groß und klein Räthe allhie der Ordnung halber; die ist in etlichen Punkten etwas besser gestellt denn die unsere; hoff, es soll für sich gehen. Des gemeinen Schandhauses halber hab ich meines besten Vermögens öffentlich gepredigt und insonderheit vermahnt, daß mir nicht zweifelt, es werde abgeschafft, wiewohl sich der Teufel sehr strüßt und auflehnt und viel davon geredet wird. Jedoch hoff ich gänzlich, die Sach sei dermaßen angebrittlet, sie werde hindurchgehen sammt anderem christlichen Fürnehmen. Darum es die hohe Noth erfordert, daß ich jetzt keineswegs abscheide, denn es erst am rechten Treffen ist, und bittet mich alltag Jedermann, sonders die Gutherzigen, die gerne sähen, daß die Sach

einen Bestand hätte, ich solle um kein Sach hinweg, sonst seie es Alles ververloren und werde der Bau eines Walls wieder einfallen, wie ich denn selbst am Besten urtheilen kann nach aller Gelegenheit. So weiß ich daneben, Gott sei ewiges Lob, daß bei euch diese Noth nicht ist; ihr seid wohl und genugsam versorget; Gott gebs wohl anzulegen." Zum Neujahr 1532 sandte nun Ambrosius ein längeres Mahnschreiben an die Konstanzer Gemeinde, welches von seiner innigen Liebe und eifrigen Fürsorge für dieselbe Zeugniß gab und von der Kanzel durch Joh. Zwick verlesen, auch später auf vielfaches Begehren in Druck gegeben wurde mit dem Titel: „Ein Sendbrief Ambrosii Blaurer an die christliche Gemeinde zu Konstanz, von Eßlingen aus geschrieben im 1532. Jahr. Daraus ein jeder Christ großen Trost in dieser trübseligen Zeit empfahen, Stärkung nehmen, und wie er sich schicke, erlernen mag." Der Reihe nach mahnt er darin Obrigkeit, Unterthanen, Hausväter und Hausmütter, Eheleute, Kinder, junge Gesellen und Töchter, Jungfrauen und Wittwen, Knechte und Mägde, Herren und Frauen an ihre Pflichten und schließt mit der Bitte: „Bittet auch hiemit mit Fleiß und Treue für mich, daß der Herr meinen Weg bald wiederum zu euch fertige und meine Arbeit hie zu Eßlingen reichlich fruchtige, wie sich denn bis anher alle Sachen in dieser Stadt nach Gottes Willen zu allem Guten wohl anschicken. Und habet also noch eine kleine Zeit in christlicher Liebe meines Ausbleibens halber Geduld. Denn wir ja aller Menschen Schuldner und Jedermann zu dienen billig geneigt sind, dieweil uns der treue Vater im Himmel auch lange Zeit gedienet und in seinem gnadenreichen Wort wohl hat lassen erbauet werden. Ich will mich länger, denn die Nothdurft erfordert, keineswegs säumen: denn Gott ist mein Zeuge, daß mich nach euch allen herzlich verlanget. Wollt es aber vor seinen Augen gefällig sein, daß ich nicht mehr zu euch kommen, sondern auf dieser Reise mit meinem Blut und Leben seinem h. Wort Zeugniß sollte geben, wie denn die Drohung Vieler gegen mich heftig und die Fährlichkeit groß ist: wollet euch darum nicht bekümmern, sondern vielmehr fröhlich und dankbar sein, daß mich seine ewige väterliche Güte deß gewürdiget hat. Dort wollen wir ja allweg und ewiglich in seinem Reich bei einander sein; allein bittet und betet, daß er mein Herz und Geist freudig und standhaft machen und erhalten wolle bis ins Ende. Die Zeit ist kurz und hinfällig, der Richter steht vor der Thüre, das Ende aller Dinge naht; darum seid umsichtig, wachet im Gebet und Danksagung, reißet eure Herzen ab von der argen betrüglichen Welt, lasset eure Wohnung im Himmel sein, da Christus sitzt zu der Rechten seines Vaters. Seid gesund, fest und einfältig im Glauben, habet einander lieb, verzeihet einander von Herzen, sterbet ab dem Fleisch, lebet dem Herrn, damit ihr auch in ihm sterben und ewiglich bei ihm bleiben möget!"

Während die Geduld von Konstanz durch immer erneute Bitten des Eßlinger Raths um Verlängerung des Urlaubs auf harte Probe gestellt

wurde, baten auch zwei andere Reichsstädte, Augsburg und Heilbronn, um Ueberlassung des Mannes, der die besondere Gabe besaß, den Strom der Reformation in ein friedliches Bett zu dämmen und mit seiner evangelischen Milde und Besonnenheit den gährenden Zwiespalt auszugleichen. Beiden Städten mußte ihre Bitte abgeschlagen werden; den Heilbronnern schrieb der Eßlinger Rath: „Meister Ambrosius sei bei dieser Zeit Läufen sicherlich mit keinem Fügen zu ihnen zu bringen, denn sie ihn allhier in ihrer Stadt vor denen, die dem Wort Gottes widerwärtig seien und täglich in ihre Stadt wandeln, mit Sorgen bewahren müssen." Wirklich war Blaurers Leben in Eßlingen bedroht: die österreichische Regierung in Württemberg konnte nicht gleichgiltig zusehen, wie in Mitten des Landes ein Heerd der Reformation aufgerichtet ward, und versuchte mit rechten und unrechten, jedenfalls mit vergeblichen Mitteln zu wehren. Um so energischer schritt unser Reformator vor. Nach Entfernung der Greuel aus den Kirchen sollten sie auch aus den Herzen und dem Leben hinweggenommen werden. Schon am 8. December 1531 hatte Blaurer an Bucer geschrieben: in jetzigem Augenblick werden über Zucht und Strafe, weltliche und kirchliche, Bestimmungen getroffen. Am 14. Januar 1532 wurde eine Ordnung und Satzung eines E. Raths der h. röm. Reichsstadt Eßlingen, welcher maßen alle ärgerlichen und sündlichen Laster angegeben und gestraft werden sollten, öffentlich von der Kanzel verkündigt. Diese Ordnung ward im gleichen Jahr gedruckt. Neben dieser der Konstanzer nachgebildeten Zuchtordnung suchte Ambrosius eine geistliche Bannordnung einzuführen und legte dem Rath einen Entwurf dazu vor: die um grober Laster willen Gestraften sollten von den Zuchtherren oder dem Rath den Predigern angezeigt werden, damit ihnen der Tisch des Herrn eine Zeit lang verboten würde, bis sie nach aufrichtigen Zeichen der Buße und Besserung mit der Kirche auf ihr Ansuchen wieder ausgesöhnt würden. Der Rath aber, auf jede geistliche Herrschaft eifersüchtig, scheint diesem Entwurf seine Zustimmung versagt zu haben. Auch die Secte der Wiedertäufer, welche in Eßlingen festen Fuß gefaßt hatte, wußte Ambrosius durch sein versöhnliches Auftreten wieder für die Kirche zu gewinnen. Schon am 27. November 1531 konnte er an Bucer schreiben: „Die Wiedertäufer behandle ich also, daß sie mich sehr lieb haben und unseren Predigten regelmäßig mit aller Aufmerksamkeit anwohnen; die Mehrzahl derselben ist von ihrem Irrthum ganz abgestanden und pflichtet uns in Allem zu; von den Uebrigen, deren Zahl sehr gering ist, versehen wir uns des Gleichen;" am 23. December: „Die Wiedertäufer treten mehr und mehr zu uns über," und am 2. Febr. 1532: „Das Gift der Wiedertäufer schadet allenthalben der Kirche viel; dieses Gift ist um so schädlicher, je verborgener es ist. Hier schenkte mir Christus einige von diesem Gift angesteckte Bürger, und es gibt nur noch ganz wenige, die zu dieser Secte gehören." Blaurer urtheilte um so milder über die Wiedertäufer, je weniger er sich verbarg, wie ihr einseitiges

Auftreten durch eine nicht minder gefährliche Einseitigkeit dessen, was sich damals als evangelisches Wesen da und dort breit machte, hervorgerufen sei. Er bekannte: „Wir selber tragen einen großen Theil der Schuld. Man will bei uns so wenig von wahrhafter Buße hören, daß unsere Lehre selbst dadurch verdächtig werden muß. Arbeit und Leben wird mir zuwider, wenn ich den Zustand vieler wenig evangelischen Städte betrachte, in welchen kaum irgend eine Spur ächter Bekehrung sich aufweisen läßt. Aus der christlichen Freiheit wird durch eine gottlose Auslegung die Freiheit Sünde zu üben gemacht. Alles preist die Gnade des Heilands. Es ist behaglich, umsonst gerechtfertigt, erlöst, beseligt zu werden. Aber da ist Keiner, der gegen die Abtödtung des Fleisches, gegen Kreuz und Leiden und gegen christliche Ergebung sich nicht mit Händen und Füßen sträubt." Auch dem Junker von Thumb im benachbarten Köngen half Ambrosius seine Kirche reformiren. Der Armen und der Schulen, auch der deutschen Schulen nahm er sich besonders an. Seine letzte Sorge galt der Berufung tüchtiger Prediger. Die Unterhandlungen hierüber und damit der Aufenthalt des Reformators in Eßlingen zogen sich in die Länge. Wernher war nicht zu einem Vorstand der Kirche geeignet, ebensowenig der schon Ende Octobers eingetroffene Martin Fuchs; nach verschiedenen mißglückten Versuchen nahm endlich am 10. April Jakob Otther, Prediger in Aarau, früher in Straßburg, den Ruf an; nur bat er um einen Aufschub von 5—6 Wochen. Um die Mitte Mai's traf er in Eßlingen ein und ward von Blaurer in das Eßlinger Predigtamt eingeführt. Noch vor seiner Ankunft hatte Ambrosius am 28. März sämmtliche Prediger versammelt und sie vermahnt, wie sie unter einander und der Kirche wegen handeln sollten: Sie sollten allein auf die Schrift, nicht auf Commentare geben und hernach erst, wenn sie die Schrift untersucht, Commentare besehen, ob sie in der Auslegung mit ihnen zusammenstimmen; die Mißbräuche und päpstlichen Ceremonien sollen sie nicht zu oft auf den Kanzeln besprechen, vielmehr das Volk stets zu Fried und Einigkeit, die Obrigkeit aber zu treuer Pflichterfüllung auffordern; in den Predigten sollten sie nicht viel Spitzfindigkeit brauchen, so sie etwa predigen von des Herrn Nachtmahl oder von ehelichem Stand und Ehehändeln; alle Wochen sollen die Prediger einmal zusammenkommen und alle Geschäfte der Kirche und Diener der Kirche mit einander treulich und brüderlich handeln; wo nichts Sonderliches zu handeln, sollen sie etwas aus der hl. Schrift mit einander tractiren; der Armen sollen sie nie vergessen, sondern das Volk in den Predigten mahnen, die Armensteuer treulich in das Säcklein zu geben; in der Kirchenzucht sollen sie nicht fahrlässig sein, sondern den Bann allweg mit großem Fleiß führen gegen die, welche um grober Laster willen gestraft und mit der Kirche noch nicht versöhnt seien; endlich solle bei seltsamem Geschrei oder Kriegsläuften in der Versammlung und in den Predigten davon geredet werden, auch sollen Mittheilungen auswärtiger Prediger in der Versammlung verhandelt werden.

Am 30. Juni hielt oder las Blaurer unter tiefer Bewegung der ganzen Gemeinde seine Abschiedspredigt, welche er nachher drucken ließ, um das Gerücht zu widerlegen, „daß zu Eßlingen große Uneinigkeit sei und ein seltsamer Lärmen, auch daß Blaurer Nachts habe über die Mauern ausfallen und entlaufen müssen, und seien die Messen wiederum aufgerichtet sammt den Götzen.“ Nachdem er die Eßlinger in dieser Predigt alles Ernstes gebeten hatte, auf dem gelegten Grunde fortzubauen, sagte er zum Schluß: „Hiemit dank ich auch euch allen meines höchsten Vermögens aller Treu, Liebe, Gutthaten und Freundschaft, so ihr mir so vielfältig und gutwillig bewiesen und erzeigt habt. Der milde, reiche Gott, welchen ihr in mir lieb habet und ehret, wolle es Alles gnädiglich mit hundertfältigem Wucher zeitlich und ewig erstatten. Mich freut, daß er mir so viel frommer gottseliger Leute und liebe Kinder unter euch hat zu erkennen gegeben, und ich weiß, wie lieb mich dieselbigen haben um seinetwillen, und wie herzlich gern euer viel mich allweg bei ihnen hätten, bei denen ich auch nicht minder gern sein wollte. Weil aber der liebe Gott meine Berufung anderst hat angerichtet, muß und will ich derselbigen geleben und warten und soll sein Wille billig einen Fürgang haben. Es ist hie nichts Bleibliches auf Erden, unser Gemüth aber und Geist soll allweg in dem Herrn unzertrennt bei einander sein: hoff doch daneben, er werde uns auch noch oft leiblich zusammenhelfen und geistlichen Trost von einander haben lassen. Allein seid mittlerzeit allweg eingedenk meiner Treu und unverdrossenen Arbeit, daß ich euch allen Willen Gottes eröffnet, euer keins Silber noch Gold begehrt und gar nicht das Eure, sondern euch selbst und euer ewiges Heil zu fördern gesucht habe, und beweiset euch also in aller standhaften Gottseligkeit, daß ich auch in meinem Abwesen Gutes und einen christlichen Fürgang in gottgefälligem Wandel an euch hören und euer herzlich erfreut werden, auch mit Paulo sagen möge: Ihr seid meine Hoffnung, meine Freude und die Krone meines Ruhms vor dem Angesicht unseres Herrn Jesu Christi. Bittet für mich mit Geist und Wahrheit, daß Gott meinen Weg in Gnaden fertigen wolle, damit ich entrinnen möge allem blutgierigen Auffatz der Widerwärtigen unseres h. Glaubens. Wo es aber also sein guter Wille, seiner Ehr und meinem Heil fürderlich wäre, daß ich fiele in die Hände der Feinde und ihr deß inne würdet: bitt und begehr ich von Herzen, ihr wollet Liebe und Barmherzigkeit an mir beweisen und mit herzlichen Begierden zu ihm rufen, daß er meine Schwachheit stärken und meinen Geist gewaltiglich erhalten wolle, damit mich kein leiblicher Schmerz noch Tod des Fleisches bringe von der Wahrheit seines lebend machenden Worts, welches ich von Herzen geglaubt und mit Mund bekannt hab, sondern demselbigen in der Kraft seines Geistes unüberwindlich anhange. Dieß wollte ich euch in Kürze vermahnt und erinnert haben, damit ihr meines Abschieds alle ein gemein Wissen hättet und nicht aber viel und mancherlei Lügen für die Wahrheit umgetragen und die Schwa-

chen dadurch verärgert würden. Aufrecht und immer wisselich habe ich bei euch gehandelt; was mir von den Mißgünstigen mit der Unwahrheit aufgelegt worden, ist zum Theil offenbar worden, zum Theil wird es sich noch finden, wie ungetreulich sie an mir gefahren sind. Der Vater aller Gnaden verzeih ihnen und wende sie von der Lüge zur Wahrheit."

Der Abschied von Eßlingen ward Blaurern sehr schwer. Nicht leicht hatte sich ein innigeres Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Prediger und Gemeinde irgendwo gebildet als hier. Die ganze Stadt, von den Vorstehern bis herab zum geringsten Bürger, bis zu den Armen, welchen er mit dem Seinigen fast über Vermögen aushalf, liebte ihn. Wie oft grüßte er in seinen Briefen an Machtolf Alt- und Neubürgermeister, die Zunftherren, die Zuchtherren sammt allen guten Brüdern und Schwestern. „Ich kann nicht allweg, schrieb er einmal, Alle und Jedes besonders ausdrücken, will euch einmal einen Zettel schicken, daß ihr den habt einmal für allemal und allweg dieselben grüßet." Blaurer blieb der Vater seiner Gemeinde Eßlingen; nichts Wichtiges nahm man ohne Einholung seines Rathes vor; die Prediger mußte er ihnen in der Regel schicken; in Zerwürfnissen derselben trat er als gerechter Schiedsmann auf; für Kirche und Schule legte er fortwährend Fürbitte ein. Eine treue Freundschaft bewahrte er seinem ergebenen Hauswirth, dem Stadtschreiber und dessen Familie. Wie oft kehrt in seinen Briefen an Machtolf dessen Kind „das Agnesle" wieder, dem er erst Wagen oder Schlitten schicken will, daß es zu seiner Hochzeit komme, und das später seinem Kind zur Taufe zünden soll. Es ist ein schönes Zeichen für Blaurer, daß er die Kinder so liebte, und diese ihm so anhänglich waren; der von allen Seiten in Anspruch genommene Mann vergaß seine Eßlinger Kleinen nicht, und die Grüße an das Agnesle, die zwei Bärbelen, das Bäßle, Dieterle, wiederholen sich immer. Wie von Ulm, so nahm Ambrosius auch von Eßlingen für alle seine Mühe kein Geschenk, nicht einmal für seine Auslagen eine Entschädigung an. Nur für seinen Gastwirth war er besorgt, daß ihm für seine Verköstigung die Ausgaben ersetzt werden, und als er erfuhr, daß demselben nur 110 und nicht mindestens 200 fl. geworden seien, schrieb er ihm sehr ungehalten: „Das kann ich wohl erkennen, die Kostung ist groß gewesen und hat lang gewährt, nicht allein mit mir und dem Knecht, sondern mit viel andern zufälligen Dingen; wohlan, ich will ungespart sein, ob ich mit der Zeit handeln möchte, daß euch Solches noch vergolten würde; mich sollet ihr allweg als den Euren zu euren und der Euren Diensten verpflichtet haben; wollte wahrlich euch von Herzen gern dienen, wo mir möglich wäre; der reich Gott woll' es erstatten mit seinem väterlichen Segen." Der Eßlinger Rath sandte noch an den Konstanzer ein besonderes Danksagungsschreiben, daß dieser ihnen den ehrsamen wohlgelehrten Meister Ambrosius ihren lieben Herrn und Vater eine Zeit lang vergönnet, „wie denn derselbig uns und unserer Gemeind in die vierzig

Wochen mit göttlicher und wahrer heller evangelischer Schrift, mit ganz getreuem, möglichem und ungespartem Fleiß dermaßen unterwiesen und in unserem Gewissen ruhig gemacht, auch also einen ehrbaren, aufrechten, vor aller männiglich unstrafbaren Wandel geführt, daß wir sonder Zweifels wohl gespürt und vermerkt, in was grausamer Irrthum, so der allmächtige ewige Gott unserer Sünden halb, und daß wir ganz und gar von ihm abgewichen, fremden Göttern gedient, über uns verhängt, wir bis anher gesteckt und nunmehr durch die Gnad des Allmächtigen durch uns zugeschickten Werkzeug davon erledigt und des hellen klaren Lichts göttlicher Wahrheit Wissens empfangen und sonsten, wie wir ihm gemäß gegen Gott dem Allmächtigen und unserem Nächsten erzeigen und halten sollen, unterrichtet: deß sagen wir zuvor dem Allmächtigen, unserem einigen Erlöser und Seligmacher, und nachfolgends eurer fürsichtigen ehrsamen Weisheit als unseren getreuen freundlichen lieben Nachbarn fleißigen und hohen Dank." Eßlingen blieb Blaurern vor allen auswärtigen Gemeinden, denen er diente, die Krone seines Ruhms.

4. Heimkehr und Verheirathung.

In den ersten Tagen Juli's trat Blaurer seine Heimfahrt an, zunächst über Ulm, wo er im Hause von Frecht abstieg. Da er die Gelegenheit der Kirchen nicht so gut, als er verhofft, gefunden hatte, ward er bestimmt, sich aufzuhalten. Er besprach sich mit Bürgermeister Besserer und den Predigern über Kirchen- und Schulwesen, Kirchengesang und Abendmahlsfragen und beruhigte das Volk, das wegen eines Fleischaufschlags gegenüber dem Rath meuterisch war. Manche sagten freilich, er sei nur dazu von Eßlingen gekommen, um das Volk zu dem zu drängen, was die reichen Junker beschlossen! Am 19. Juli reiste er nach Memmingen ab, wo er für den an Beinbruch kranken Prediger Schenk acht Wochen das Amt versah und Vieles zu ordnen fand. Mit tiefem Unwillen ward er gewahr, wie noch hie und da auf den Ortschaften Messe gelesen werde, auch auf der zur Stadt gehörigen Landschaft die Bilder noch in den Kirchen wären, und drang auf die Abschaffung von Beiden. Für die Prediger begehrte er bessere Besoldungen und Anlegung einer Bibliothek für sie. Die Zucht- und Kirchenpflege-Ordnung wünschte er schärfer. Endlich bat er noch, daß die Obrigkeit bei diesen gefährlichen Zeiten einen oder zwei Tage in der Woche verordnen solle, daß man zu bestimmten Stunden in der Kirche zusammenkäme, vereint Gott um Abwendung aller Gefahr der Christenheit anzurufen. Am 14. September kam er nach Isny, von wo aus er am 20. September an Machtolf schrieb: „Bleib ein kleines Zeitle hie, wie ich denn hoch gebeten bin worden. Weiß nicht, wann ich verrück; bin acht Wochen zu Memmingen gewesen, werde mich zu Lindau auch etliche Tage säumen; gedenke oft, ich komme nimmermehr heim; beschehe der gute Gotteswille in allen Dingen." Das kleine Zeitle dehnte

sich abermals fast zu einem halben Jahre aus. Am 10. October schreibt er an den Eßlinger Rath: „Ich bin hier von viel Gutherzigen und zuvor von einem ehrbaren Rath hoch und dringlich erbeten worden, etliche Tage zu verharren und ihnen auch meinen Dienst in Verkündigung des reinen Gotteswortes zu beweisen, welches ich nach mir verliehener Gnad mit Treuen gethan und mein Beiwesen, nachdem ich mancherlei Mängel befunden, jetzund in die vierte Woche erstreckt habe, auch u. A. das Götzenwerk, so noch täglich in dem Benedictinerkloster, in der Stadt Ringmauer gelegen, im Schwank geht, mit Gottes Wort angetastet und eine ehrsame Obrigkeit zur Abschaffung desselbigen ernstlich und dringlich vermahnt, sonderlich angesehen, daß sie jetzund viel Jahr Gottes Wort bei ihnen gehabt und die Schwere und Größe dieses Greuels nach aller Nothdurft erlernt, sich auch jetzt zu den Städten verpflichtet, die Solches und Anderes, so wider Gott und sein Wort ist, hin und ab gethan haben. Nun aber über all mein ernstliches Anhalten will die Sache nicht ab Statt gehen und liegt ihnen menschliche Furcht für und für im Weg, die denn der Obrigkeit von etlichen Böswilligen eingestoßen und viel greulicher, denn sie an ihr selbst ist, fürgebildet wird, auf Meinung, als sollte solch thätlich Handlung wider den ausgeschriebenen Landfrieden und große Fahrlichkeit deshalb von Herrn Wilhelm Truchsessen, welcher ihr Nachbar und des gemeldeten Klosters Kastvogt ist, zu besorgen sein. Der werde die Bürger fahen, stechen, würgen, wo sie ihm vor der Stadt in die Hände kommen, auch seine Unterthanen nicht mehr Eier und Schmalz und dergl. in die Stadt tragen lassen. Und so denn solches Alles eine nichtige, vergebliche und allein von den Böswilligen und etlichen keinnutzen Practicirern eingetriebene Furcht ist, und nichtsdestoweniger hie zu Isny Jedermann begierig ist, gemeldeten Götzen- und Meßgreuel aus der Stadt zu fegen, habe ich gedacht, ein tauglich und bequem Mittel sein möge, der Obrigkeit hie das Herz zu stärken, so sie von andern ihren mitverwandten ehrbaren Städten, so dann alle auch dermaßen gehandelt, schriftlich vermahnt und unterrichtet würden, daß ihnen Solches zu thun christlicher obrigkeitlichen Schulden halber in allweg gebührte und dadurch der Landfrieden keineswegs gebrochen, sondern allein dasjenige, so die Unsern in aller bis anher geübter Handlung auf etlichen gehaltenen Tagen ihnen haben vorbehalten, gehandelt würde." Außer den Eßlingern hatte Blaurer auch die von Ulm, Memmingen und Konstanz um solche ermuthigende Zuschriften an Isny gebeten und sie erhalten. Allein die Obrigkeit ließ sich immer aufs Neue durch Wilhelm Truchseß einschüchtern, welcher dem Rath mit viel klugen, glatten Worten vorhielt, mit solchen Neuerungen stille zu stehen; K. Maj. würde diese Sachen bald all gutmachen und zurechtlegen. Blaurer schreibt an Machtolf: „Die frommen Leute bedauern mich von Herzen, bekennen, es seie die Wahrheit, wie ich sage, dürften aber nicht, so gar werden sie verführet. Nun bin ich vollends nicht zu

verrücken, bis dieser Teufel auch Haar läßt.“ Mit dem Kastenvogt des Klosters „laichten“ der neu eingesetzte Abt und der Stadtschreiber, obwohl dieser angesehen sein wollte, als ob er auch dem Handel wohl wolle. In der Stadt ging endlich die Sache vorwärts; am 21. December schreibt Ambrosius: „Hie zu Isny sind die Götzen aus den andern drei Kirchen geräumt, aber im Kloster stehen sie sammt der Meß noch ganz aufrecht. Es ist sonst eine überaus handliche gutherzige Gemeinde hier und sähe Weib und Mann gern, daß alle Greuel abgeschafft würden, ist man ganz übel zufrieden mit dem Stadtschreiber.“ Aber noch am 17. Januar muß Blaurer seufzen: „Hie steht es noch wie vor; weiß nicht, wie es sich schicken will. Alles Volk ist hitzig und sähe gern einen Fürgang; aber die Zunftmeister sind dermaßen durch den Stadtschreiber abgerichtet: ich meine, wenn Christus selbst käme und Todte auferweckte, es hälfe nichts. Sie meinen auch, man sollte nun gar nichts mehr davon predigen; es wird aber nichts daraus. Herr Wilhelm schreckt die Leute durch den Stadtschreiber, daß sie wähnen, der Himmel hange voll Hallibarten. Ich bitte Gott, er wolle ein gnädiges Einsehen haben und die Sache, weil sie sein, selbst in die Hände nehmen. Blaurer sollte der Reformation im Kloster nicht mehr zum Durchbruch helfen. Gleichwohl war sein Aufenthalt in Isny ein reich gesegneter. Besonders wichtig ward derselbe durch die Bekanntschaft, welche Blaurer mit dem Rathsherrn Peter Buffler machte, in dessen Hause er wohnte. Er wußte diesen und seine Brüder zu einer reichen Stiftung zu Bildung junger Leute für den Predigerstand zu gewinnen. Die Stiftung kam 1534 durch einen Vertrag der Städte Isny, Konstanz, Lindau und Biberach zu Stande. Während Blaurers Aufenthalt in Isny gingen auch zwei kurze Schriftstücke von ihm in Druck, nemlich sein in Augsburg gedrucktes Gebet wider den Türken und dann Ein neu Geschicht, wie ein Knäblein bei Isone umb zwelff Jar wunderbarliche Gesicht gehabt und von mancherlei Tröwung der Straff Gottes darin geret habe. Durch Ambrosium Blaurer beschrieben. Was den auf einem einzigen fliegenden Blatt beschriebenen Vorfall betrifft, so schrieb Blaurer darüber den 17. Januar 1533 an Machtolf: „Es ist ein eilfjährig Knäblein, eine Meile Wegs von hinnen in einem Dorf in Herr Wilhelm Truchsessen Gebiet, das ist hie gewesen, wurde verzuckt und sagt wunderbarliche Dinge.“ Blaurer wollte an Besessenheit glauben, war aber ungehalten, daß seine Schilderung ohne sein Wissen gedruckt wurde, da er zwar für die Wahrhaftigkeit der Erzählung einstehen wollte, es aber für unpassend fand, daß solche Dinge unter das ohnedem nur allzu abergläubische Volk ausgebreitet werden. — Im Februar 1533 reiste Blaurer von Isny nach Lindau, wo zwar schon im Frühjahr 1529 Messe und Bilder abgeschafft waren, die Aebtissin sich aber im Besitz der Stiftskirche der Reformation entgegensetzte. Blaurer siegte zwar nicht über diesen, erst 1536 über-

wundenen Widerstand, doch wirkte er auch in Lindau ermuthigend und veranlaßte den Rath zu Einführung einer Zuchtordnung. Am 17. März bestieg er endlich das Schiff, um nach einer Abwesenheit von beinahe zwei Jahren in dem ersehnten Hafen der Heimath zu landen.

Manches hatte sich unterdessen in Konstanz nicht zum Besseren gewendet. Die Niederlage Zürichs, der Sieg der Altgläubigen in der Schweiz brachten Konstanz fortwährend große Verlegenheiten. Die schweizerische Tagsatzung hatte alle kirchlichen Einkünfte und Zehnten im Thurgau dem Bischof und Domkapitel zuerkannt; Konstanz hatte keine Mittel seine Prediger und die zurückgebliebenen Priester zu ernähren. Tägliche Rathssitzungen veranlaßten diese Verlegenheiten. Auch zu Hause fand Ambrosius wenig Muße. Erfreut wurde er erst durch den Besuch von M. Zell, welcher an einem Tage dreimal mit großem Beifall in Konstanz predigte, dann durch einen Besuch Bucers, der auf der Reise nach Zürich einige Tage im Blaurer'schen Haus rastete. Doch Ambrosius war mit dem Vorsatz von Eßlingen abgereist, sich einen eigenen Heerd zu gründen, obschon er sich ein dürres Holz nannte und meinte, es wolle nicht gehen, zu predigen und Kinder zu haben. Schon auf seiner langsamen Heimreise bot sich ihm wiederholt Gelegenheit, in einer der Reichsstädte eine Wahl zu treffen. Von Memmingen aus hatte er am 3. September 1532 an Machtolf geschrieben: „daß ich hie in einem Heirath stehe, kann ich euch nicht verhalten, mag doch gleich sobald nichts als etwas daraus werden. Wenn es Gottes Willen wäre, hielte ich's für ein besonderes großes Glück, denn es aller Ding ein ganz guter Heirat für mich wäre. Die Tochter ist mir gar gutwillig sammt der Mutter, es liegen aber andere Leute im Wege, die doch nicht mehr schaffen werden, denn Gott ihnen zuläßt. Dem sei es befohlen. Gerathet es, so habe ich doch eine gute selige Reise gehabt." Es handelte sich um eine Tochter des Apothekers in Memmingen; aber die Sache zerschlug sich aus folgendem, von Ambrosius selbst erzähltem Grunde: „Der Mangel ist allein am Vater. Die Mutter, Tochter und Geschwister sind gar gutwillig, der alte Mann aber ist ganz angefochten, sorgfältig und klommen, hat mich überaus lieb, aber in dieser Sache scheut er allein meinen Stand; daß ich also im Land umfahre; sagt, er würde nicht schlafen noch Ruhe mögen haben, so sehr würde er alltag fürchten, mir beschähe oder widerführe etwas. Wo ich fürohin daheim wollte bleiben, würde er sich eines Guten bedenken; sonst müßte ihm die Sach ein Abbruch seines Lebens sein. Aber dahin kann ich mich nicht begeben; muß mich Gott brauchen lassen, wozu er mich haben will." In Isny empfahl ihm Buffler die Tochter des Bürgermeisters Keller in Memmingen, doch wollte er einen Entschluß auf seine Heimkehr und den Rath seiner Geschwister Thomas und Margaretha ausgesetzt sein lassen. Diese empfahlen ihm Katharina Walter von Blideck, welche im benachbarten Kloster Münsterlingen Nonne gewesen war. Wir besitzen noch das Lied, in welchem Ambrosius um sie freite:

Ein christlicher Bulbrieff an Fraw Cathrinen Walterin, damals Chorfrowen zu Münsterlingen.

1. Al zytlich gut uff erden
Und was gehört zum lib,
Mag nit verglichet werden
Eim weidelichem Wib.

2. Für berle und all waren
Lobt sy gar hoch der Wis,
Er hat es selbs erfaren,
Drum gibt er ir den pris.

3. Si dunckt in ein thürs kleinod
Und fragt, wo man sy find,
Daby er dann vermeinet,
Das ir gantz wenig find.

4. Nun hett ich eines funden
An üch, o Jungfrow zart,
O das mirs Got wöllt gunden,
Wie glücklich wär min fart.

5. Ach Jungfrow laßt üch gfallen,
Uff erd beger ich nit mer,
Ir lieben mir ob allen
In rechter Zucht und ehr.

6. All üwer wis und wandel,
Gotsforcht und junger sin,
Auch was sunst ghört zum handel,
Macht, das ich üch geneigt bin.

7. Von Got sind ir gezieret
Mit gaben mancherley,
Min hertz üch stets hoffieret,
Zu got thuts mangs schrey.

8. O Got, das glück wolst senden
Mit heil on alle rüw
Und iren willen wenden
Zu mir in elich trüw.

9. Wer es von dir angsehen,
O Got und Vatter min,
Wis möcht mir bas bestehen,
Du weist, wie blönd ich bin.

10. Ich ruff zu dir in stille,
Gib gnad, das daby sey
Vatter und mutter wille,
So stat die sach gantz frey.

11. Ich bin nit werd einichs guten,
Dinr gnad leb ich allein,
Und wil mich gantz vermuten,
Umsunst wölst mir gut seyn.

12. Min sinn und vyl gedencken
Wirts als vergeblich sin,
Dis gab mustu mir schenken,
By dir stat all min gwün.

13. Din wort lert mich dir truwen,
Uff dich verlassen mich,
Daruff will ich stiff buwen,
Min sorg wirff ich uff dich.

14. Willdu, so kansts wol fügen,
Nichts mag dir widerston,
Dins gunsts laß ich mich bnügen,
Wils daby bliben lon.

15. Dir sey es gantz ergeben,
Bis du der vatter min,
Die sach und al min leben
Laß dir befohlen sin.

16. Dem du das glück wirst gunnen,
Dem wirds und auch sonst keim,
Die sach hat er gewunnen,
Die brut fürt er auch heim.

17. Schicks als nach diner güte,
Laß uns sin dine Kind,
Die jungfrow mir behüte,
Das ich sy willig find.

18. Dis gschrey und vyl derglichen
Für ich uß hertzensgrund,
Von üch kann ich nit wichen,
Ich wart einr guten stund.

19. Ach laßt mich das genießen,
Mit trüwen ich üch mein,
Kein ding sol mich verdrießen
In ürem Dienst zethun.

20. Von jugent, gut, gstalt, ere
Findt' ir wol ander man,
Doch sind der stück noch mere,
Da vyl ist glegen an.

21. Ein mann von großer Jugent
Grat glich übel als wol,
Zimliche Jar mit tugent
Man nit ring achten sol.

22. Umb gut ists auch bald bschehen,
Es ist alls farend hab
Wie wir dann täglich sehend,
Wen Got will, so nimpts ab.

23. Rich ist, wer hat Gots hulde
Und sich benügen laht,
Der hat kein tödtlich schulde,
Im segen Gots er stat.

24. Auch ist schön liblich gstalte
Gantz itel, spricht der Wys,
Glich wie der blum abfalte,
Gar kurtz ist al ir priß.

25. Schön ist wer Fromkeit liebet,
Hüpsch ist wer hüpschlich thut,
Wenn man recht gotsforcht übet,
Da grünt seel, lib und gut.

26. Das wöllen recht bedenken,
O keusche jungfrow fin,
Diß ticht wollt ich üch schenken,
Laßt mich den üwren sin.

27. Des wöl der lieb Got walten
Und selbs der mitler sin,
Den wagen wöl er schalten,
So far ich fröhlich hin.

Die Hochzeit erfolgte endlich nach wiederholten Zwischenfällen am 19. August 1533. Bucer hatte schon Ende Juli sein aus Messern bestehendes Geschenk übersandt; scherzend antwortete Blaurer: es möge darin keine schlimme Vorbedeutung liegen, als ob die scharfen Messer das Eheband durchschneiden sollten! Auch der Konstanzer Rath bezeugte seine Theilnahme: er schenkte der Braut zehn Goldgulden und dem Bräutigam ein Fuder rothen und ein Fuder weißen Wein und sechs Mutt Kernen zu einer Aussteuer. Drei Tage nachher schrieb der junge Ehemann an Machtholf: „Gott sei gelobt, der es doch zuletzt als gnädiglich geschickt hat, der verleih Gnad und Segen, damit mir dieser Stand an meinem schweren Amt nicht hinderlich sei, wie ich mich denn allein aus christlichem Grund darein begeben habe. Darum helfet mir ihn sammt den Euren getreulich bitten." Am 10. September kündigte Blaurer auch Bucer den geschlossenen Bund an und empfahl denselben seiner anhaltenden Fürbitte, da er wohl wisse, wie viel für die Kirchen daran gelegen sei, welche Frauen ihre Vorsteher hätten. Er fügt hinzu, daß er guter Hoffnung sei, an seiner Frau eine rechte Gehilfin gefunden zu haben, da sie Anstand, umgänglichen Sinn und eine über Erwarten große Frömmigkeit besitze. Und so ward denn auch diese Ehe eine überaus glückliche und zufriedene, obschon ihr das liebe Hauskreuz nicht fehlen sollte. Es klopfte nur zu bald an, indem auch Blaurern gleich Luthern die Mönchsheirath schwer verdacht wurde und die verläumderischen Zungen ihr Gift darüber ausgoßen. Bucer theilte seinem Freunde am 3. April 1534 mit: „Satan hat nichts Eiligeres zu thun, als deinen guten Namen wie den aller derer, die gleich dir im Weinberg Christi stehen, zu schwärzen. Zu Eßlingen ging von der Schwester deiner Frau das Gerücht aus, du habest vor deiner Hochzeit mit ihr Umgang gepflogen und Kinder mit ihr gezeugt. Dasselbe betheuerte auch auf's

Höchste der fromme heilige Herr Johann Botzheim." Blaurer antwortete, dieses Gerücht müßte ihn tief beugen, wenn nicht Christus auch ihn in dieser Beziehung selig gepriesen hätte, falls die Menschen allerlei Böses wider ihn um seines Namens willen sagten, so sie daran lögen. Er achte darum im Vertrauen auf sein gutes Gewissen diese schamlosen Lügen nicht, wie er denn auch nachgerade für dieselben habe hartschlägig werden müssen. Auch an Machtholf schrieb Blaurer über diese Verläumdungen ausführlicher: „Es langt an mich von anderen trefflichen Städten her glaublich an, wie ich bei euch zu Eßlingen nicht wenig verläumdet und beschreiet sein solle, als ob ich mit meiner lieben Hausfrauen vormals, ehe ich sie mir ehelich vereinbart, Unlauterkeit gepflogen und Kindlein bei ihr gezeugt habe, welches denn Vielen bei euch, Oberen und Unteren, ein großer Anstoß und eine Ursach sei der Verkleinerung aller meiner Lehre. Wo nun dem also, wäre es mir ein groß, treffelich und herzlich Leid, nicht so viel von meinen, sondern von des theuren heiligen Gottsworts willen, zu deß Dienst mich der Herr berufen und wider meinen Willen gezogen hat. Bitte euch demnach auf das Höchste, wollet von Gottes Ehre und seines trefflichen Evangeliums willen Solches, wo es sich immer begibt, mit Ernst und Treuen verantworten und meine Unschuld hierin, wie sie denn warlich an ihr selbst ist, darthun. Denn ich mit meinem Gott, vor deß Gericht wir alle erscheinen müssen, so hoch mir möglich bezeuge, daß mir Solches gegen meiner l. Hausfrauen, vor und ehe ich unsere Ehe öffentlich habe vor der Kirche bestätigen lassen, nie zu Sinn oder Muth gekommen ist, daß ich weder zu Ehr und noch viel minder zu Unehr mit ihr handeln sollte, und daß kein Mensch im ganzen Konstanz nie Ursache gehabt hat, Solches zu argwohnen. Sie ist auch solcher Sachen in ihrem Kloster zu Münsterlingen weder mit mir noch keinem Andern nie bezüchtigt worden, hat allweg ein gut Geschrei und unvermackelten Leumund gehabt. Sonst hätten mir meines lieben Vaters seligen Schwester und andere zwo meiner nahen Basen, die auch in diesem angezeigten Kloster sind, keineswegs mich mit ihr zu verheirn gerathen, sonderlich so ich doch wohl drei für eine gefunden hätte mit Ehren und Gut, auch Frömmigkeit und Anderem, das mich und Jeden an einer Hausfrauen freuen mag. Ja gewißlich sind Gott und sein Wort so theuer bei mir, daß wo ich Jemandem dergleichen Aergerniß gegeben hätte, oder mich mein Gott noch in dermaßen Schwachheit fallen ließe, daß ich mich also an seinem Namen vergriffe, wollte ich mich nimmermehr auf keiner Kanzel sehen lassen, ja ich würde ziehen, da mich kein Bekannter finden sollte, denn der Tod mir zu tausendmal weger wäre. Aber dem getreuen Gott sei Lob und Dank, der mich also noch mit seiner starken gewaltigen Hand erhalten hat, daß mich die Welt mit Wahrheit keines solchen Lasters beschuldigen mag. Weiß daneben wohl, daß Niemand zu fromm noch heilig ist, dem der Teufel durch die Seinen nicht unterstehen würde seinen Leumund zu beschwärzen, wie ich das auch gewohnt

bin; ist Christo meinem Herrn selbst beschehen: wie sollte es dann mir ergehen? Ihr wißt, was hochgefärbter Lügen wider mich ausgestoßen sind worden, als ich noch bei euch war, denn der Teufel meinem Amt trefflich feind ist, wie billig und ihm noththut nach Gestalt seines Fürnehmens, soll ihn aber, ob Gott will, nichts helfen. Ich will mit der Gnade und Hilfe meines l. Vaters im Himmel ein guter Geruch Christi sein allenthalben, obwohl etliche den Tod darob empfahen müssen. Wer kann dem thun? Christus ist selbst der Stein des Anstoßes und Fels der Aergernisse, gesetzt als ein Zeichen zu Fall und Auferstehung Vieler in Israel. Was sollten denn wir sein, seine armen und unwürdigen Diener? Noch dennoch, so viel an uns, sollen wir die uns aufgetragenen Lügen, wie Christus auch gethan hat, verantworten; derhalb ich auch euch also habe schreiben und bitten wollen, um der Wahrheit willen mich getreulich hierin zu verantworten, wie denn zusammt meinem hohen Vertrauen auch christliche Pflicht und Billigkeit erfordert. Der Tag des Herrn soll es Alles offenbaren."

5. Berufung nach Württemberg.

Herzog Ulrich war nach fünfzehnjähriger Abwesenheit durch Philipp Landgrafen von Hessen in sein angestammtes Fürstenthum wieder eingesetzt worden; da kam die vom Land längst ersehnte Reformation mit dem Landesherren. Der Sieg bei Laufen (13. Mai 1534) gab dem Land seinen rechtmäßigen Herrn, der Kirche ihren unsichtbaren König wieder. Groß war der Jubel in Württemberg, aufrichtig die Theilnahme aller Evangelischen, namentlich auch der Schweiz. Ohne zu ahnen, wie nahe ihn selbst dieses Ereigniß berühre, hatte sich Ambrosius von Herzen des Sieges zu Laufen gefreut; in froher Hoffnung schrieb er an Bullinger und an seinen Schwager Heinrich von Ulm (23. Mai): „Das gnadenreiche Evangelium Christi wird gar bald seinen seligen Schein glänzen lassen weiter denn bisher. Herzog Ulrich hat das Wort Gottes sehr lieb, begehrt dasselbe höchsten Vermögens zu öffnen; die Fürsten gehen in keine Messe und lassen christlich predigen; die Pfaffen haben mit Gewalt gelogen, der Herzog habe in Stuttgart drei Aemter singen und einen Kreuzgang halten müssen, auch zugesagt, sie beim alten Glauben zu lassen."

Wirklich war der Herzog mit dem Vorsatz auf seinen Thron zurückgekehrt, seinem Volke, „das von dem einigen Trost unserer Conscienzen, dem h. Wort Gottes gedrungen und gewaltigt ward," das längst ersehnte Gut zuzuwenden. Er war allem theologischen Schulgezänke sehr abgeneigt und seiner persönlichen Ueberzeugung nach mehr reformirt als lutherisch. Er war den Schweizern zur Dankbarkeit verpflichtet, denn bei ihnen hatte der vertriebene Fürst einst eine Zuflucht und auch den neuen Glauben gefunden. Den Predigten und dem vertrauten Umgang Oecolampads wurde die Umwandlung eines Saulus in einen Paulus zunächst zugeschrie-

ben, und auch der zuerst mißtrauische Zwingli hatte sich mit Ulrich in ein aufrichtiges Freundschaftsverhältniß eingelassen. Aber auch mit den Lutheranern hatte der Herzog freundschaftliche Beziehungen angeknüpft; auf dem Marburger Gespräch hatte ihm das Heldenartige des Auftretens Luthers imponirt, während ihm die Dankesschuld gegen den Landgrafen von Hessen aufmerksame Rücksicht gegen die Lutheraner zur Pflicht machen mußte. Endlich stand der Herzog in freundlichem Verkehr mit den oberländischen Städten, von denen Straßburg die mächtigste. Die vermittelnde Richtung der Straßburger Theologen schien nicht nur auf die Sympathie des Fürsten rechnen zu dürfen, sondern sich auch aus politischen Rücksichten zu empfehlen. Der Herzog durfte sich nicht durch Wahl eines streng lutherischen Reformators die Schweiz und die oberländischen Städte entfremden; die Berufung eines strengen Zwinglianers hätte Verlegenheiten bereiten müssen rücksichtlich nicht nur des Kadaner, sondern auch des Wiener Vertrags, welcher dem Herzog die Verpflichtung auferlegen sollte, „Sacramentirer, Wiedertäufer und dergleichen unleidentliche Neuerungen nicht zuzulassen“. Die Straßburger erkannten auch sofort den ihnen durch die Umstände eingeräumten Vortheil und suchten ihn auszubeuten. Während aus dem lutherischen Heerlager nur des Herzogs früherer Hofprediger Geyling einen Schritt that, Johann Brenz zu empfehlen und dessen Bereitwilligkeit zu versichern, während Bullinger, der Nachfolger Zwingli's, sich darauf beschränkte, dem Fürsten zur Rückkehr Glück zu wünschen, traten die Straßburger Capito und Bucer mit bestimmten Vorschlägen hervor. Letzterer schrieb an den Kanzler Knoder, er wolle der Gnade Christi verlustig sein, wenn er nicht mit der Behauptung im Rechte sei, daß der ganze Streit zwischen Lutheranern und Zwinglianern bloß in einem Wortgezänke bei Uebereinstimmung in der Sache bestehe; darum bedürfe der Fürst Männer von eben so viel Mäßigung als Bedächtigkeit. Als solche empfahlen die Straßburger Simon Grynäus zu Basel und Ambrosius Blaurer; Ersterer möge helfen die Universität in ein recht Wesen bringen, daraus Frömmigkeit und gute Sitten sammt rechten Künsten in das ganze Fürstenthum und in Oberdeutschland kämen; Blaurer aber fürnemlich in Anschickung der Predigt, Sacramente und andern gottseligen Haushaltung in der Gemeinde Gottes; doch daß sie eine Zeitlang beide mit gemeinem Rath handelten. Von Blaurer rühmten sie: „er ist wahrlich ein solcher gelehrter, freundlicher, gütiger, tapferer und einsichtiger Mann, eines solchen gar ehrbaren, gottseligen, holdseligen Wandels; so hat ihm Gott auch also besondere Gnad, die Kirchen christlich anzurichten, verliehen, wie das in den Kirchen zu Konstanz, Ulm, Eßlingen, Memmingen, Isny, Lindau, da er allenthalben hat christliche Ordnung entweder erstlich angerichtet oder merklich gebessert, gar herrlich erfunden ist, daß wir eigentlich wissen, so Eure Fürstl. Gnaden ihn selbst hören und mit ihm handeln sollten, daß Sie selbst uns das zeugen werden.“ Wirklich fanden diese Straßburger Vorschläge vor

dem Herzog und dem Landgrafen Gnade, freilich mit dem stillen Vorbehalt, auch daneben einen Lutheraner zu berufen. Hatten doch die Straßburger, was für ihre Halbheit bezeichnend ist, selbst die Unvorsichtigkeit begangen, Gottesfürchtige beider Theile zu empfehlen. Man wollte freilich auch keinen extremen Lutheraner und glaubte darum von Brenz Umgang nehmen zu sollen; man wählte neben Blaurer den Marburger Prediger und Professor Erhard Schnepf, der sich nach seiner Aeußerung auf dem Reichstage bezüglich der Straßburger Theologen: „Er wolle sie als Brüder anerkennen, wenn er dieses auch allein thun müßte," immerhin zu den gemäßigteren Lutheranern zählen ließ. Schnepf war ein Mann von frommem Lebenswandel und von zäher Beharrlichkeit, daß der Landgraf urtheilte, er verdiente ein Fürst zu sein. Seine Beredtsamkeit artete nicht selten in Geschwätzigkeit aus; damit verband er eine große Gewandtheit in den Formen, um sich bei den Vornehmen beliebt zu machen. In alle theologische und kirchliche Fragen der Zeit war er eingeweiht und mit den speciellen Verhältnissen des Württemberger Landes zum Mindesten so genau als Blaurer vertraut. Letzterer sagte von ihm: er sei von dem Herrn hochlich begabt mit Frommigkeit, Kunst, angenehmem Aussprechen und anderen Gaben. Für seinen Glauben, wohl auch nur für seine Ansichten, war er voll von manchmal blindem Eifer, weßwegen er für rechthaberisch, eigensinnig und hochmüthig galt; doch hatte er nicht die überlegene, scharf ausgeprägte Persönlichkeit eines Brenz, welch Letzterer übrigens einen großen Einfluß auf ihn übte.

Das an den Konstanzer Rath gerichtete Berufungsschreiben Blaurers wurde von Stuttgart aus auf Freitag nach Margarethe (Juli) 1534 erlassen. Der Herzog in der Absicht, die Ehre Gottes und seine, auch seiner Unterthanen und Zugewandten Seelen Seligkeit mit Verkündigung des reinen, puren und lauteren Worts Gottes, auch andern guten christlichen Ordnungen zu fördern und aufzurichten, bat, ihm Blaurern ein Zeit lang zu vergunden und ihn zum Fürderlichsten allher zu schicken. Durch Schuld des Kanzlers, der wohl gleichzeitig den Lutheraner berufen wollte, verzog sich Blaurers Berufung um volle drei Wochen. Dieser zog, geleitet von herrlicher Rathsbotschaft, in den letzten Tagen Juli's in Stuttgart ein, wo bereits einen Tag zuvor Schnepf eingetroffen war. Ambrosius hatte von Freund Bucer ausführliche Verhaltbefehle erhalten. Dieser hatte ihn versichert, daß der Herzog Gottes Ehre suche und im Nachtmahlspunkt gemäßigt sei. In der Berufung von Schnepf solle er Gottes Schickung erkennen; er möge diesen an sein friedliches Bezeugen in Augsburg gemahnen, ihn auch über die Bucer'schen Unionsbestrebungen vermahnen. Zu diesem Zweck sandte Bucer alles Material der Nachtmahlsverhandlungen Bucers und Oecolampads. Für die Lehre vom Abendmahl solle einfach die Augsburger Confession als Norm vorgeschrieben werden. In den Kirchengebräuchen solle mindestens auf die Einfachheit der Einrichtungen

des lutherischen Reutlingens gedrungen werden, nachdem nun einmal so Viele, besonders die Altgläubigen, nach der lutherischen Weise als dem geringeren Uebel schreien: ein Trug, der werth, dem Herzog enthüllt zu werden. Die Berufung von Brenz, die Schnepf vielleicht anrege, sei zu hintertreiben; Schnepfs eigenes Bleiben im Lande, das er zu wünschen scheine, wäre als Unrecht gegen Hessen zu bezeichnen. Dagegen sei auf der Beiziehung von Grynäus zu bestehen; auch könnte Frecht, Bucer, vielleicht auch Melanchthon, wenn er über Bucers Buch an Münster günstig geurtheilt, zu kurzer Berathung herbeigerufen werden. Bucer schloß seine Rathschläge mit den Worten: „Doch wozu so viele Vorschriften? Vom Geist des Herrn unterstützt wirst du selbst sehen, was Noth thut, und Alles recht ausrichten.“ Gleichwohl hielt sich Ambrosius streng an die Vorschriften seines Freundes; aber nicht Alles ging, wie erwartet ward.

Schnepf hatte unmittelbar nach seiner Ankunft in Stuttgart dem Herzog erklärt: „er könne nur dann mit Blaurern am Hause des Herrn bauen, wenn dieser mit ihm in der Lehre vom hl. Abendmahl einerlei Meinung hab“. Das Gleiche erklärte er gegen Blaurer selbst, als dieser ihm seinen Antrittsbesuch machte. Bei der sofort (31. Juli) in Gegenwart des Herzogs erfolgten Besprechung bekannte Blaurer, im Abendmahl sei nicht bloß Brod oder Zeichen, sondern der Leib Christi. Schnepf forderte, er solle sich für die fleischliche, leibliche Gegenwart und den Genuß der Gottlosen aussprechen. Blaurer verweigerte dieses Ansinnen unter Berufung auf andere Lutheraner, die milder lehrten. Hierauf wandte sich Schnepf an den Herzog: Das habe er vorausgesagt, daß sie sich nicht vergleichen werden und folglich auch nicht des Herrn Haus mit einander bauen können. Der tief erschütterte Herzog behielt Blaurern bei sich zurück, der ihm aus einander setzte, wie nachtheilig es sein müßte, wenn in seinem Lande eine von der Lehre der benachbarten Reichsstädte abweichende Lehre gepredigt würde. Kaum in die Herberge zurückgekehrt, schrieb Ambrosius an den Herzog, daß ihn doch gar befremde, wie ihn Schnepf so gar grell ersucht habe, da doch auch seine Partei die sächsische Confession angenommen habe; Schnepf habe ihn auf eine viel gröbere und fleischlichere Weise und mehr, als je von ihrer Partei verlangt worden sei, angegangen, und dieß gegen allen Fug und christlichen Glimpf; er halte ja die Worte Christi für wahr, wie sie lauten, und daß Christus seinen Gläubigen wahrlich seinen Leib zu essen gebe zu einer Speise des ewigen Lebens, daß er in ihnen und sie in ihm ewiglich bleiben sollen; man solle es bei dem Einfachen bleiben lassen, nicht fürwitzig disputiren, noch weniger fleischliche Gedanken zulassen. Blaurer erbat sich besonderes Gehör, das gewährt wurde. Geduldig hörte der Herzog Blaurers lange Darstellung des Abendmahlsstreites an; Blaurer deutete das Aeußerste an, wozu er sich verständigen könnte, und bat, so er mit Schnepf also übereinkäme, nemlich auf eine selbst zwischen Luther und Oecolampad vereinbarte Formel, so möchte der Herzog von Beiden

die Vergleichsurkunde schriftlich aufsetzen lassen. Bei der am 2. August angeordneten zweiten Besprechung konnte Blaurer von Schnepf noch keine Milderung erlangen und griff somit nach der Marburger Formel, die Bucer ihm mit den Schriftstücken übersandt hatte und die er gerade bei sich trug. Nach Blaurers Meinung war sie von Bucer und Oecolampad angenommen worden; nach Bucers Erklärung war sie von den Lutheranern vorgeschlagen, von ihm angenommen, von Zwingli und Oecolampad aber als sophistisch, obwohl sonst nicht gerade unleidlich und schriftwidrig abgewiesen worden. Die Formel lautete: Ich glaub, daß aus Vermögen der Worte: das ist mein Leib, der Leib des Herrn wahrhaftiglich, d. i. substantive und essentialiter, nicht aber quantitative oder localiter, d. i. substanzlich und wesentlich, aber nicht in Maß der Größe oder Qualität oder Abmessung der Statt im Nachtmahl gegenwärtig sei und gegeben werde. Der Name Luthers, der diese Formel gut geheißen haben sollte, wirkte auf Schnepf. „Könnt ihr mir so viel nachgeben, rief er, so fordere ich weiter Nichts!" Blaurer entgegnete: Wir haben keine andere Meinung, ich bin deß unbeschwert, nur beschwert mich nicht, wie neulich, mit den Worten fleischlich und leiblich. Freudig sprang der Herzog auf und rief: „Ich will deß Zeuge sein. Das walte Gott. Es soll eine gute Stunde sein, dabei solls bleiben. Ich weiß Anschläg und Practica, die dadurch gewißlich sollen zu unnütz werden, so mein Land sich mit den Städten vergleichen mag." Ueberdieß erklärte er, daß durch diese Formel Blaurern keine Anerkennung der leiblichen Gegenwart zugemuthet werde, was auch Schnepf zugab. Darauf wurden die Handschriften gewechselt. Blaurer erklärte noch, er werde es nicht dulden, daß Schnepf oder ein Anderer sage, er sei einen Fingerbreit von seiner bisherigen Meinung abgewichen. Der Herzog selbst begehrte, Keiner solle sich eines Widerrufs des Anderen rühmen; sie sollen sagen, sie seien übereingekommen, deß wolle er Jedem Zeugniß geben.

Mit dieser Stuttgarter Concordienformel war außer Bucer kein Theologe recht zufrieden. Leo Jud schrieb an Blaurer: „Was bedarfs so scrupuloser Worte? Wie und in welcher Art? Gebe Gott, daß ihr nicht euren, sondern allein Gottes Ruhm sucht. Geschähe das, so bedürfte es nicht solches Kinderspiels. Wir wissen, wie der Leib Christi gegessen wird, nemlich im Glauben." Auch Bullingern, so wenig er an der Aufrichtigkeit der Gesinnungen Blaurers zweifelte, sagte die neue Concordienformel nicht zu; er nannte sie einen Synkretismus, den er seiner Kirche nicht empfehlen möchte, und schrieb seinem Vadian: „Ich vermisse darin Einfachheit und Klarheit und glaube, daß dadurch nur viel Streitigkeiten veranlaßt werden." Mit dieser Befürchtung hatte er nur allzusehr Recht. Zwar Luther selbst war mit der Formel zufrieden, falls sie ehrlich gemeint sei, „denn, setzte er hinzu, Viele nehmen daran Anstoß, daß sich Blaurer so gar verstreitet, niemals eine andere Ansicht gehabt zu haben, was man schwer

glaublich findet. Doch halte ich es ihm im Interesse einer dauernden Eintracht zu gut. Denn von Herzen gern verzeihe ich allen früheren Feinden, wenn sie nur die rechte Ansicht haben." Aber die Lutheraner beuteten das Zugeständniß, mit welchem Blaurer bis zu den äußersten einem Zwinglianer möglichen Grenzen vorgerückt war, dahin aus, daß sie das Gerücht verbreiteten, Blaurer habe widerrufen und sei zu ihrer Partei übergegangen. Wie es scheint, war Schnepf selbst in seiner Ruhmsucht der Verbreitung dieses Geredes nicht fremd. Dieses Gerücht, das sich schnell in Schwaben und der Schweiz verbreitete und von allen Seiten Blaurern wieder zugetragen ward, brachte diesen in eine immer schwierigere Lage, während die Straßburger stets Schlimmeres von dem Eigensinn und der Gewaltthätigkeit Schnepfs gegenüber der sich möglichst accommodirenden Friedensliebe Blaurers befürchteten. Die Straßburger Prediger wandten sich an den Landgrafen zu Hessen mit bitteren Klagen über Schnepf, der sich nicht habe mögen genug sein lassen, daß Blaurer gemäß der Sächsischen Confession lehre, sondern ihn zu einem Sacramentstürmer habe stempeln wollen, „in dem dann wir alle wären verdammt und für Sacramentschänder erklärt; sollen sich denn die Leute nicht verwundern und die Einfältigen daran stoßen, so wir uns berühmen feind zu sein aller Sophisterei und Menschenfündlein, wollen in Allem bei dem einfältigen Wort Gottes bleiben, daß wir erst solche Worte von den Sophisten haben entlehnen müssen, die weder sie, die Sophisten selbst, noch Andere recht verstehen werden, was sie wollen?" Um diese Zeit schrieb Bucer auch an Melanchthon über das Verhältniß Blaurers zu Schnepf, das ihm wie das des Bibulus zu Cäsar erschien, und bat ihn, wie auch der Landgraf that, sich bei Schnepf wegen einer milderen Behandlung Blaurers zu verwenden. Unterdessen hatte Bucer alle Mühe, Blaurern zum Bleiben zu bewegen. Er schrieb ihm Brief auf Brief, beschwor ihn bei Allem, was ihm heilig sein könnte, auf seinem Posten auszuharren, gab ihm immer erneute Verhaltungsbefehle, vertröstete ihn auf die Rückkehr des im Bad abwesenden Jacob Truchseß, noch mehr auf die Ankunft Melanchthons und rief ihm zu: „Ich höre, in welcher Enge du dich befindest; Gott ist mächtig, dich ins Geraume herauszuführen. Er wirds auch thun. Ich bin gutes Muths, und das um so mehr, je ungerechter Jene handeln, je schwereres Kreuz wir tragen." Die Stimmung Blaurers wechselte sehr: bald dachte er an schleunigen Abzug, bald sah er wieder Alles in zu rosenfarbenem Lichte an. Besonders richtete ihn die Ankunft des Straßburger Städtemeisters Sturm auf, dessen Ueberredung doch nachträglich den Herzog bestimmte, die Pfarrer einfach auf die Augsburger Confession zu verpflichten. Auch Thomas Blaurer war Ende August und Sturm von Neuem seit Mitte September in Stuttgart gegenwärtig, um Blaurern zu stützen. Osiander, den Ambrosius fürchtete, wurde zwar berufen, daneben aber Melanchthon durch eigenen Boten herbeigerufen. Ebenso wurde schon im Herbst die Berufung des

Simon Grynäus in Basel zum Dienst der Tübinger Universität durchgesetzt. Wirklich war die Stellung Blaurers günstiger geworden: der Herzog behandelte ihn mit Liebe und Auszeichnung, rief ihn oft an seine Schlösser, und selbst Osiander, der dem Herzog im Voraus durch seine Lehre von der Beichte verdächtig war und im Herbst auf ganz kurze Zeit erschien, war recht verträglich.

Der Sturm wegen der Stuttgarter Concordienformel sollte sich nicht so schnell legen. Die Katholiken beuteten ihn mit Schadenfreude aus. Ein Ungenannter, unter dem Namen Katholikus, wahrscheinlich Eck selber, ließ eine Flugschrift drucken: „Ein widerruff Ambrosi Blaurers, den Artikel vom hochwürdigen Sakrament belangend.“ Dies bestimmte endlich Blaurern, dem Rath Bucers nachzugeben und mit einer öffentlichen Rechtfertigung hervorzutreten. Unter starker Beihilfe Bucers vollendete er im November die Arbeit und ließ sie im December unter württembergischem Wappen drucken, unter dem Titel: „Bericht Ambrosii Blaurer von dem Widerruf, so er bei dem Artikel des hochwürdigen Sakraments des Leibes und Bluts unseres Herrn Jesu Christi gethan soll haben; aus welchem aus Vergleichung streitender Meinungen bei dem hl. Nachtmahl des Herrn leichtlich von den unangefochtenen frommherzigen Christen vermerkt mag werden. Psalm 120. Herr, errette meine Seele von den Lügenmäulern und von den falschen Zungen.“ Umsonst hatte Blaurer für diese Schrift um eine „Kundschaft“ des Herzogs wiederholt gebeten, da der Herzog zwar Blaurers Ehre überall vertreten, aber sich nicht zu tief in das „Gezänke“ der Gelehrten einlassen wollte. Die Schrift ward von allen Seiten gut aufgenommen: Melanchthon fand Uebereinstimmung mit seinen und den lutherischen Ansichten, Brenz war zufrieden, wenn kein Betrug den zwinglischen Kirchenverderber und Bilderstürmer geleitet, Luther hielt nur die sorgfältigste Reinigung der Vergangenheit für verdächtig, und, was das Beste war, Schnepf schwieg.

6. Reformatorische Arbeit in Württemberg.

Nachdem sich die beiden Reformatoren in Betreff der Abendmahlslehre leidlich mit einander verglichen hatten, wurde Jedem derselben sein besonderer Wirkungskreis bestimmt, Blaurern „das Land ob der Staig“, der Schweiz und den oberländischen Städten benachbart, mit dem Sitz in der Universitätsstadt Tübingen, Schnepfen das Unterland mit dem Sitz in der Residenzstadt Stuttgart. Auch diese Vertheilung fiel zu Ungunsten Blaurers aus: nicht blos erhielt Schnepf den ehrenvolleren und einflußreicheren Sitz in der Residenz, sondern für Blaurer mußte auch der Posten in Tübingen, wo er nicht bloß die Kirche seines Districts, sondern auch die Universität reformiren sollte, Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten aller Art mit sich bringen. Beide Reformatoren gingen frischweg an ihre Arbeit, ohne Instruction des Herzogs, ohne gegenseitige

einläßliche Verständigung über gleichmäßige Durchführung des ihnen vertrauten Werkes, nur mit dem Versprechen, einander immer etwas zu weichen und nachzugeben. Der Herzog selbst führte Blaurern in sein neues Amt ein; er nahm ihn am 28. August mit nach Urach, wo lange Berathungen gepflogen wurden, Anfang Septembers nach Tübingen, in dessen Stiftskirche er bereits am 2. September die erste evangelische Predigt hielt. Seine Wohnung erhielt Blaurer auf dem Schloß bei dem Obervogt Edeln von Harter, einem entschiedenen Zwinglianer, in dessen Familie er liebevolle Aufnahme fand.

Die Reformation sollte mit Einsetzung eines evangelischen Predigtamtes beginnen. Der Herzog hatte den Reformatoren befohlen, sich in jede einzelne Vogtei in Begleitung einiger weltlichen Räthe zu begeben und die Geistlichkeit der zur Vogtei gehörigen Orte vor sich zu rufen. Hier sollte mit derselben unter Mitwirkung des Vogts verhandelt und ihr eröffnet werden: es sei des Herzogs Fürnehmen und Wille (Gott zu Lob und Dankbarkeit), das heilig Gotteswort aufzurichten und das in seinem Land zu pflanzen und zu handhaben; darum sei sein Begehr, daß die Geistlichen von dem großen Irrthum und Unverstand der Meß, Ceremonien der Kirche und dgl. abstehen und das hl. Gotteswort predigen. Welcher das annehme, der habe einen gnädigen Herrn, aber welcher das nicht thun würde, so würde S. F. G. von der Hirten wegen seine Schäflein nicht verderben lassen. Antwort wurde im Allgemeinen sogleich verlangt, aber es gab auch viel Disputirens und Fragens. Unentschlossene erhielten Bedenkzeit, Widersetzliche Abschied, jedoch mit Anweisung von Nahrung und Unterhalt auf Lebenszeit. Nachdem erst in des Herzogs Beisein die Uracher Geistlichkeit ins Verhör genommen worden war, wurden auch in der Tübinger Vogtei die Priester vom Obervogt und von Blaurer auf das Rathhaus geladen und nach langem Fürhalten der Hauptpunkte des ungezweifelten christlichen Glaubens eine Antwort von ihnen begehrt, wie sie sich gedächten, fürohin hierin zu halten. Sieben derselben erzeigten sich willig, die zwölf Uebrigen erbaten sich Bedenkzeit. In Tübingen selbst mußte dem Stadtpfarrer und Professor der Theologie Dr. Gallus (Müller) die Kanzel verboten werden, der dann mit Gläubigern und Schuldnern abrechnete und sich reisefertig machte. Durch alle Vogteien gingen diese Verhöre; überall predigte zugleich Blaurer zweimal täglich. Wie mühsam diese Arbeit war, mögen wir einem Brief Blaurers an seinen Bruder Thomas vom 22. September 1534 entnehmen: „Zu allen übrigen Widerwärtigkeiten gesellt sich noch die Unlust eines beständigen Hinund-herreisens, was mir überaus beschwerlich ist. Oft muß ich selbst in einer und derselben Stadt die Herberge wechseln. Täglich habe ich mit Priestern zu unterhandeln, den Sophisten Rede und Antwort zu stehen, Alle, die mich der Reihe nach angehen, zufrieden zu stellen. Im Vergleich zu diesen Geschäftsüberbürdungen sind alle meine früheren Arbeiten in den

schwäbischen Städten nichts. Christus wird mich mit seinem Arm in einer Kürze erlösen, denn ich glaube nicht, daß ich solchen Eselslasten auf die Länge Stand halte. Ich empfehle dir meine Frau. O wie bin ich dreimal unglücklich, da ich weder mir noch euch angehöre. Möchte mich doch der Herr euch bald zurückgeben! Geschrieben zu Tübingen, wo mich unentwirrbare Streitigkeiten mit den Sophisten erwarten. Bittet Gott, daß er durch mich, ja daß ich durch ihn siege!" Da die Zahl der Hartnäckigen, welche entlassen werden mußten, ziemlich groß war, so bestand die Aufgabe der beiden Reformatoren zum Andern darin, daß sie für tüchtige Besetzung der erledigten Pfarrstellen Sorge trugen. Dieser Aufgabe war in der Eile schwer nachzukommen, da einerseits an evangelischen Predigern ein Mangel war, andererseits die für die Stellen ausgeworfenen Besoldungen meist so niedrig waren, daß sie für den bescheidenen Unterhalt einer einfachen Pfarrfamilie nicht ausreichen konnten. Diejenigen evangelischen Prediger, welche neben den alten noch im Besitz der Pfründen Stehenden angestellt wurden, erhielten vom Fürsten ein Wartgeld, in einem Gulden wöchentlich bestehend, so daß sie sich über bitteren Hunger beschwerten. Während Schnepf aus dem lutherischen Lager Geistliche berief, hatte Blaurer keine andere Wahl, als sie sich aus der Schweiz zu verschreiben. Blaurer klagte, wie er es mache, könne er es nicht recht machen; die Lutheraner klagten, daß er sie nicht berücksichtige und die von Schnepf Verworfenen in seinem Gebiet anstelle; die Schweizer, daß er sie verläugne! Weil die unterländische Geistlichkeit nicht selten eifrig gegen Sacramentirer und Zwinglianer auf der Kanzel donnerte, beschwerte sich Blaurer beim Herzog, und dieser rescribirte am 22. December 1534: „daß wir ein öffentlich Mandat ausgehen lassen sollten, daß Niemand den Andern des Glaubens halber schmitze oder schmähe, sondern ein Jeder ruhig und friedlich sei, sieht uns auch für gut und fruchtbar an, wollen das also fürderlich fürnehmen und in unserem Fürstenthum allenthalben, auch in allen Klöstern verkünden lassen."

In Tübingen wurde die Stadtpfarrstelle, weil mit einer theologischen Professur an der Universität verbunden, lange nicht besetzt. Unterdessen predigte in der St. Georgenkirche neben dem halbkatholischen Dr. Käuffelin Blaurer selbst, so oft er anwesend war. Diese Predigten des Superintendenten Blaurer in der allgemeinen Stadt- und zugleich Universitätskirche, zunächst wegen der Stadtgemeinde angeordnet, galten doch auch zugleich den Lehrern der Universität. Diese aber glaubten sich in ihrer Ehre verletzt und sagten: Wir sollen uns wie ein gemeines Dorf nur durch Vorpredigen zu der neuen Lehre bringen und dringen lassen und ohne alle gelehrte Gegenwehr das Feld räumen; das wäre uns allen nicht nur nach unserem Gewissen beschwerlich, sondern auch gegen dem ganzen Land und aller Welt spottlich. Sie erbaten sich nun von dem Herzog eine ihnen von Blaurer oft angebotene gemeine öffentliche Disputation und

dazu den Landsmann Melanchthon, der nicht bissig und neidisch, sondern sittig, freundlich und friedsam sei. Letztere Bitte ward zwar vom Herzog zu erfüllen gesucht; da aber Melanchthons Kommen sich verzögerte, mußten sie unterdessen an Blaurer und Grynäus sich begnügen lassen. Letzterer traf Anfang November in Stuttgart ein; er war, wie die Straßburger ihn schilderten, ein Mann der vielseitigsten Gelehrsamkeit und daneben bescheiden, leutselig, mild und friedfertig, „daß man jetzt der Zeit bei den Deutschen seines Gleichen nicht hat, so man will goldenen Verstand, die Sprachen, andere gute Künste, Philosophie, Mathematik, und was mehr der rechten gründlichen Künste sind und das Leben zusammenhalten." Mit Grynäus arbeitete Blaurer den Entwurf einer neuen Universitätsordnung aus und übergab ihn in Bebenhausen dem Herzog, welcher ihn zwar am 22. December 1534 billigte, aber zuvor das Gutachten der Professoren darüber einzuholen wünschte. Diese sandten eine eigene Deputation an den Herzog, um sich zu widersetzen und über Blaurer, der nur mit Trutz und Gewalt umherfahre, sich zu beschweren. Gleichwohl ward Ende Januars 1535 die „Reformation und neu Ordnung" der Universität durchgesetzt, Dank der entschlossenen Beharrlichkeit des Grynäus. Als Hauptmangel der bisherigen Einrichtung ward bezeichnet, daß die alten Sprachen, besonders die griechische und hebräische hintangesetzt, überhaupt die Künste etwas verdunkelt gewesen, die Philosophie nicht lauter und rein, sondern den Jungen unverständlich gelehrt worden sei. Diesem Uebel zu steuern, sollten von nun an in Tübingen drei Schulen bestehen: die trivialis, das Pädagogium, endlich die hohe Schule. Letztere sollte die Lectionen für die geben, welche Baccalaurei und Magistri werden wollten. Die beiden Bursen wurden vereinigt, da zwei Wege der Philosophie nichts taugten. Nach der Academie oder hohen Schule kommen die oberen Facultäten, die juridische, medizinische und theologische. In der juridischen Facultät sollten die sechs Lehrstühle bleiben, nur sollten von den dreien für das kanonische Recht zwei in Abgang decretirt und statt ihrer einer für das Lehenrecht und der andere für das moderne Recht und griechische Constitutionen errichtet werden, „daß den jungen angehenden Juristen auch der Weg aufgethan werde, den Ursprung und Brauch der Rechten weiter zu suchen, dann bis anher der Brauch gewest ist." Bei der medizinischen Facultät ward in den Lectionen nichts geändert, doch daß man in denselbigen der griechischen Sprache, so viel Dioscoridem, Hippocratem und Andere berühre, nicht in Vergeß stelle." Für die theologische Facultät endlich blieb es bei zwei Docenten, dem Einen für das alte, dem Anderen für das neue Testament. Auch der academische Senat sollte in seiner Verfassung bleiben, nur daß die beiden Reformatoren den Sitzungen desselben anwohnen sollten. Die augenblicklich aber am Tiefsten eingreifende Bestimmung war: „In allen Facultäten sollen diejenigen, die jetzt als Professores bestellt oder künftig angenommen werden, gelehrte, geschickte

und christliche Männer sein; welche aber der rechten, wahren evangelischen Lehre zuwider seien und diese zu lästern sich unterstehen, sollen gänzlich abgeschafft und geurlaubt sein." Das Bestreben, durch Beiziehung tüchtiger Lehrkräfte die Universität in Flor zu bringen, war aufrichtig: für die griechische Literatur wurde Melchior Volmar, für die römische Joachim Camerarius, für die juridische Sichard, Amantius und Bigot, für die medizinische Facultät Leonhard Fuchs gewonnen. Während aber also allen Facultäten durch Professoren von Ruf aufgeholfen wurde, war die in damaliger Zeit wichtigste theologische Facultät am Mangelhaftesten vertreten: neben dem halbkatholischen Käuffelin repräsentirte sie nur Paul Phrygio, ein Mann, der seinen Posten als Stadtpfarrer besser als den eines theologischen Docenten ausfüllte. Nach der neuen Ordnung sollte für academische Bürger an jedem Sonntag oder Festtag und Donnerstag der Catechismus von einem theologischen Professor gelesen werden. Diese Lection hatte Grynäus selbst übernommen, aber es fand sich Niemand ein, der diese Vorträge hören wollte, theilweise unter dem Vorwand, Grynäus sei ein Zwinglianer. Grynäus, verdrossen über dieses Vorurtheil, nahm auf sechs Wochen Urlaub, um nie mehr nach Tübingen zurückzukehren. Blaurer hatte allen Grund, über diese Flucht des dreimal Treulosen untröstlich zu sein; durch Grynäus Wegzug war auch sein Einfluß auf die Universität mehr als geschwächt. Trotz der Berufung so ausgezeichneter Professoren, ja mitunter gerade deswegen ging es mit der Universität nicht recht vorwärts, indem jene Celebritäten die Ueberordnung eines Mannes nicht ertragen wollten, den sie in wissenschaftlichen Leistungen tief unter sich stellten, und dem in Betreff des Studienwesens alle Erfahrung fehlte. Gerade die von Blaurer Neuberufenen machten ihm am Meisten zu schaffen: Sichard nannte sich mit Selbstgefühl gegen Blaurer, den bloßen Humanisten, einen Juristen; auch der Humanist Camerarius klagte, die Würde der Universität und der Wissenschaft werde nicht geachtet. Blaurer war immer wieder der Gewaltthätige, der Bissige, der Neidische und, wußte man sonst nichts, — der Zwinglianer. Er achtete den Corporationsgeist nicht, er ließ academische Grade und Disputationen in Abgang kommen, war selbst nur der Magister, welcher um den Doctorgrad sich nichts kümmerte! Blaurer selbst drang darauf, Melanchthon zu Rathe zu ziehen; dieser kam im September 1536, besprach Alles freundlich mit Blaurer, hörte auch die Professoren und brachte nach ihren Vorschlägen eine neue Ordination vom 3. November zu Stand, die aber in allem Wesentlichen mit der Blaurerschen harmonirte, so daß man sich nicht verbergen konnte, daß die bisherigen Uebelstände mehr in Persönlichkeiten als in Einrichtungen ihren Grund haben. Die wichtigste Neuerung, die nun ins Werk gesetzt werden sollte, war die, der theologischen Facultät ein rechtes Haupt zu geben. Melanchthon hatte wiederholt Johannes Brenz vorgeschlagen; ungern entschloß sich der Herzog zu dieser die Zwinglianer in und außer

Land tief kränkenden Berufung; aber nachdem alles Dringen in Melanchthon, sich selbst der Universität zurückzugeben, fruchtlos geblieben war, wandte er sich nothgedrungen an Brenz, der selbst mehr gezwungen sich auf ein Jahr für Tübingen versagte, dieses aber nicht aushielt. Wie schwierig die Lage war, geht aus dem Rathschlag Melanchthons an ihn hervor: er möge mit der größten Mäßigung, ja mit ulysseischer Klugheit zu Werke gehen, Vieles durchsehen, Vieles toleriren, daß er nicht aus Uebel ärger mache. Hiemit war der Einfluß Blaurers und der zwinglischen Partei auf der Universität gebrochen, und die Verläumder glaubten sich nun Alles gegen Blaurer ungestraft erlaubt. Blaurern blieb nur der schmerzliche Trost zu sehen, daß es selbst einem Brenz eben so wenig gelang, über das eifersüchtige kleinliche Intriguenspiel der Männer der Wissenschaft Herr zu werden, obwohl Brenz neben der Gelehrsamkeit noch Eins vor Blaurer voraus hatte — daß ihn nicht der Fluch traf, welcher auf den Zwinglianern im Lande ruhte.

Je verschiedenartigere Elemente bei der Reformation des Landes zusammenwirkten, desto dringender zeigte sich das Bedürfniß einer allgemeinen Kirchenordnung. Auch in Betreff dieses Punktes war Blaurer von Bucer schon am 13. October 1534 instruirt worden, indem er ihm bezüglich der Ceremonien dreierlei vorschlug, daß man wenigstens die allzu abergläubischen Bilder entferne, bei der Feier des Abendmahls kein anderes Gewand als jenes leinene, genannt Chorrock, anwende, und die Elevation unterlasse; „so wird es in Hall, Heilbronn und Reutlingen auch gehalten. Der Herzog möchte zur gelegenen Stunde daran zu mahnen sein, daß er auch auf unsere Kirchen Rücksicht nehme. Ihr lieget dem Raum nach in der Mitte: wie wäre es, wenn ihr auch in den Ceremonien den Mittelweg einhieltet?" Blaurer selbst wünschte, daß von oben her Schritte zur Gleichförmigkeit geschehen möchten, aber Alles ging langsam und nicht nach Wunsch. Am 17. Februar 1535 schrieb Ambrosius an Bullinger: „In Stuttgart, Herrenberg und Kannstadt ist die päpstliche Messe ganz abgethan, nicht durch einen fürstlichen Befehl, sondern die Priester hatten ihre eigenen Gründe dazu. Da bei uns (in Tübingen) nicht die gleichen Umstände vorwalten, wird man hier auf das Aeußerste Widerstand leisten. Die Ceremonien beim Abendmahl wurden zu Stuttgart von Schnepf in einer Weise angeordnet, daß daran nicht viel auszusetzen ist. Die Elevation von Hostie und Kelch unterbleibt, auch haben die Administranten keine Meßgewänder an. Einige Psalmen werden gesungen, die Legenden verlesen, der englische Gruß und in terra angestimmt und Einiges in lateinischer, Anderes in deutscher Sprache gesprochen." In Tübingen las Dr. Käuffelin noch immer Messe. Erst am 7. März wurde sie von Blaurer mit allen übrigen bisher gewöhnlichen Kirchengebräuchen aufgehoben kraft eines besonderen herzoglichen Befehls. Am Palmsonntag, den 21. März, wurde das erste Abendmahl in Tübin-

gen, in noch einfacherer Weise als in Stuttgart, namentlich ohne lateinische Gesänge gefeiert. Allein bei dem Fehlen einer Kirchenordnung war es unvermeidlich, daß sich nicht in den einzelnen Gemeinden verschiedene Kirchengebräuche bildeten, und diesen Umstand benützte der Blaurern sehr abgeneigte Kanzler mit den Räthen zu einer Beschwerde bei dem Herzog, in welcher vorgestellt wurde (10. April), daß bei den evangelischen Reichsständen und auch sonst außer Lands das Gemurmel sein solle und auch großes Mitleiden getragen werde, wie wenn zweierlei Secten in der Religionssache gepredigt und dem armen Volk vorgetragen würden, ob der Staig Zwingli, unter der Staig Luther; sie selbst wissen, daß Viele ob der Staig wünschen, die Ceremonien zu halten, welche Schnepf zu Stuttgart und in seiner Verwaltung aufgerichtet habe. Schnepf selbst, den sie zu sich berufen und befragt hätten, beklage den Uebelstand, und daß ob der Staig Zwinglis Meinung um sich greife; was sie auch daraus schließen, daß Blaurer viele Prädicanten aus der Eidgenossenschaft annehme. Sie bäten, ernstliches Einsehen zu haben und die Sachen dahin zu richten, daß einhellig gepredigt und gleichförmige Ceremonien in allen Orten des Fürstenthums angerichtet würden. Auf dieses hin wurde Blaurer zu Anfang Juni nach Stuttgart berufen, wo viele wichtige Fragen zur Verhandlung kamen in Betreff der Klöster, der Pfarreien und bürgerlicher und kirchlicher Censur; allein er sollte gleich zu Anfang erfahren, wie der Wind wehe. Er schreibt am 10. Juni an Thomas: „Schnepf hatte mich kaum gegrüßt, als er mich darüber zu Rede stellte, warum ich die von ihm aufgestellten Ceremonien nicht genau beobachte, und er hat genug Leute an der Hand, welche ihn, so gut sie nur können, mir zu entfremden suchen. Ich besänftige, so gut ich vermag, dulde und thue Alles, womit ich nur immer die Freundschaft unter uns zu erhalten hoffe. Der Herzog bewahrt mir, wie ich aus Allem abnehmen muß, standhaft die alte Gesinnung, wenn er gleich dadurch bei Vielen anstoßt. Ich bitte Christum inständig, daß er mich stärke, nach seines Geistes Regel zu wandeln." Schnepf wußte die Kirchengesetzgebung immerhin mehr den Händen Blaurers zu entreißen und an sich zu bringen. Schon am 22. December 1534 hatte der Herzog an Blaurer geschrieben: „Eine Censur und Strafe zu Abstellung etlicher grober unchristlicher Laster, als Gotteslästerns, Ehebruchs, Zutrinkens, Wucherns, unehelichen Beisitzes u. s. w. anzurichten sind wir geneigt, wollen auch dieß durch Meister Erhart Schnepfen und andere christliche und der Ehrbarkeit liebende Männer begreifen und ausgehen lassen. Gemeine und wichtige Ehesachen werden jetzt allein durch M. Erharten und andere Zugeordnete ausgerichtet; aber was der schweren Händel sind, bleiben auf die künftige Ordnung beruhen. Dieselbige Ordnung wird euch diese Tage sammt dem Grynäo zu besichtigen und weiter zu berathschlagen zugeschickt, wie denn solche von M. Erharten zusammenbracht ist; die wollt auch desto bälder durchsehen und herabschicken, damit fürderlich

den Leuten geholfen werden möge." Blaurer beschwerte sich namentlich über die Eheordnung, in welcher Schnepf solche Gesetze vorschreibe, die allzu abergläubisch seien, als daß sie sich mit dem vielfachen menschlichen Elend vertragen könnten. Auch mit der zu Anfang des Jahres 1536 erschienenen „Gemein Kirchenordnung," die übrigens nur eine Vorschrift „der Form und Weis' der Ceremonien" war, stimmte Blaurer nicht ganz überein. Sie war gleichfalls von Schnepf entworfen, Blaurern und Brenz zur Begutachtung übersandt, und die beiden Letzteren konnten in Betreff der Ceremonien unmöglich gleichen Schritts mit einander gehen. Ambrosius übersandte ein Exemplar derselben seinem Bruder Thomas (14. März 1536) mit dem Bemerken: „Mehreres darin wird auch dir wie mir ganz abergläubisch dünken, wie z. B. die Bestimmung, daß die Zahl der Communicanten Abends zuvor genau ermittelt werden soll, damit die Zahl der Hostien ihr entspreche; ferner daß im Kelch nichts übrig bleiben dürfe, sondern Alles ausgetrunken werden müsse, doch meine ich, wir müssen noch zufrieden sein, daß unzähliges Andere, was von Brenz hinzugeflickt war, wieder weggeschnitten wurde; aber ich behalte das aus Vorsicht für mich, obgleich du einen Theil davon auch jetzt noch darin findest."

Noch einen Sieg trug Blaurers Richtung in Württemberg davon: bezüglich der Bilder. Zwar war mit ihrer Ausräumung Schnepf gleichfalls Blaurern vorangeeilt. Schon im Frühjahr 1536 hatte der Herzog befohlen, die Bilder, welche man anbete, mit Vorwissen der Obrigkeit und des Predigtamts wegzuthun, während die unärgerlichen zu dulden wären; aber Alles kam darauf an, welche Bilder für ärgerlich erklärt wurden. In Stuttgart und Tübingen herrschten verschiedene Anschauungen, und es war natürlich, daß man an letzterem Ort viele Bilder ausräumte, welche in Stuttgart Gnade gefunden hätten; nur in der herzoglichen Hofkirche wurden alle Bilder entfernt. Der Unterschied des Oberlandes vom Unterlande trat noch greller hervor, seit Schnepf nach den Verhandlungen der Theologen in Schmalkalden über Bilder und Werth der historischen Bilder im Jahr 1537 sogar manche Bilder wieder aufstellen ließ. Schnepf, der als Haupturheber der halben Maßregel galt und im Gerücht der Leute beschuldigt wurde, „er habe eine Spaltung in der Kirche mit den Götzen gemacht und groß Aergerniß angerichtet," suchte sich über diesen Punkt zuerst mit Blaurer zu verständigen und als dieses nicht gelang, bei dem Herzog eine persönliche Besprechung oder aber ein Verhör vor der Universität zu erlangen; der Herzog aber ordnete an, daß sich die angesehensten Theologen seines Landes und einiger benachbarter Städte mit den Generalsuperintendenten zu einer verstärkten Synode vereinigen und vor einer herzoglichen Deputation die Frage beantworten: Ob Bilder und Altäre in den Kirchen zu dulden seien oder nicht? So kam es am 10. September 1537 in Urach zu einer einen ganzen Tag ausfüllenden Verhandlung, zu dem von Blaurer so genannten Götzentag. Zwei Tage nachher schrieb

darüber Blaurer an Machtholf: „Ich kann euch in der Eil nicht verhalten, daß auf Sonntag nächst vor dato ein Götzentag hie zu Urach gehalten worden. Da hättet ihr Wunder gehört! Wir haben den ganzen Sonntag Morgens und Nachmittags Gespräch gehalten, aber uns nicht vergleichen mögen, also daß die Räthe letzlich begehrt, daß Jeder seine Meinung in Schrift vergreifen und aber alle anderen Umstände fallen lassen und allein schlecht und grad auf diese Frage Antwort stellen wollte: Ob unser gnädiger Fürst und Herr möge alle Bildnisse dieser Zeit aus den Kirchen räumen lassen? Welches also geschehen auf Montag, daß Jeder insonderheit seine Meinung den Räthen übergeben hat. Wird man hochgemeldt einem gnädigen Herren fürbringen; was denn seine Gnad weiter fürnehmen, wird sich in Kurzem wohl erscheinen. Es ist doch eine große Strafe und Plage über uns, daß wir so viel wichtiger Sachen auszurichten hätten und aber mit solchem Kindswerk umgehen, und daß die stummen Götzen ein solch Geschrei sollen machen. Der liebe Gott erbarme sich über uns, verleihe seiner hl. Gemeinde Fried, Liebe und Einigkeit!" Es war Blaurern viel wichtiger, daß die Herzen, als daß die Kirchen von aller Abgötterei und Unreinigkeit gesäubert werden; doch wollte er auch die unärgerlichen Bilder als ärgerliche Hindernisse des Worts aus den Kirchen entfernt haben. Noch im September entschied der Herzog gegen die Bilder; zu Anfang Octobers wurde der Befehl öffentlich bekannt gemacht und am 27. October wurde in Tübingen mit Entfernung der Altäre und der noch übrigen Christus- und Apostelbilder Ernst gemacht. Blaurer hatte gesiegt, aber die Nothwendigkeit, diesen Befehl im J. 1540 wiederholt einzuschärfen, beweist nicht bloß, daß der erstere Befehl nur theilweise vollzogen ward, sondern auch wie groß und mächtig bereits die Partei der Gegner des Zwinglianismus und Blaurers im Lande Württemberg war.

Mit besonderer Vorliebe arbeitete der alte Klosterbruder Ambrosius, die Reformation auch auf Klöster und Stifte auszudehnen. An Pellican, den er, falls er den Ruf an die Universität nicht annehme, als alten Nonnenbeichtvater zur Arbeit an den Klöstern erbitten wollte, schrieb er am 18. Februar 1535: „Du weißt, wie die Gewissen der Mönche und Nonnen angefochten sind; Niemand könnte ihnen besser zu Hülfe kommen als du. Es sind jetzt die klösterlichen Beichtväter abzusetzen, und es hält sehr schwer, die rechten Leute an ihre Stelle zu finden, da unter Zehn kaum Einer sich auf die Gemüthsverfassung dieser Nonnen und dreimal elenden Mönche versteht; wenn ich darin auch eingeweiht bin, so kann ich es nicht, da ich mit tausend anderen Geschäften in Anspruch genommen bin, so daß ich mit ihrer Lage das tiefste Mitleid trage. Wohlan, Mann Gottes, mache dich auf, eile herbei und leiste uns hilfreiche Hand. Das Kloster zu Pfullingen bedarf gerade solch einen Mann, wie du bist; wolltest du auch nur auf einen Monat dich dieser Arbeit unterziehen, so würde sich bis dahin schon Einer finden, der dich dauernd ersetzt. Wäre mir die Wahl vergönnt, so würde

ich vor allen anderen Wirkungskreisen diesem den Vorzug geben, diese Menschenclasse, welche zwar für Gott aber mit Unverstand eifert und nur mit der größten Klugheit und Umsicht von ihrem gräßlichen Aberglauben abgebracht werden kann, zu trösten, zu ermahnen und zu gründen." Die dreizehn Klöster des Landes waren einerseits Sitze geistlicher Convente, andererseits die Parochieen oder wenigstens Betstätten für Gemeinden, oder versahen durch ihre Conventualen benachbarte Pfarreien. In letzterer Hinsicht zunächst hatte der Herzog für seine Unterthanen zu sorgen. Stellten die Klöster nicht von selbst evangelische Prediger auf, wozu sie nicht leicht bereit waren, so sandte er solche ab, sie eines Besseren zu belehren. Für den Convent aber wurde der Versuch einer gründlicheren und reineren wissenschaftlichen theologischen Bildung durch evangelische Docenten gemacht, die man Lesemeister nannte. Ein solcher ward schon im Januar 1535 nach Bebenhausen bestellt; im Februar wirkt als solcher in Hirschau Theodor Raysmann, in St. Georgen Meister Hans Spreter, in Blaubeuern erst Hans Schmölz von Memmingen, dann Peter Toussaint. Nachdem die Prediger und Lesemeister eine Zeitlang die Klosterbewohner belehrt hatten, versuchte man, sich gütlich mit diesen abzufinden. So wurde Blaurer mit dem Kirchheimer Obervogt Friedrich Thumb von Neuburg Anfang Junis 1535 in das Kloster Deckendorf abgeordnet: sie boten den Klosterbrüdern vierzig Gulden jährliches Leibgeding an und begehrten dagegen das Aufhören der Messe und päpstischer Ceremonien. Das Gleiche geschah in St. Georgen und Alpirsbach. Am Schwierigsten zeigte sich der Abt Lucas Götz in Herrenalb. Nachdem alle gütlichen Versuche erschöpft waren, sandte der Herzog seinen Hofmeister Balthasar von Gültlingen, die beiden Obervögte von Ebingen und Neuenbürg und Ambrosium Blaurer, begleitet von siebenzig Büchsenschützen des Neuenbürger Amts am 28. October 1535 in das Kloster, und jetzt erst lieferte der hartnäckige Abt die Schlüssel des Klosters aus, der Gewalt weichend. Auch Alpirsbach ließ nur gezwungen die Reformation in seine Mauern ein. Aehnlich wurden auch die Frauenklöster und Collegialstifte aufgehoben. Bei den Nonnenklöstern zog sich Blaurer besonders dadurch viele Feinde zu, daß er im Jahr 1537 auch die Nonnen in Ein Kloster sammeln wollte; doch ist nur die Versetzung der Pfullinger Nonnen nach Leonberg urkundlich bekannt. Auch eine eigene Klosterordnung wurde am 10. Juli 1535 schon, sicher unter Blaurers Einfluß erlassen.

Seit dem Frühjahr 1536 begann die in der Kirchenordnung vorgesehene Visitation. Das Collegium der Visitatoren bestand anfänglich aus den beiden Reformatoren und zwei weltlichen Mitgliedern, Jörg von Ow und Martin Nittel; sie sollten im Land herumreisen und sich mit eigenen Augen über den Stand der Kirchen unterrichten; außerdem gehörte in ihren Geschäftskreis die Aufsicht über Kirchendiener und Kirchengüter. Diese Visitationsreisen waren die Hauptbeschäftigung Blaurers in den

beiden letzten Jahren seines Württemberger Aufenthalts. Sie waren überaus beschwerlich, wurden aber auch durch die stürmischen Zeitereignisse öfter unterbrochen, und ihre Beendigung schien sich Ambrosius schon längst als das Ende seiner Wirksamkeit im Herzogthum gestellt zu haben. Schon am 14. März 1536 schreibt er darüber an seinen Bruder Thomas: „Meine Frau brauch ich euch nicht erst zu empfehlen; sie rühmt in allen ihren Briefen eure Dienstwilligkeit; doch empfehle ich euch meine auch sonst genug empfohlene Wittwe. Sag der lieben Hausfrau, mich verlang so sehr zu ihr, daß ich doch einmal viel viel Ding mit ihr redete. Ich werd wohl halb vergessen, wo verzeicht, ehe ich komme; entbittet Gott treulich für mich. Ihr könnet euch leicht vorstellen, wie unbequem und unglücklich ich mich hier fühle. Ich lebe als ein Fremder. Stets neue Sorgen für die Kirchen nehmen mich in Anspruch. Vieles möchte ich ungeschehen, Anderes anders haben, und doch gelte ich Unschuldiger als der Schuldige für Alles. Die Kirchenvisitation, deren Beendigung mir vielleicht die Rückkehr zu euch gestattet, wird so oft ausgesetzt, daß sie wohl, wenn es so fortgeht, vor vollen zwei Jahren nicht zum Abschluß kommen dürfte. Unterdessen bin ich eures Anblicks und des Zusammenlebens mit euch und allen meinen Lieben, insbesondere mit meiner allerliebsten Frau beraubt, beraubt bin ich auch meiner Studien, beraubt auch aller der Dinge, welche dieses elende Leben erträglich machen und das Gefühl jener Leiden mildern könnten. Und was das Schlimmste ist, ich finde keine Gründe mich loszumachen, außer solchen, welche der Herzog gar nicht oder nur wenig gelten läßt. Doch sage ich dieses nur dir, denn ich möchte nicht, daß meine Frau von diesem Verzug erfahre; vielmehr soll sie durch die Hoffnung auf meine baldige Heimkehr aufrecht erhalten werden. Und vielleicht führt der Herr ja eine unerwartete Gelegenheit herbei, die mir die Rückkehr zu euch gestattet.“ Zwar wurde Ambrosius während seines Aufenthalts in Württemberg öfter durch Besuche der Seinigen erquickt; am 10. Juni 1535 bittet er seinen Bruder dafür Sorge zu tragen, daß seine Frau ihre Reise zu ihm beschleunige; er werde auch darum, daß er so lange ohne Frau sei, von Vielen angesehen; am 26. Juli ist sie bei ihm und er schreibt an Thomas, daß mit ihrer Ankunft neuer Muth und neue Geistesfrische ihm gekommen sei: „Gott sei Dank, der sie mir wiedergegeben und mit ihr ein so besonderes großes Geschenk. Er schaffe, daß ich diese herrliche Gabe in seiner Furcht lange und glücklich genieße.“ Aber am 6. Nov. 1535 schreibt er an Bürgermeister Hans Wellenberg: „Dieweil sich meine Sachen jetzund also schicken, daß ich in acht oder vierzehn Tagen abermal im Fürstenthum allenthalb die Kirchen besuchen und visitiren muß, hab ich für gut angesehen, meine liebe Hausfrauen hinauf wieder zu schicken zu dem Kind, dann sich mein Ausbleiben von Tübingen ein Woch oder zehn verziehen wird. Ist ihr die Zeit dennoch kürzer und ringer droben denn hienieden in meinem Abwesen.“ Auch Ambrosius selbst begab sich im Sommer 1537 zur Er-

holung nach Konstanz, von wo er am 9. oder 10. Juli wieder nach Württemberg reiste: aber welch ein großes Opfer er der Sache des Evangeliums brachte, verstehen wir, wenn wir daran erinnern, daß er während seiner Württemberger Mission zweimal Vater wurde; wie andererseits der gemüthliche Mann alle seine Arbeiten und Leiden doppelt schwer tragen mußte, da ihm der Hintergrund eines Familienlebens und Freundeskreises abging. Statt dessen war er auf seinen Reisen wie in Tübingen stets von eifersüchtigen Aufpassern umsponnen, weßwegen er von Bucer immer wieder zu dem aufgefordert wurde, was seinem Wesen das Unnatürlichste war — zu diplomatischer Klugheit und hofmännischer Verstellungskunst! Er selbst hatte das klare Bewußtsein es keiner Partei recht machen zu können; daß er dennoch im Handeln und Dulden ausharrte, um es Gott recht zu machen, verräth eine nicht genug zu bewundernde Selbstverläugnung, eine Treue, die über Vermögen thut, weil aus dem Vermögen, das Gott darreicht.

7. Der Abschied aus Württemberg.

Melanchthon hatte schon am 17. October 1536 von dem Gerücht geschrieben, daß Blaurer ganz zurücktreten wolle, und während seines Besuchs in Württemberg zu bemerken geglaubt, daß alle Stände die heftigste Abneigung hätten gegen Alle, welche im Verdacht der zwinglischen Ketzerei ständen. Am 27. October 1537 schrieb der Hebräer Hiltebrant von Tübingen aus an Blaurer, daß seine viele Feinde an der Universität fest überzeugt seien, daß Blaurer an seine Flucht denken müsse, seitdem sich einerseits die Gesinnung des Herzogs geändert habe, und andererseits Ambrosius als Urheber des (nicht vollzogenen) Befehls der Räumung der widerspenstigen Nonnenklöster betrachtet werde. Der Herzog, fügt er bei, beabsichtige die völlige Ausrottung des Zwinglianismus, den er unvorsichtig durch Blaurer habe Wurzeln fassen lassen; selbst auf Schnepf sei er sehr böse zu sprechen, daß er Blaurern viel zu viel nachgegeben habe, wie er auch dem Melanchthon heilig und theuer versprochen habe, selbst wenn er sein Leben daran setzen müßte, niemals das Heerlager des Lutherthums zu verlassen.

Blaurers Stellung hatte sich durch seinen Bruch mit den Bucer'schen Unionsbestrebungen wesentlich verschlimmert. Er war längst von dem Grundsatz abgestanden, mit dem er im Jahr 1532 die Schweinfurter Zugeständnisse Bucers begleitet hatte: man müsse mehr auf die Liebe sehen, als auf die Freiheit. Die schöne Mahnung, welche seine Schwester Margarethe Bucern einst mit auf den Weg gegeben hatte, „dem Frieden nichts von der Wahrheit zu opfern," war seither auch die Loosung von Ambrosius geworden, wie er mit ihr die Abneigung gegen das ewige Tagen und Conciliumhalten theilte, „wo man durch die Zungenfertigkeit überschüttet und überredet werde, und nütze zuletzt doch nichts". Ambrosius war des ewigen Marktens und Unterhandelns müde und ließ sich auch nicht bewegen,

zum Abschluß der Wittenberger Concordie (21. Mai 1536) zu erscheinen, obschon Bucer ihn wiederholt beschwor und eine Erleichterung seiner Stellung in Württemberg davon hoffen wollte. Er sah voraus, was geschah, daß Bucer um jeden Preis Frieden schließen werde, selbst um den Preis der Aufopferung der schweizerischen und süddeutschen Abendmahlslehre. Namentlich verdroß Blaurern das Zugeständniß, daß auch die Unwürdigen (nur nicht die Gottlosen) den Leib Christi genössen. Selbst die persönliche Gegenwart Bucers, Melanchthons und Zwicks im September und October 1536 konnte Blaurern nicht zur Nachgiebigkeit bewegen. Er hatte schon am 29. Juni an Margarethe geschrieben: Alles könne man ja zuletzt selbst den Papisten zugestehen, wenn man so in künstlichen Worten mit der Wahrheit spiele; aber dahin komme man mit der Nachgiebigkeit gegen Menschenauctorität und maßlosem Friedenseifer! Unter Blaurers Beirath verschob auch Konstanz seine Beipflichtung bis zur evangelischen Bundes- und Gelehrten-Versammlung in Schmalkalden im Februar 1537, wo auch Blaurer wider Willen mit Schnepf im Gefolge seines Herzogs und zugleich im Auftrag von Konstanz erschien. Hier bildete sich vollends bei allen Lutheranern die Ueberzeugung aus, sie könnten Bucern ganz, nicht aber Blaurern zu den Ihrigen zählen. Dieser hatte es nur der besonderen Rücksicht Melanchthons zu danken, daß zuerst eine Besprechung über das Abendmahl umgangen wurde; als aber dennoch wider Melanchthons Willen Bugenhagen und Amsdorf eine Besprechung anordneten und bei derselben Osiander einen heftigen Ausfall auf Blaurer machte, trat Melanchthon begütigend dazwischen. Da Blaurer die Uebereinstimmung aller Uebrigen kannte, wollte er lieber Allgemeines vorbringen, als durch Widerspruch im Einzelnen reizen. Aber endlich sah er sich doch genöthigt, unumwunden dem Satz zu widersprechen, daß die Gottlosen den Leib Christi auch genießen, und unterschrieb nur bedingungsweise. In demselben Augenblick, in welchem Melanchthon von der streng lutherischen Abendmahlslehre sich emancipirte, in welchem Bucer mit vollen Segeln diesem Hafen der Ruhe zusteuerte, hatte Blaurer den Muth und die Kraft der Ueberzeugung, daß er sich selber treu blieb und von rechts und links als ein eigensinniger Friedensstörer sich ansehen ließ. Die völlige Isolirung Blaurers in Schmalkalden bot seinen Feinden wohl die stärkste Handhabe wider ihn beim Herzog. Blaurer selbst war auf Alles gefaßt und durfte doch nicht freiwillig zurücktreten. Am 11. Februar 1538 äußerte sich Ambrosius darüber aus Veranlassung einer Berufung nach Augsburg in folgender Weise an den Konstanzer Rath: „Ich bin aus viel scheinbarlichen Anzeigungen gewiß, daß mein Beruf in dieß Fürstenthum Württemberg ordentlich und aus Gott, auch anbisher, ihm sei Lob, nicht übel erschossen ist. Nun sind aber die Sachen noch dieser Zeit dermaßen geschaffen, daß vielleicht der Halbtheil und dennoch nicht gar dieses Fürstenthums gevisitiret und der Nothdurft nach versehen ist, und zudem die verordneten Visi-

tierer also gesinnet, daß ich gänzlich zu vermuthen habe, wo ich nicht zugegen, daß manchem guten Pfarrer, so von mir aufgesetzt worden, das Examen zu schwer und er demnach abgestoßen würde, nicht ohne kleinen Anstoß seiner Unterthanen und Nachtheil des ganzen Handels. Denn etliche Leute dermaßen erbittert, von daß der Bilder und etlicher anderen Sachen halber nicht ihres Gefallens gehandelt worden, daß sie gedenken, wie sie alle Diejenigen schüpffen möchten, so ihrer Meinung nicht wollen zufallen, wie ich denn in augenscheinlicher Erfahrung habe. So würde auch der Artikel, das Nachtmahl belangend, viel gröber und fleischlicher müssen gelehrt und gehalten werden, denn es Luther selbst begehrt; so wunderseltsam stehen etlicher Leute Fürnehmen.... Wenn ich mich selbst und meinen zeitlichen Nutz suchte, wollte ich viel lieber zu Augsburg, denn in diesem Fürstenthum sein, dieweil mir dieses viel genießlicher, minder arbeitsam und fährlich wäre, denn an dem Ort zu sein, da ich über so viel Müh und Arbeit, Fahr und Sorg auch an dem Zeitlichen Nachtheil leiden und das Meine, wie denn noch bisanher geschehen, einbüßen muß. Aber billig sollen wir uns, solches Alles hintangesetzt, dem gnädigen Gotteswillen ergeben und nach seinem Wohlgefallen gebrauchen lassen, auch mit Verlust Leibs und Lebens, geschweige des hinfälligen zeitlichen Guts. Er ist der Herr, wir seine nichtige Geschöpfe, welche er wie, wohin und wie lang ihm geliebt brauchen soll. Meines gn. Herrn Herzogs Ulrichs halber kann ich nicht wissen, ob es mit Gnad oder Ungnad seinethalb sein möchte: die Stunden sind ungleich. Es sollte sich wohl fügen, daß anrucks groß Ungnad vorhanden und aller Dank sammt der Belohnung ganz verloren wäre; wiewohl ich Leute weiß, die gern zustimmen würden, daß es mit Gnaden beschehe, nur daß ich aus dem Land käme. Darnach würden sie ihres Gefallens Einen zu ihnen ziehen und alle Ding nach ihrer Wohlmeinung wiederum anrichten, auch die Sachen dermaßen versehen, daß ich keinen Regreß wiederum haben möchte, und also viel guten geschickten Hirten und frommen Unterthanen zu kurz beschähe. In Summa, es stehen alle Ding auf diese Stunde also, daß wenn der Fürst gleich jetzt nicht mein begehrte und mich nur leiden möchte, ich meinen Abschied dießmal nicht wüßte gegen Gott zu verantworten, bis die Visitation zu Ende lauft."

Außer den Lutheranern zählte zu den Feinden Blaurers auch ein Theil des württembergischen Adels, welcher Schwenkfeld verwandt und ergeben war. Blaurer war schon vor seinem Eintritt in württembergische Dienste ein offener Gegner dieses schwärmerischen Mannes, der sich, wenngleich dem Katholicismus entfremdet, doch auch durch die lutherische Abendmahlslehre verletzt, keiner der bestehenden Kirchen anschloß, ja dem bestehenden Predigtamt Opposition machte. In einem Brief an Bullinger (2. Dec. 1533) hatte er ihn einen verschlagenen Fuchs genannt, welcher der Henne des Evangeliums, die ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, wunder-

barlich nachstelle, und um die gleiche Zeit schrieb er an Bucer: kein Lob und keine Verläumdung solle ihn aufhalten, da er entschlossen sei, zehnmal zu sterben, ehe er zugebe, daß die schreckliche Pest durch Vertuschen in den Kirchen Christi noch weiter schleiche; man könnte ja Alles ertragen, wenn er nur nicht Evangelium, Sacramente, die Kirche, die Mutter, ohne die man den Vater nicht habe, der Welt entrissen und eine platonische Republik von Kirche erträumt hätte, die höchstens im Himmel sei. Nach allen Seiten hin warnte Blaurer vor Schwenkfeld, und als dieser seine Freundschaft nachsuchte, wies Blaurer ihn ab: da er sich mit den Straßburgern nicht verglichen, könne er auch nicht mit ihm thun. Schwenkfeld sah in Bucer und Blaurer seine gefährlichsten Gegner, Verräther der Wahrheit. Als Blaurer nach Württemberg gezogen war, machte er aus seinen Gesinnungen gegen die Schwenkfeld'sche Secte keinen Hehl, und durch seine Vermittlung geschah es, daß der Herzog einen hauptsächlich auf Schwenkfeld berechneten Befehl gegen die Winkelprediger im Land erließ (15. April 1535). Gleichwohl wußte es der gewandte Schwenkfeld mit Hilfe des Erbmarschalls dahin zu bringen, daß am 28. Mai 1535 ein Religionsgespräch zwischen ihm und seinen Gegnern Bucer, Blaurer und Frecht auf dem Tübinger Schloß angeordnet wurde. Zwar Blaurer versprach sich davon nicht viel, da von so hohen Geistern, die sich in der Zertrennung gefallen, doch kein Friede zu erwarten sei, doch gab er nach auf Bucers und seines Bruders Thomas Zureden, welcher letztere ihm zurief: „Was nicht wider uns ist, ist für uns." Das Colloquium berührte alle Fragen, in Betreff derer Schwenkfeld zu Rede gestellt werden mußte, aber brachte keine einzige zum Austrag. Sei es die Rücksicht auf die württembergischen Räthe, die sicher mehr auf Seiten Schwenkfelds standen, sei es der Zauber der schnell für sich gewinnenden Persönlichkeit des Ritters, — genug, die oberländischen Theologen wollten nicht disputiren, sondern einerseits nur die früher über Schwenkfeld gefällten Urtheile entschuldigen, andererseits Bucern zulieb auch hier eine Concordia stiften, welche das Aufbrechen der klaffenden Wunde nicht verhindern konnte, aber verschieben sollte. Man verglich sich zu äußerem Frieden; Schwenkfeld solle den Dienst der Kirche nicht mehr lästern, dann wolle man ihn nicht mehr als Widersacher der Wahrheit angreifen! Die Concordie war eine rein äußerliche, darum auch nicht Stand haltend. Blaurer blieb im Streit mit Schwenkfeld; die Schwenkfeldianer aber wurden (nach Bucer) dem Herzog nur darum lieb, weil sie ihm die Kirchen rücksichtslos plündern halfen, und so war Bucer geneigt, in der Umstimmung des Herzogs gegen Blaurer einen besonderen Einfluß schwenkfeldischgesinnter Hofleute zu vermuthen.

Der nächste Anlaß, welcher bei dem Herzog den Ausschlag gab, ist unbekannt, blieb auch Blaurern selbst verborgen. Die Entlassung erfolgte zu Anfang Juni 1538 ohne alle Angabe der Gründe; sie war äußerlich in anständigen Formen abgefaßt, so daß Blaurer Bullingern schreiben konnte,

er sei in guten Gnaden von seinem Fürsten entlassen worden: doch verrieth sich die Ungnade deutlich in der schmählich geringen Honorirung der vierjährigen Dienste; diese war doppelt schmutzig, je mühsamer Blaurer in dieser Zeit gearbeitet und gegen dreihundert Gulden von seinem Privatvermögen aufgewandt hatte, wiewohl dieser hierin nicht sowohl die Ungnade und den Zorn des Fürsten als dessen gewohntes Sparsystem erkennen wollte. Ungnädig war diese Entlassung ferner insofern, als der Herzog seinem treuen Diener jede Erklärung über den Anlaß versagte. Blaurer schrieb hierüber am 6. Novbr. 1538 an Machtholf: „Mein Sach gegen meinen gnädigen Herrn Herzog Ulrichen steht noch also: hab gar keine Antwort, hör auch nichts, daß mir zu hoffen seie, denn daß mir etlich böse Mäuler am Hof und sonst viel böser giftiger Wort nachspeien. Sei Alles Gott befohlen! der sei unser gnädiger Fürst und Herr und geb Gnad, daß wir ihm mit solchen Ernst und Treuen dienen, als wir etwa den armen, elenden, undankbaren Menschen dienen." Endlich zeigte sich des Herzogs Ungnade in der Verweigerung der Ausbezahlung der Pension, welche Blaurer als vormaliger Conventual von Alpirsbach anzusprechen hatte. Es war erst Herzog Christoph vorbehalten, dieses Unrecht gut zu machen, während Herzog Ulrich doch später sich Blaurern wieder genähert und namentlich im März 1547 seinen Kanzler Knoder nach Konstanz abgesandt hatte, damit er sich nach der Lage der bedrängten Stadt und nach Blaurern insbesondere erkundige.

Ambrosius, gestärkt durch ein reines Gewissen, nahm die Entlassung ungebrochenen Muthes auf. Er schwieg, obwohl er sich zur Verantwortung rüstete, falls sie nöthig würde, indem er ein Tagebuch seiner Erlebnisse in Württemberg zu schreiben anfing; aber nicht bloß gab er sich alle Mühe, den Unwillen und Zorn seiner Freunde zu beschwichtigen, sondern sprach sich auch fortwährend in ehrender Weise über den Herzog Ulrich aus. Die Zwinglische Partei erkannte in der ungnädigen Entlassung Blaurers einen sie Alle gleich treffenden Schlag. Der treue Bucer war über die dreimal verwünschte Barbarei tief entrüstet. An Margarethe schrieb er: „Wie sollte das schwere an deinem Bruder verübte Unrecht nicht uns allen tief zu Herzen gehen? Wenn du nur wüßtest, wie Jakob Sturm vor Zorn knirscht, so oft er an jene Wuth denkt, von welcher der Jäger besessen ist. Aber da wir gewiß sind, daß dein Bruder Christo treu diente, warum sollten wir nicht vielmehr eingedenk sein, daß seiner ein desto reicherer Lohn von Christo warte und seine dem Reiche Christi geleisteten Dienste um so sicherer seien, je mehr die Welt ihm dafür den gleichen Lohn bezahlt, welchen sie Christo selber bezahlte?" Calvin schrieb tiefbetrübt an Viret (14. Juni 1538): „Blaurer ist, so wie wir, aus dem Württembergischen um einer unbedeutenden Ursache willen und mit vieler Schmach vertrieben worden, und Sturm, der sonst so viel über den Herzog vermag, hat ihn nicht zu bewegen vermocht, daß er ihm das Zeugniß

eines guten Diensteifers mitgegeben. Selbst seiner Besoldung hat er ihn gegen alle Menschlichkeit beraubt, was unter uns bleibt."

8. Heimkehr und Mission in Augsburg.

Neben der Demüthigung fehlte Blaurern nicht nur nicht der Trost eines unversehrten Gewissens, sondern auch nicht die dankbare Anerkennung der Städte und seiner Freunde. Die Städte wetteiferten, dem heimkehrenden Mann ihre Liebe und Dankbarkeit zu beweisen. Blaurers Abzug aus Württemberg hatte sich bis zum Juli 1538 hinausgezogen. Langsam zog er über die oberen Städte der Heimath zu. Am 26. Juli traf er in Isny ein und ließ sich durch die Bitten und die Noth der Gemeinde zu längerem Bleiben bestimmen. Während seines Aufenthalts stärkte er durch tägliche Predigten die Gemeinde. Am 26. August endlich kehrte er nach Konstanz zurück, wo bereits ein erneuter ehrenvoller Ruf nach Augsburg seiner wartete. Der treue Bonifaz Wolfhard lud Blaurern zu sich ein: wie einen Engel Gottes wolle er ihn halten. Doch Ambrosius bedurfte nach allen Arbeiten und Leiden im undankbaren Herzogthum zunächst Ruhe und Sammlung und hegte noch immer eine Abneigung gegen das uneinige, üppige Augsburg. Unter Berufung auf seine angegriffene Gesundheit, auf nahe Vaterfreuden, auf dringende Arbeiten in der Heimath lehnte er ab. Eine dritte dringliche Bitte richtete Augsburg im October an ihn, da meinte er, wiewohl es ihm ganz beschwerlich sei, nicht länger mit Fugen sich sträuben zu dürfen, doch verschob er sein Kommen auf das Frühjahr. Ein Geschwür verzögerte abermals seine Abreise. Am 18. Juni 1539 reiste er endlich von Konstanz ab und kam über Isny, Kempten und Memmingen am 27. Juni nach Augsburg, nachdem er „unter dem Geleit des Herrn und seiner Engel" einer Nachstellung auf dem Weg glücklich entronnen war. Er wohnte bei Wolfhard zu St. Anna und fing alsbald in der inmitten der Stadt gelegenen St. Morizkirche zu predigen an. Seine ersten Predigten handelten von der Buße und Rechtfertigung, wie seine Gegner behaupteten, „nicht allerding nach Art der Confession, denn die Buß fing er an vom Evangelio und der Gnaden oder der Lieb Gottes, fast wie die Antinomer, und zuletzt trieb er die Buß, welche doch die Mortification sein soll, also die Frucht einer wahren Buß, und gab also im Anfang zu verstehen, daß er mit den Wittenbergern nicht allerding eins wäre." Nachdem er etliche Predigten gehalten hatte, begaben sich die Bürgermeister in seine Wohnung, um ihm die Gründe seiner Berufung vorzutragen. Der erste Grund, der Unfriede mit dem Lutheraner Forster war durch dessen Wegzug auf die Universität Tübingen mittlerweile erledigt worden. Zweitens wünschte man einen Superattendenten; da aber Konstanz Blaurern wohl nicht ganz abtreten würde, so bäte man ihn, er wolle um einen gelehrten, ehrbaren und friedlichen Mann sehen, der dazu tauglich für und für bei ihnen bliebe, die Kirchen mit Treu versorgte und ein

Ansehen haben könnte, damit hieran kein Zwietracht und Spaltung in der Kirche entstände. Drittens möchte er mit den Prädicanten, die den gemeinen Pöbel wider Rath und Obrigkeit erregten, handeln, damit Solches hinfort unterbliebe. Viertens möchte er sorgen, daß die Pfarre zum h. Kreuz und die Kirche zu den Barfüßern gottesfürchtige Pfarrer erhalten. Endlich möge er fünftens ein Aufsehen haben, ob die Kirchen zu Augsburg noch in etwas mangelhaft, daß er Solches wolle ergänzen und erstatten. Blaurer versprach, Alles in Ueberlegung zu ziehen. Für Anstellung eines Superattendenten war er eben nicht, und machte darauf aufmerksam, daß gelehrte Leute in jetziger Zeit schwer zu bekommen seien; die Kirche zu Augsburg finde er übrigens in vielen Stücken ordentlicher angerichtet als die zu Konstanz. Gleichwohl machte er den Herren in Augsburg bald mehr Vorschläge, als ihnen lieb war. Ein Freund der Armen wollte er für diese besser gesorgt wissen. Das Spital, sagte er, wäre übel bestellt, die Schwachen und gar Kranken hätten wenig Labung und kräftige Speise; ebenso sollte man auf die Schulen mehr Bedacht nehmen, damit armer Leut Kinder zur Lernung erhalten möchten werden. Weil nun die Herren vorgaben, der Personen wären zu viel im Spital zu dessen geringem Einkommen, veranlaßte er, daß man in jeder der zwei Kirchen zwei oder drei Stöcke aufrichten sollte, den einen für die Armen im Spital, den andern für die armen Schüler. Aber das Volk war über diese Neuerung sehr unlustig, weil der gemeine Stock für die Armen dadurch zu kurz kam. Ganz abgewiesen wurden folgende vier Vorschläge Blaurers: 1) daß die Herren von Augsburg sollten unter ihren Schutz zu Bürgern aufnehmen, wer sich bei ihnen ansiedeln wollte; 2) daß sie das Pilgerhaus wieder aufrichten sollten und die um der Wahrheit willen Vertriebenen darein nehmen und beherbergen; 3) daß sie einen Bann aufrichten sollten, und der Bann sollte bei den Herren stehen, daß also, wenn eine Obrigkeit Einen in Bann erkennte, sollte er darin sein so lang, bis die Prediger denselben ledig bäten und wiederum heraus erkennten; 4) daß die Herren in ihren Dörfern auf dem Land den Pfaffen Eheweiber zulassen, die Meß abthun und die Götzen aus den Kirchen schaffen sollten. Durch eine Zuchtordnung, fürchtete man, würden die Reichen beeinträchtigt, weil die Armen sie verbannen würden, um sich in den Besitz ihrer Güter zu setzen; durch die Reformation der Dörfer, entgegnete man, würde mehr Neid, Haß und Feindschaft angeregt werden, da der Adel dadurch aufgereizt würde; die hinausgeschickten Prediger würden erhenkt und erschossen.

Blaurern hatte die Ahnung nicht getäuscht, daß Augsburg kein Ort sei, wo er viel ausrichten könne. Zwar das Volk verehrte, ja vergötterte ihn. Der Zudrang zu seinen Predigten und zu seiner Wohnung war sehr groß. Um den Armen zu helfen, entlehnte er selbst Geld; jedem Armen gab er einen halben Batzen, Andern half er durch Geldvorschüsse auf, noch Anderen, denen die Stadt verboten war, half er wieder herein. So wurde

er in der That wie ein Heiliger verehrt, man prägte sein Bild in Silber und Gold in Gestalt von Joachimsthalern, beschenkte sich damit und trug es selbst zum Schmuck um den Hals. Um so erbitterter wurden gegen ihn die Reichen und die strengen Lutheraner. Die Letzteren fanden einen Anlaß zur Unzufriedenheit in einer seiner Predigten über das Nachtmahl, in welcher sich folgende Stelle fand: „Sofern ist der Leib gegenwärtig und wird von dir genossen, sofern du glaubest. Denn der Leib Christi steckt nicht im Brod, wie ein Pfenning im Apfel, sondern Brod und Wein sind Zeichen und Siegel des dargegebenen Leibs Christi am Kreuz. Gleichwie ein Markstein im Acker; Wer denselbigen verrückt, dem ist in kaiserlichen Rechten das Leben verfallen; also Wer unwürdig isset von diesem Brod, der mußt ihm selber das Gericht. Darum so wird Brod und Wein der Leib Christi genannt um des Brauchs willen, damit der Glaube in uns gestärkt werde, denn der Leib Christi klebt noch hängt nicht am Brode, sondern sind soweit von einander als Himmel und Erde." Da diese Predigt viel Aufsehens erregt hatte, befragte Blaurer die Prediger in ihrem Convent um ihr und der Gemeinde Urtheil: die Gleichgesinnten stimmten natürlich der Predigt zu, aber Andere bemerkten, es wäre viel Gelds darum zu geben, daß solche Predigt in Augsburg nicht geschehen wäre. Blaurer erklärte sein Bedauern über den unvorsichtigen Ausdruck, mit dem er übrigens nicht Luthers, sondern des Papstes Meinung habe widerfechten wollen; seine Absicht sei nicht, gegen die Augsburger Confession etwas zu reden, ob ihm wohl etliche, aber untergeordnete Stücke darin nicht gefielen. In der folgenden Sonntagspredigt gab er auch vor der Gemeinde die Erklärung ab, daß er die Augsburger Confession halte und darum keineswegs gegen sie oder etliche Prediger geredet habe. Doch die Lutheraner waren nicht mehr zu beruhigen, sie klagten bei dem Bürgermeister Rehlinger, und dieser wagte bereits, wiewohl fruchtlos, einen Antrag auf Abschaffung Blaurers zu stellen. Desto dreister lästerten von nun an seine Feinde: man beschuldigte den strengen Zuchtprediger eines zu vertrauten Umgangs mit reichen Wittfrauen; man wollte nachzählen, daß Ambrosius während seines Wohnens zu St. Anna achthundert Reiche und Arme zu Gast gehabt habe; man warf ihm vor, er habe selbst als Superattendent in Augsburg bleiben wollen; endlich schrie man ihm nach, die geheimen Räthe hätten ihn einmal nach dem andern zum Abzug treiben müssen, so daß dieser mehr einer nächtlichen Flucht geglichen hätte. Wahr ist nur, daß Blaurer, der in Augsburg besonders gegen den Luxus und das Sittenverderben eiferte, wegen seines evangelischen Freimuths manche Anfeindungen zu erfahren hatte; aber er durfte gleichwohl in den Thränen und Seufzern, unter denen das Volk sich zu seinem Abschied herzudrängte, ein Zeichen dafür hinnehmen, daß er nicht umsonst unter ihnen gearbeitet habe. Wolfhard rühmte später, die Augsburger, so wunderbar zu seinen Predigten strömend, seien durch ihn mindestens kirchlicher und werkthätiger gewor-

den; mit vielen Augsburgern blieb er in Verbindung; sie unterstützten den Verbannten, und der hart Verläumdete wurde nach dem Konstanzer Sturm abermals als Prediger nach Augsburg berufen.

Am 6. December reiste Blaurer von Augsburg ab und hielt sich in Kempten, Memmingen und Isny noch eine Zeit lang auf, so daß er erst am 4. Februar 1540 in der ersehnten Vaterstadt wieder ankam. Seine Missionsreisen waren, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Isny im April 1544 und 1545, beendigt; Konstanz bedurfte dringender als je seine Anwesenheit; als ein Prophet stellt sich Ambrosius auf die Zinne seiner Vaterstadt, das nahe Verderben verkündigend, ohne es abwenden zu können!

Viertes Kapitel.

Letzte Jahre in Konstanz 1540—1548.

1. Der Schnitter Tod.

Wie mochte sich der heimkehrende Ambrosius nach dem lang entbehrten Glück des Familien- und Freundschaftlebens sehnen, mit welcher Freude die lang unterbrochene Arbeit in der Vaterstadt wieder aufnehmen! Doch die Sehnsucht sollte sich bald in Todtenklage, die freudige Arbeit in geduldiges Leiden verkehren. Ambrosius lebte zunächst wieder in Konstanz ganz seinem Beruf. Er half zur Herausgabe des Konstanzer Gesangbuchs vom Jahr 1540, das auch in Basel und vielen anderen Orten eingeführt wurde. Ohne irgend eine polemische Tendenz, welche damals in anderen protestantischen Liedersammlungen wenigstens den Papst nicht unangegriffen ließ, fern von jedem starren Dogmatismus, stehen hier fromme poetische Ergüsse, zum Theil von den Geistlichen der Stadt selbst gedichtet, zum Theil auch von Laien, wie von dem Bürgermeister Thomas Blaurer und seiner Schwester Margarethe. Von ihrem Bruder Ambrosius ist u. A. der Kirchengesang: „Freu dich mit Wonn fromme Christenheit," von Dr. Johann Zwick das Himmelfahrtslied: „An diesem Tag bedenken wir". Sehr eifrig war Ambrosius in der Seelsorge, besonders seit die Pest im October 1541 auch in Konstanz und zwar mit solcher Heftigkeit wüthete, daß sie in der letzten Woche genannten Monats dreizehn Erwachsene und eben so viele Kinder wegraffte. Am 5. November schrieb Blaurer an Bullinger: „Es grüßet dich meine Schwester Margarita, welche gegenwärtig das Amt einer Archidiakonissin in unserer Gemeinde versieht, so sehr setzt sie ihr Leben und Alles der Gefahr aus. Täglich besucht sie die öffentlichen Hospitäler, in welchen die von der Pest ergriffenen Knechte und Mägde gepflegt werden, mit starkem Muth, während sie im eigenen Haus ein von dieser Krankheit befallenes zehnjähriges Mädchen abwartet. Bitte Gott, daß er sie uns nicht entreiße, die unser einziger Trost ist." Mit dieser Schwester theilte der Bruder Ambrosius Alles, Freud und Leid; sie mit ihm auch das Berufsfeld; sie diente dem mutterlosen Haus des Thomas, sie zog Knaben und Mädchen in der Frömmigkeit und auf ihre Kosten zu Hause auf, sie

stand an der Spitze eines Vereins christlicher Gattinnen und Jungfrauen, der weit und breit bekannt war durch die Hilfe, die er einheimischen und fremden Armen, Kranken und Verlassenen angedeihen ließ. Sie hatte neben diesen Arbeiten eine ausgebreitete Correspondenz, hatte noch im späteren Alter die lateinische Sprache erlernt, in welcher sie mit Leichtigkeit sich ausdrückte, und trug die Sorgen und Mühen ihrer Brüder auf priesterlichem Herzen. Am 9. Novbr. 1537 hatte ihr Ambrosius von Tübingen aus geschrieben: „Du bist mir lieber als Berge von Gold und Edelstein. Ohne dich ist mir die Welt eine Nacht.“ Ebenso schrieb er ihr von Hagenau aus am 4. Juli 1540: „Ich bitte dich, daß du die Sache der Kirche Christi dem himmlischen Vater in flehentlichen und gläubigen Gebeten anbefehlest, denn sie wird stark zwischen den Klippen und Stürmen menschlicher Gewalt und Weisheit umhergetrieben. Darum so rufe oft mit deiner h. Gemeinde, die du anheim hast, den Geber alles Friedens inbrünstig an, daß er diese Stürme stille und uns mit seinem festen, ewig dauernden Frieden bekräftige und stärke, damit die Pforten der Hölle nichts wider uns vermögen. Ich weiß, wie schwesterlich du für meine Frau und meine Kinder sorgst. Grüße dein ganzes Haus sammt allen deinen Kranken und Armen, durch deren Fürbitte bei dem Herrn ich unterstützt zu werden wünsche. Lebe wohl, beste, liebste Schwester, o mein Herz in dem Herrn. Thue, was du thust, geflissentlich. Nähre, tränke, besuche, sammle in den Hungrigen, Dürstenden, Kranken, Vertriebenen Christum, in der gewissen Zuversicht, daß dein Lohn bei ihm im Reiche seiner Herrlichkeit dir bereitet ist.“ Diese selten edle, gelehrte, menschenfreundliche Jungfrau Margaretha, die Perle genannt, sollte am 15. November 1541 ein Opfer ihres Liebeseifers werden. Tief erschüttert gab Ambrosius über den Tod der heißgeliebten Schwester dem gemeinschaftlichen Freunde Bullinger mit den Worten Kunde: „Unter denen, welche ein Opfer der Pest wurden, hat der Herr, der Geber des Lebens, auch unsere treffliche und in Wahrheit unserer Kirche getreueste Dienerin, meine leibliche Schwester Margaretha zum großen Leidwesen Aller vom Tode zum Leben hinübergeführt, zu der für sie freilich rechten, für uns aber ungünstigsten Zeit, was meine Seele zuweilen so sehr erschüttert, daß ich hier die heftigen Erregungen meines Herzens fühle und durchaus fürchte, es möchte dieser Tod eine schlimme Vorbedeutung für die ganze Stadt haben, was noch viel Gutgesinnte mit mir besorgen. Denn was sie betrifft, sind wir völlig gewiß, daß sie nicht todt ist, sondern den Tod mit dem glücklichsten Leben vertauscht hat; sie hat auch ihren letzten Athemzug unter heiligen Reden ausgehaucht, im Vertrauen, ihr Tod sei kein Sterben, so daß du gesagt hättest, sie sei sanft eingeschlummert und habe ihren Geist in die Hände des treuen Schöpfers übergeben. Uns aber ist ein so großer Trost und Segen entzogen, daß wir in unserer unbeschreiblichen Trauer mehr als die Hälfte unseres Lebens verloren zu haben stets schmerzlicher empfinden. Bitte für uns, daß es

uns vergönnt werde, in ihren Fußstapfen Christo nachzufolgen." Groß war die Trauer in Konstanz und bei den auswärtigen Freunden der Blaurer'schen Familie. Die Verstorbene ward von Ambrosius, Thomas, Bögelin und, im Auftrag Bullingers, von Rud. Gualtherus in Liedern verherrlicht.

Doch hatte der Schnitter Tod an dieser vollen Garbe nicht genug; nicht nur forderte er auch von Thomas seine zweite Gattin nach kurzer Ehe und nur viertägigem Krankenlager, sondern am 23. October 1542 ward auch unserem Ambrosius sein theuerster Bluts= und Geistesfreund Dr. Johann Zwick auf Schweizer Boden zu Grabe getragen. Als im Herbst in Bischofszell die Pest furchtbar heftig ausbrach und den Pfarrer A. Köllin dort hinwegraffte, fühlte sich Zwick gedrungen, den verlassenen Kranken und Sterbenden den Trost des Gottesworts zu bringen, und ward selbst ein Opfer seines Ernstes und seiner Treue. Ueber seinen Tod schrieb Ambrosius Folgendes: „Als Dr. Hans sechs Wochen zu Bischofszell mit unglaublich großem Fleiß und Ernst das Wort des Lebens gepredigt, die Kranken und Sterbenden selbst täglich heimgesucht und mit herzlicher Treue und hitziger Liebe getröstet, sie in das rechte ewige Vaterland abgefertiget und also seinen wahren und durch die Liebe thätigen Glauben gewaltiglich mit Männigliches Kundschaft bezeugt: hat der liebe Gott und getreue Vater im Himmel an seiner großen Müh und Arbeit, so er denn jetzt und vormals viele Jahre in seinem Weingarten gehabt, ein gnädiges ganz väterliches Begnügen gehabt und ihn mitten in der Uebung christlicher Liebe (eben mit der Krankheit und mit derlei Tod des Fleisches), auch in solchem himmlischem Gnadentrost göttlich gestärkt, wie er vorhin oft an anderen Kranken und Sterbenden gesehen hatte, berufen und also von dieser argen Welt und allem Uebel gnädiglich erlösen und führen wollen in die wundersame selige Ruh aller seiner getreuen Diener und ihn hören lassen die freudenreiche Stimme: Ei du getreuer Knecht, dieweil du in dem Wenigen getreu gewesen bist, will ich dich über viel setzen, gehe herein in die Freud deines Herrn! Es hat aber unser gottgefälliger frommer Doctor Hans in diesem seinem letzten Abschied, nach dem Brauch der h. Erzväter, auch des Herrn Christi selbst vor seiner Himmelfahrt, viel Guts und göttlicher Benedeiung herzlich begehrt und gewünscht vielen sonderen Personen, zuvor aber unserer Kirche, auch mit vielen schönen Ermahnungen und Trostreden diejenigen, so bei ihm gewesen, angesprochen und also sein liebreiches Gemüth gegen Jedermann und aber nicht weniger sein vertrautes Herz und beständigen lebendigen Glauben auf Christum Jesum mit ganz unerschrockener Tapferkeit bewiesen und erzeigt, auch mit seinem Munde bis gar noch in den hintersten Athemzug bekannt, und als seine Zunge nicht mehr reden konnte, mit dem Finger über sich gedeutet, seine unverrückte steife Hoffnung in das himmlische Vaterland damit zu bezeugen und also seinen Geist dem Herrn Jesu befohlen. Gott sei hochgelobt in Ewigkeit, in dessen Kraft und

Stärke er einen solchen guten Kampf gekämpft, seinen Lauf vollendet, Treu und Glauben an seinem Herrn gehalten und die Krone der Gerechtigkeit seliglich von ihm empfangen hat.“ Auf die Nachricht von Zwicks Erkranken war Dr. Vögeli zu ihm geeilt, ihm wo möglich Hilfe zu bringen. Das war ihm zwar versagt, aber der Arzt kam mit großem Frohlocken zurück, sagte, er habe erst recht sterben gelernt, legte sich auch an der Krankheit nieder, dankte Gott um seine Gnade, daß er ihn ein Stück der Seligkeit habe sehen lassen, und ist also getrost und mit Freuden gestorben. Blaurer war durch den Verlust des treuen Amtsbruders so tief erschüttert, daß er an Bullinger schrieb: „Der Verlust Zwicks hat mich so hart getroffen, daß ich des Lebens überdrüssig mich sehr sehne, aus dieses Fleisches Banden und der Befleckung der Welt möglichst bald erlöst zu werden.“ Seinem unvergeßlichen Freunde setzte er ein Denkmal in der Vorrede, mit welcher er einen Theil des schriftlichen Nachlasses Zwicks, nemlich „Christenlichen, ganz trostlichen underricht, wie man sich zu ainem säligen sterben bereiten solle,“ im J. 1545 drucken ließ. Aus derselben sind obige Worte über den Tod Zwicks entlehnt; es möge hier noch das Bild folgen, in welchem er den Freund und zugleich sich selbst trefflich zeichnet: „Seine Lehr und Predigt war ganz rund und gesund, hell und klar, ordentlich und verständlich abgetheilt, einfältig, weit von aller unnützer, spitziger oder zänkischer Dinge Vorgebung, sondern zunächst gerichtet auf die Besserung; seine Vermahnung war dringlich, sein Strafen ernsthaft, seine Warnung getreu, sein Trost süß und ganz liebreich, und dieß nicht allein auf der Kanzel, sondern täglich und ohne alles Aufhören gegen sondere Personen, denen er zu allen Guten lieblich und seelisch berathen und geholfen gewesen ist. Ganz kostfrei und mild war er gegen den armen Dürftigen, gastfrei den Fremden, Waislosen und Elenden, mitleidig mit den Kranken und Allen, so mit mancherlei Anfechtungen Leibs oder der Seele beladen waren. Sonderlich aber hat ers doch mehr als gut und getreulich mit der armen unerzogenen Jugend gemeint, der er viele Jahre mit Predigen und der Zucht nicht ohne großen trefflichen Nutzen ist vorgestanden. Ach, wie mit unglaublichem Fleiß und mehr denn väterlicher Treue und Sorge hat er sich ihrer angenommen? Wie mancherlei mit viel Nutz und ungesparter Arbeit versucht? Auch viel anderer verständiger Leute hier und anderswo fleißig Rath gepflogen, wie doch dieses irrig, wild, ungezähmt Alter mit bester Weise und Ordnung in Lehr, Zucht und aller Gottseligkeit aufgebracht und zu einem tröstlichen Vorrath auf künftigen Mangel erhalten würde. Also daß er, wiewohl er dem Fleische nach mit Kindern nicht begabt, doch ein fruchtbarer Oelbaum gewesen ist in dem Haus des Herrn, dem er in sein Reich viel fromme liebe Kinder geboren hat.“ Wenn Blaurer ferner die große Uneigennützigkeit seines Amtsbruders hervorhebt, so gilt das in gleicher Weise von ihm selbst: beide hatten im Kirchendienst ihr Vermögen aufgezehrt, so daß sie nach dreizehnjähriger Anstellung, während der sie weder

Lohn gefordert noch erhalten hatten, sich endlich im Jahre 1538 genöthigt gesehen hatten, eine gemeinschaftliche Bitte um Auswerfung einer Besoldung an den Rath zu richten. Sie sagten: „Wir haben, Aergerniß und allen Argwohn der Eigennützigkeit zu verhüten, keiner Besoldung nie begehrt, auch etwa die angebotene nicht haben annehmen wollen, und uns doch dabei nicht allein im Predigtamt, sondern auch in andern euren Diensten und Handlungen, auch hin und wieder Reisen so gutwillig und dermaßen erzeigt, daß Niemand spüren mögen, ob wir um Sold Solches gethan, sondern uns aller Ding als von Gott in dieß Amt gesetzt gehalten haben. Nicht daß Besoldung nehmen unser, auch Gottes halber unziemlich gewesen, sondern damit unsere Lehr und Predigt bei Männiglichen, sonderlich aber bei den Böswilligen desto ansehnlicher und bei dem Frommherzigen desto baulicher wäre, so beide Theile sähen, daß wir nicht uns selbst und das Unsere, sondern allein gottgefälligen Fürgang des gnadenreichen und von Neuem herglänzenden Evangelii und Wohlfahrt gemeiner Kirchen hie zu Konstanz in diesem Allem gemeint und gesucht haben. Ja auch zu dem, daß wir keinen zeitlichen Genuß von unserem Amt gehabt, haben wir auch nicht geringen Schaden von dessen wegen erdulden müssen, und ist uns nicht kleiner Kost aufgelaufen mit vertriebenen waislosen Predigern und andern frommen Christen, deren anfangs viel verjagt worden, jetzund mit andern armen heimischen und fremden Leuten, sonderlich in der verschienen klemmen und theuren Zeit, da wir für andere Leute um Hilf und Trost täglich angesucht worden, denn man anfangs meinen wollte, wir sollten Jedermann helfen und genug geben. Nun wären wir aber wohl nochmals, wo es immer in unserm Vermögen, erbötig und von Herzen geneigt, solches alles fürohin wie bis anher zu beharren, wollten auch nichts Lieberes, denn daß wir also mit unserem Dienst im Wort und zeitlichem Vermögen Männiglichem unsere Gutthätigkeit und Hilf beweisen und für und für leisten möchten; dieweil wir aber nicht durch unnütz, leichtfertig und üppig Schwenden oder überflüssige Kostlichkeit unseres Haushaltes und anderer Sachen, sondern allein durch erlittene Kosten und Ausgab jetztangeregter Ursach halber in Schulden geronnen und Minderung unseres Hauptguts dermaßen gerathen, daß nichts Gewisseres zu erwarten, denn, so wir also noch etliche Jahre dergestalt wie bis anher hausen sollten, daß wir und unsere Erben in verderblichen Schaden, das Niemand billig begehren mag, wachsen und andern Leuten zum Erbarmen kommen müssen: so ist demnach unser Begehr, daß ihr in stattlicher Erwägung aller jetzt eingebrachten Ursachen, und daß wir, wo uns nicht Liebe unseres Vaterlands hie behielte, an etlich anderen Orten, so wir uns mit Dienst dahin begeben wollten, wohl viel höhere und reichlichere Besoldung, denn wir an euch begehren, haben möchten, uns günstiglich und väterlich bedenken wollen rc.“ Die Art, wie sofort diese Bitte erfüllt wurde, ist unbekannt; im Jahr 1547

bestand die Besoldung Blaurers aus jährlich 75 Pfund, 12 Mutt Korn, ein Malter Haber und ein Fuder Wein.

Gleichwohl erkannte Blaurer dankbar an, was ihm trotz dieser Verluste geblieben war. Am 21. November 1542 schrieb er an Bullinger: Wir haben hier fromme Menschen, deren Umgang den Eckel dieses Lebens erleichtert. Keiner kann mit Elias klagen, er sei allein übrig gelassen, da bei so Vielen hin und her der Geist Gottes lebendig sich regt, obwohl auch ihre Zahl immer kleiner wird!

2. Konstanzer Sturm.

Eine tiefe Wunde hatte der Tod der Schwester und des Amtsbruders unserem Ambrosius geschlagen, und doch wünschte er den Hingeschiedenen von Herzen Glück, „denn (schreibt er an Bullinger am 25. Nov. 1542) ich sehe, daß alles Menschliche sich zu kläglichem Untergang neigt; nirgends sieht man auch nur den dünnsten Hoffnungsstrahl, daß es mit dem Christenthum und mit dem ganzen Erdkreis soll besser werden; darum laß uns getrost aus der Welt entfliegen, den Brüdern folgen.“ Ein tiefes Mißbehagen nagte an ihm. Immer prophetischer sah er den Untergang des Evangeliums, insbesondere das drohende Unheil seiner Vaterstadt voraus. Die Verstimmung war nicht krankhaft, denn er war zumeist mit sich selbst unzufrieden und schüttete seine Klagen über sich in das Herz seines Freundes Bullinger aus. Er bat ihn am 28. Februar 1542, daß er für ihn, den elenden Sünder, bitte, damit er doch endlich sich selber ganz entrissen werde: „O ich dreimal Unglücklicher, der ich täglich mit meinem Fleisch so kämpfen muß, daß ich noch gar den Muth verliere, wenn ich sehe, daß ich so weit entfernt bin von dem Geist und Fleiß und Eifer, der meiner Berufung würdig. Bitte mit mir, lieber Bruder, den himmlischen Vater, daß die brennende Liebe seines Sohnes mein laues Herz mit seinen Flammen entzünde, damit ich in seinem Haus eine glühende und strahlende Leuchte werden kann.“ Das Leben sei ihm besonders entleidet, seit er merke, daß er in Bezähmung seines Fleisches so wenig vorwärts komme. Dazu die Noth an allen Enden, daß man rufen müsse: komm, Herr Jesu, erlöse uns von dem Uebel! Und doch hatte er daneben, wie er am 17. März an Bullinger schrieb, der ihm die übergroße Demuth verwies, auch wieder die gewisse Zuversicht, von Gott als sein Kind geliebt zu werden. Aber „bitte, daß ich in der Demuth bleibe!“ Schon längere Zeit füllte Heimweh seine Brust. Am 14. März 1536 schrieb er an Thomas: „O Leben, ewiges Leben, wann wirst du uns in so vielen Beziehungen Unglückliche aufnehmen, wann diesem Leben, das der leibhaftige Tod ist, ein Ende machen?“ An Bullinger schrieb er am 30. Januar 1543: Sobald als möglich sterben, ist mein höchster Gedanke!

Daneben kaufte er die Zeit aus, um noch zu dieser Zeit zu retten, was sich retten ließe. Die schweren Heimsuchungen durch die Pest, in welcher

die Prediger ihre Stadt Konstanz wohlverdiente Gottesgerichte und wenn sie nicht Buße thäte, Vorboten noch schwererer Strafen erkennen hießen, hatten wirklich nicht verfehlt, den erkalteten Eifer besonders der Obrigkeit wieder zu wecken. So wurde jetzt auch ein vor zwei Jahren einfach zu den Acten gelegtes Gutachten Blaurers über eine Reformation der Stadt und der Kirche wieder hervorgesucht. Am 23. December 1543 schreibt er an Bullinger: „Möchte doch unser Magistrat auf eine solche Einrichtung denken, in welcher die geistliche und weltliche Zuchtordnung also dem Herrn wohlgefielen, daß er seinen Zorn von uns abkehrte. Unser Rath hat jetzt wenigstens den Anfang gemacht, indem er uns Kirchendienern die schöne aber überaus schwere Aufgabe stellte, wir möchten, da wir täglich an seiner Verwaltung so viel auszusetzen hätten, ihm eine solche dem Wort Gottes entsprechende Regel aufzeichnen, bei deren Befolgung er sicher sein dürfte, den Segen Gottes reichlich zu empfangen und seinem drohenden Strafgericht zu entrinnen. Du siehst jedoch, wie schwierig diese Aufgabe ist, nicht nur, weil sie so umfassend ist, sondern auch weil sich Vieles aus dem Wort Gottes nicht beantworten läßt. Dazu kommt, daß Unzähliges zu behandeln wäre, was dem geistlichen Amt ganz ferne liegt, so daß wir uns dieser Aufgabe entheben zu sollen glaubten; da sie aber uns hierüber, abgesehen von unserem Kirchenamte, wie auch andere gute Männer hören wollen, so konnten und durften wir das Ansinnen nicht schlechthin von der Hand weisen. Sie begehren von uns zu vernehmen, wie ein Regiment im Geistlichen und Zeitlichen angerichtet werden möge und solle, daß es Gottes Wort ähnlich und demnach ihm dermaßen gefällig sei, daß er, wo dem gelebt, von deßwegen seinen Zorn und vorgenommene Strafe nachlassen werde; wollen demnach, daß wir eine ganze Reformation stellen, wie alle Dinge in kirchlichen und politischen Sachen gehalten sollen werden, denn sie gedenken sich dermaßen in Gottes Willen zu richten, daß sie auch andern Obrigkeiten ein gut, besserlich, christlich Exempel seien." Ambrosius erbat sich Bullingers Rath und Hilfe. Dieser war über das Ansinnen des Konstanzer Raths hoch erfreut, denn, schrieb er, „das erst heiße sich zum Herrn bekehren und sein Joch auf sich nehmen, das erst heiße ich aus dem Babylon endloser Verwirrung zurückkehren zu dem Jerusalem seligen Friedens und himmlischer Ordnung. Könnte ich doch, so gut ich wollte, hierin euren frommen Bestrebungen zu Hilfe kommen. Dazu bedarf es des Geistes eines Moses, David, Ezechiel, Paulus und gleicher Männer; aber Gott wird ihn euch auch nicht versagen, nachdem er euch diese Arbeit auferlegt hat." Bullinger theilte nun seine Vorschläge ausführlich mit, ebenso Bucer. Doch vergeblich: im Sommer 1544 erklärte der Rath die Undurchführbarkeit dieser Plane. Die politischen Ereignisse brachen jetzt so überwältigend über Konstanz herein, daß es zu spät war, an eine Reformation im Großen und Ganzen zu denken. Ambrosius dachte mit Andern an einen Anschluß seiner Vaterstadt an die Schweiz und verhan-

belte darüber mit Bullinger. Wirklich verwendete sich auch Zürich im August 1545 bei den Eidgenossen für Konstanz, welches, wenn österreichisch geworden, ein bedenklicher Nachbar für sie werden könne; aber die katholischen Kantone wollten Konstanz nicht helfen. Vergeblich waren auch die Bemühungen von Thomas Blaurer auf dem evangelischen Convent in Frankfurt im December 1545. Als der Kaiser zu Anfang 1546 gegen die Evangelischen in den Niederlanden wüthete und die Reformation von Köln bedrohte, schrieb Ambrosius am 15. März an Bullinger: „Dabei man wohl siehet, was der Kaiser im Sinn hat und daß er das Unglück mit Köln wird ansehen; das ist am gelegensten, da hat er sein Land zum Rücken und an der Hand. Also ist zu besorgen, wir werden einen gar blutigen Sommer haben." Diese Prophezeihung sah Blaurer bestätigt durch Zeichen am Himmel: ein Komet, Stern, einer immer größer als der andere, blutfarbig, 16 Kriegsknechte, theils mit weißem Schweizerkreuz, theils mit burgundischem Landsknechtkreuz in den Lüften, vor dem Luzerner Rath eidlich erhärtet! Bald darauf brach der Schmalkaldische Krieg aus. Ambrosius ermunterte seine Vaterstadt zu Gottvertrauen, zu ernstem Beten und strenger Zucht, denn es sei jetzt nicht Tanzwetter. Unter den großen Rüstungen zur Gegenwehr ging seine Hoffnung anfänglich hoch; er schrieb am 3. Juli 1546 an Bullinger: „In Summa, wir werden Leute genug haben. Es soll, hoff ich, den Pfaffen der Brei recht gesalzen werden, und der Hagel, den sie lang gesotten haben, sie selber treffen. Wolle Gott der bübischen Mörderei bald ein Ende machen." „Selbst in Italien sind bedeutende Leute unsere Kundschafter, die dem Papst gern ein Feuer in Italien anzündeten; denn es ist ihm Niemand hold, dem Teufelskopf." Bei den ersten Erfolgen an der Ehrenberger Clause, welche vom 9. bis 10. Juli durch Schertlin und Mancell erstürmt wurde, schrieb er am 15. Juli: „Der Krieg hat mit Gott einen guten Anfang. Gott wolle, daß er ohne Blut zergang, und des Herrn Schrecken die Feinde verjage. Die Unsern schreiben von Ulm, unsäglich Volk lauf von allenthalben zu; daher zu sorgen, wir werden mehr Leute, denn gut sei, und minder Vertrauen haben." Beim Blick auf den ewigen Zank und Zwist zwischen dem Kurfürsten, dem Landgrafen und Schertlin ging ihm freilich Alles viel, viel zu langsam; es that ihm im Herzen wehe, solch unmäßige Kosten tragen und doch nichts ausrichten. Doch schwang er immer wieder die Fahne des Vertrauens. „Es schickt sich, schrieb er am 10. September an Bullinger, nach menschlichem Ansehen liederlich auf unserer Seite; aber ich glaub, Gott wölls also haben, damit wir den Sieg ihm zu danken haben." Zwei Tage darauf: „Ich bin wohl und hoch getröstet, Gott sei auf unserer Seite, werde uns aber dennoch übel drob leiden, aber nicht zu Schanden werden lassen. Es muß erarmet sein. Der gottlos schändlich Mörder und Gottesböswicht zu Rom kann, hoff' ich, kein Glück haben und wird Andere mit sich unglückhaftig machen. Gott stürz und erwürg ihn bald." Am 10.

September: „Wir sind wahrlich verrathen und verkauft. O des Dings geht viel vor; man warnt, schreit, schreibt genug hin und wieder, aber wahrlich, wahrlich, wenn ich nicht das Spiel auf die wunderbarlich Hand Gottes setzte und das Vertrauen allein auf ihn richtete, müßte ich und noch mancher Biedermann allen menschlichen Handlungen nach, so geübt werden, ganz und gar daran zweifeln. Ihr könnet nicht glauben, wie liederlich es zugeht, und ist doch gemeinlich Jedermann wohl getröstet auf Gott, der wird sich doch gewißlich erbarmen und uns vor diesem Feinde nicht lassen zu Schanden werden. Die Liederlichkeit wird sich selbst strafen; denn wir an dem Verlust des größten Guts selbst schuldig sind, und soll man Narren mit Kolben lausen."

Anders mußte freilich Blaurer die Sache ansehen, als am 24. November der Kurfürst und der Landgraf ihr Heer von dem oberländischen trennten, und damit das Schicksal des Kriegs entschieden ward. Blaurer jammert jetzt über die erschrockenliche Schwachheit des Landgrafen, der ganz verzaglich Frieden suche. „Ach Gott, wie wahr ist: setz dein Vertrauen nicht auf Fürsten; es ist nichts mit dem Menschenkind, das Herz wanket so gar wie Wasser." Am 8. December 1546 schreibt er an Bullinger: „Ach mein lieber Herr und Bruder, wie stehen die Sachen so gar gefärlich. Es sitzen warlich wir und viel Städt in einem großen Fahr und ist die Fahrlichkeit groß. Gott hat uns ja wohl sehen lassen, daß man zu viel Vertrauen in Fürsten und große Macht gesetzt; darum man auch nichts ausgerichtet, sondern sich in noch größere Fährlichkeit gesteckt hat. Wiewohl ich mich jetzt in diesem Fall viel mehr Guts zu der getreuen Hilf und gewaltigen Hand Gottes versehen kann, denn es faht an den Leuten das Wammes ganz eng zu werden und wird mehr Ernst gespürt dann bis anher. Wann man dann spürt, wie Alles mit kaiserlicher Hilfe verloren sei, wird man sich der lieben Gottes Hilf desto mehr getrösten und ihn mit Ernst und Besserung des Lebens anrufen." Wenige Tage nachher: „Bin mir selber wohl getröst und ongezweifelt, der Herr werde uns doch endlich nicht lassen und nach Erduldung seiner Züchtigung wiederum lassen sein gnadenreich Angesicht leuchten zu allem Guten. Es sind vor langem und wohl beschuldete Sachen. Der rechte Ernst zur Besserung will ohne schweres Kreuz und Anfechtung nicht in uns." Aber eine schlimmere Nachricht folgte immer der anderen. Die Städte und Stände in Schwaben, im Elsaß und am Rhein, von Ulm und Straßburg an bis nach Frankfurt, suchten die Gnade des Kaisers; Ulm beugte sich sogar trotz seiner Festungswerke, noch ehe es belagert war. Als Ambrosius vollends den Württembergischen Vertrag las, schrieb er am 22. Januar 1547, er hätte wohl darob mögen Blut schwitzen und gar zu Wasser werden, daß wir so verzweifelt und verzagt handeln. Er war entschieden gegen eine Ergebung an den Kaiser, der keiner einzigen Stadt die Religion schriftlich garantirte; denn, sagte er, alle Fährlichkeit wolle er gern helfen bestehen um der Wahrheit und Ge-

rechtigkeit willen, aber Fried und Ruhe mit der Ungerechtigkeit wisse er nicht zu tragen; der Welt Frieden wider Gott möge und wolle er nicht. Am 24. Januar schreibt er: „Ich bin meines Theils, dem Herrn sei Lob und Preis in Ewigkeit, wohl getröstet. Er hat mich nunmehr lang genug mit großer Kommlichkeit und viel seiner Gutthaten leben lassen, mich oft meinen Feinden aus dem Rachen gezogen; wann, wie und wo er will, gescheh sein gnädiger allerbester Wille an mir. Ich weiß doch, daß ich dies angefochtene elende Leben an ewige Ruh und himmlische Sicherheit vertauschen werde und von allem Uebel seliglich erlösen. Aber gemeine Sach und daß es Alles elendiglich zugeht, beide auf der Feinde und unserer Seite, sie alles Frevel, die Unsern alls verzagt sind, das thut mir billig weh." Am 26. Januar: „Wir warten noch also, wie weiter mit uns gehandelt oder was fürgenommen werde. Unsere Pfaffen und ihr Anhang treiben groß Pochen und Stolz. Ich hoff, der lieb treu Gott laß uns doch nicht in diese Schande gerathen, daß wir diese Greuel wiederum einlassen müssen. Denn dies ein gewiß Anzeigen wäre jenes grimmen Zornes und gewissen eilenden Verderbens. Es wäre noch eine Handvoll tapferer frommer Leute bei uns, daneben viel schwacher, und die inconstantia vulgarium ingeniorum macht mich furchtsam. Hoff aber und trau dem barmherzigen Vater im Himmel, komm es zu Fall, er werde seinen Geist stark und kräftig in Allen machen, daß wir Alles dran binden. Ach wie könnt uns baß gehen und wie selige Leute wären wir, daß unser Blut unser Bekenntniß besiegelte! Wie oft denke ich an die Stadt (bei Eusebius 8, 10.), da sich Jedermann verbrennen ließ. O daß wir auch einen solchen Muth und Eifer hätten! Wohlan, ich verseh mich alles Guts zu Gott: wird die Noth groß, so wird seine Hilf und Beistand noch größer." Am 2. Februar: „Ach lieber Bruder, wie sehen wir die großen Werke und erschrecklichen grausamen Urtheile Gottes in dieser Sache! Wie hart ist er über unsere Undankbarkeit erzürnt! Er will uns warlich den rechten Ernst lernen fürwenden und uns sehen lassen, wie gar es vor ihm kein Scherz ist, sich wollen seines Worts rühmen und daneben sich demselbigen als gar ungleichförmig erzeigen. Betet, betet und flehet für uns mit Fleiß. Ihr möget wohl gedenken, was fromme verständige Leute und gottselige Herzen bei uns für ein eng Hemd anhaben, dieweil wir aller menschlichen Hilf halb als ganz bloß stehen und uns großer Dinge zu befaren haben, daß übel zu besorgen, der mehr Theil werde zu schwach sein und den nächsten Tod fliehen wollen, ob man gleich, wie gewißlich geschehen wird, einen grausameren leiden müssen. Wir wollen mit Gottes Gnad und so viel er Geist verleiht, schreien, vermahnen, warnen, stärken, trösten, so baß wir mögen. Hoff noch immer zu dem lieben Gott, er werde die Sache bei uns auf einen leidlichen Weg schicken und uns nicht lassen zu Schanden werden." Am 26. Mai: „Daß du uns zur Standhaftigkeit ermahnst, ist von dir wohlgethan. Wir werden bestehen, so lange man uns nicht

stehe ich seit vor vielen Jahren in des Königs Ferdinandi Blutbuch, hat seine Handschrift darum gesehen. Noch beschwerte es mich Alles nichts, wenn man aufrecht blieben wäre; aber dieweil man das Interim und die Pfaffen wiederum annehmen will, gedenk ich mich auch an mein Gewahrsam zu thun, dann ich in Solchem nicht sein will." Vier Tage darauf schreibt er von Grießenberg: „Bei dieser plötzlichen Umkehrung aller Dinge bei uns, da ich auch selbst meines Lebens nicht mehr sicher war, und sogar einige Bürger mich bedrohten, zog ich mich auf den Rath meiner besten Freunde und mit Wissen unseres Raths nach Grießenberg zurück, um bei meiner trefflichen Schwester vorerst abzuwarten, welchen weiteren Wink mir der Herr gibt. Auch meine Amtsbrüder billigten diesen Entschluß und die Frommen drangen mich dazu, obgleich ich nicht schied, als ob ich nicht mehr zurückkehrte, sondern nur als ob ich in Geschäften bei meiner Schwester einen Besuch abstatten wollte. Ich achte, daß ich morgen oder Mittwoch wiederum mich nach Konstanz thun werde, bis wiederum ein Strudel sich erzeigen wollte, wiewohl ich lieber, nach dem mich die Sachen ansehen, gar hier bleiben wollte, dieweil ich einmal nicht da sein will, so die Pfaffen hineinziehen und das Interim muß gepracticirt werden. Meine Kinder, wills Gott, sollen in dieser Sodomo nicht auferzogen werden. Gott behüt alle Frommen. Ich bin wahrlich in ganz großer Fahr zu Konstanz, denn ich hab auch von den Meinen großen Aufsatz in der Stadt, da ich michs nie versehen hätte, deren Etliche mir den Tod drohen; darum bittet mit Ernst und Treu für mich, daß ich nach Gottes Willen bleibe und weiche wie sichs gebührt. Ach daß er noch hätte bei Tag mit Gnaden in diese Sach gesehen, daß wir der Pfaffen und des Interims absein möchten, wie selige Leute wären wir! Wohlan, ihm sind alle Dinge möglich, dem seid zeitlich und ewig sammt den euren all befohlen!" Damals wurde Ambrosius an der Rückkehr in die Stadt, die er nicht mehr betreten sollte, durch ein heftiges Erkranken, das ihn mehrere Tage ins Bett sprach, verhindert. Um so besorgter war er für seinen Bruder, den er gleichfalls dringend zum Rückzug mahnte. Er weiß nicht Worte genug für seinen Schmerz zu finden: „O drei und viermal unglückliches unbeständiges Konstanz, das du bis zum Himmel erhöhet warst und jetzt in die Hölle hinabgestürzt bist. O Vater im Himmel, willst du ewiglich Zorn halten? Gedenkst du nicht mehr deiner Barmherzigkeit, oder ist deine Erbarmung von deinem Zorne gehalten? Sollen ewig unsere, ja deine Feinde sagen: wo ist ihr Gott? Gib uns nicht zum Spott den Feinden. Gieße deinen Zorn auf die Völker, welche dich nicht kennen, auf die Königreiche, die dich nicht anrufen. Wir haben gesündigt mit unsern Vätern; aber gedenke nicht unserer vergangenen Missethat. Hilf, Herr des Heils, um Christi willen, daß er wahrhaft unser Heiland sei, gekommen, des Teufels Werke zu zerstören!"

Mehr und mehr schwand auch der letzte Hoffnungsschimmer. Auf die durch Zürichs Vermittlung erfolgte Fürsprache der Eidgenossen bei Karl V.

atte dieser sie gebeten, sich dieser Mühe zu entladen und die von Konstanz ls des Reichs erklärte Aechter, die um ihrer beharrlichen Rebellion willen alle Straf wohl verdient hätten, zu halten. Der österreichische Befehlshaber zu Bregenz, Nicolaus Freiherr von Pollweiler erhielt Befehl, die Reichsacht zu vollziehen. Am 13. October wurde der letzte evangelische Gottesdienst in tiefer Trauer in der Stadt gefeiert; darauf wanderten abermals viele Einwohner aus, darunter die Prediger, welche in der protestantischen Schweiz Aufnahme und Anstellung fanden. Am 14. Oktober rückten 2000 Oesterreicher ein; ein von Bregenz mitgebrachter Priester eröffnete am folgenden Morgen in der Stephanskirche den zwanzig Jahre lang ausgesetzten katholischen Gottesdienst wieder. Unmittelbar nach demselben erfolgte die Huldigung. Der Eid wurde der Bürgerschaft vorgelesen; „der gefiel Etlichen so wohl, daß ihnen die Thränen über die Backen abliefen; hätten gewollt, der Wein wäre wieder im Faß, aber es war schon verküchlet, denn sie waren in den Kliberen und mußten hie unten tanzen, was sie auf der Brüggen pfiffen.“ Tief ergriffen schrieb Bullinger an Ambrosius: „So ist denn also das unglückliche Konstanz von der Wahrheit zur Lüge, von Christus zum Antichrist zurückgekehrt zur tiefsten Schmach der sonst so preiswürdigen Stadt. Ich weiß gar wohl, lieber Bruder, wie tief dieses schmerzt, da dein Herz so voll Liebe ist zum Herrn und zum Vaterland. Gefallen und verwelkt ist dein Ehrenkranz, doch bei den wahrhaft Frommen nicht, und gewiß ist ihre Zahl durch ganz Schwaben hin noch größer, als wir meinen. Einst glaubte ja Elias auch, er sei allein noch übrig als Verehrer des wahren Gottes, und doch vernahm er von dem Herrn: Ich habe mir noch Siebentausend übrig gelassen, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor Baal. Warum sollten wir nicht heute auch dasselbe hoffen? Ist auch in unserer verdorbenen Zeit ihre Zahl vielleicht kleiner, so steht doch fest, daß unsere Arbeit im Herrn keine vergebliche ist. Mögen Unzählige abtrünnig werden, so bleibt doch jenes johanneische Wort wahr: Sie sind von uns ausgegangen, aber sie sind nicht aus uns, sonst wären sie bei uns geblieben.“

Fünftes Kapitel.

Der Lebensabend. 1548—1564.

1. Der Flüchtling.

Mit trübem Blick, doch ohne Anfangs alle Hoffnung aufzugeben, sah Ambrosius der Verbannte nach der alten Heimath, nach dem theuren Acker Gottes, den er oft mit Seufzen bestellt hatte, und über welchen sich nun eine wahre Sündfluth ergossen hatte. Noch am 20. October hatte er an Bullinger geschrieben: „Höre doch nicht auf, zu dem zu beten, der die Todten auferweckt und ruft dem, das nichts ist, daß er den Ruhm seines Namens gegen jene mehr als gottlosen Feinde rette. Zuweilen wenigstens hoffe ich, daß es Großes ist, was Gott mit seiner kleinen Heerde noch vollbringen wird.“ Aber wie traurig ist das Bild, das er schon am folgenden Tag seinem Freunde von den Zuständen der Heimath entwirft: „Es steht zu Konstanz immer je länger je ärger mit aller Leichtfertigkeit im Fressen, Saufen, Spielen, Gottlästern, Hurerei, Tanz, in welche Laster und Leichtfertigkeit ein großer Theil der Bürger auch gerathen und kommt täglich Alles zu nichts anders, denn man Alles erstatten wollte, was bis anher durch gute Zuchtordnung versäumt worden. Dem lieben Gott im höchsten Himmel sei es geklagt. Viel Domherrn und Pfaffen sind in der Stadt gewesen, ihre Häuser und Höfe zu besichtigen. Ich weiß von vornehmen Anderen inne, daß sie alle übel zufrieden, daß die Stadt königisch. Etliche Andere innen sagen, da die von Konstanz den Pfaffen weiter nicht haben wissen zu leid zu thun, seien sie königisch geworden, haben ihnen selbst und den Pfaffen einen Schlag über den Rücken gemacht, der sie zu beiden Theilen nicht freuen werde.“ Ambrosius ertrug allen Verlust leicht; hatte er doch seine Bibliothek und den kostbaren Schatz der Freundesbriefe noch zu rechter Zeit aus Konstanz herausgezogen; auch hatte er Freunde von bewährter Treue. Nicht nur rühmt er, daß sich seine Schwester ganz willig gegen ihm, auch seiner Frau und seinen Kindern mit der That erzeige, sich auch ganz freundlich und schwesterlich entbiete, also zu unterschlöffen allweg und als lang, bis der liebe Gott ihn zu einem Andern haben wolle, sondern auch der treue Freund Bullinger stellte den Brüdern Blaurer sofort

sein Haus, Vermögen und ganzen Einfluß in der herzlichsten Weise zu Verfügung, und setzte hinzu: „Möchte ich euch doch in der Verbannung trösten, euch in irgend etwas behilflich sein können. Ich wünschte von dir zu hören, was du vorhast. Du hast deine Gaben vom Herrn empfangen und wirst sie den Kirchen des gemeinschaftlichen Herrn nicht vorenthalten. Wie wäre es, wenn ich mich mit einigen frommen Männern der Berner Kirche bespräche? Bis jetzt habe ich mit Ausnahme Hallers Niemanden davon geredet.“ Ambrosius antwortete am 27. Oct. ausweichend: „Ich würde Alles leichter tragen, was geschah, obschon das Schwerste geschah, wenn nur nicht bereits in der ganzen Stadt die Gottlosigkeit zu herrschen anfinge, und die, welche kurz zuvor als keusche Jungfrau Christo verlobt war, zur öffentlichen Hure herabgesunken wäre. Ach, wie groß, wie furchtbar groß ist der Sturz jenes Hauses, das nicht recht auf dem Felsen erbaut war. Ach, wie wich von der Tochter Zion all ihr Schmuck, um, wie ich sehr fürchte, niemals wiederzukehren. Wenn du uns deinen Rath, deine Hilfe und alle Dienste eines christlichen Bruders und treuen Freundes anbietest, so zweifeln wir nicht, daß dieses aus treuem Herzen kommt, und zählen dieses dein besonderes Wohlwollen gegen uns billig zu unserem reichsten Besitz. Da du nun zu wissen begehrst, was ich vorhabe, so versichere ich dich als mein anderes Ich, daß ich bis zur Stunde noch gar keinen Plan habe, sondern dem Herrn, dessen ich bin, Alles anheimstelle und in Ergebung erwarte, wie er über mich verfügen wird. Doch möchte ich, wenn es nach meinem Wunsche geht, den Winter hier zubringen. Die Gaben, welche du mit mehr Freundschaft als Wahrheit mir zuschreibst, sind keineswegs so groß, als du glauben möchtest. Ich selbst, der ich mich genauer kenne, weiß nur zu gut, über wie wenig ich zu verfügen habe, zumal jetzt, wo ich 56 Jahre hinter mir habe und meine Kraft schwereren Arbeiten nicht mehr gewachsen ist. Kann ich mit meinem Dienst am Wort noch Nutzen schaffen, so würde ich es vorziehen, einer kleinen unbedeutenden Gemeinde als einer großen und ansehnlichen meine Dienste zu widmen.“ Wirklich wurde Blaurer am 10. November als Kirchenvorstand nach Bern berufen. Aber Blaurer, erst unschlüssig, lehnte am Ende ab und hielt seine Mängel entgegen: „1. daß ich weder solche Kunst noch Verstand und andere Geschicklichkeit bei mir weiß, die dann zu dieser treffenlichen ganz weitläufigen Verwaltung dieses Amts, wo es der Gebühr nach versehen soll werden, von hohen Nöthen sind, und ist bei mir warlich nicht zu finden, das die Frommen von Bern vielleicht aus Einbildung des Halleri oder Anderer bei mir suchen. Das schreibe ich nicht, wie oft geschieht, aus Demüthigkeit, daß ich ringer von mir selbst halte, denn ich im Grund begabt sei: denn ich weiß wohl, daß Jeder sein vom Herrn empfangen Pfund erkennen soll, ja auch muß, dann wie wollt er sonst damit wuchern und viel gewinnen? sondern daß ich mich in der Wahrheit selbst dermaßen erkenne und zu solchem vortrefflichen Dienst billig viel zu gering in Ansehen meiner Kleinfüge schätzen

und achten soll; 2. bin ich zu dem, daß ich die Sprach nicht hab, und aber dieses Volk sonderlich viel darauf hat, daß ein Prediger landlich rede, gar nicht wohl bestellt in eine große Kommun; 3. habe ich jetzt ein solch Alter erlebt, daß ich von Tag zu Tag an Gedächtniß und an Freudigkeit und anderen Kräften Leibs und Gemüths je mehr und mehr Abnahme zu gewarten und gar keine Zunahme oder Besserung zu hoffen habe. Müßte deßhalb hinter solcher großer Arbeit und vielfältiger Müh, Sorg und Unruh gar bald erliegen." Als Bullinger und die Berner trotz dieser Gegengründe auf ihrer Bitte bestanden, gab Ambrosius an den Ersteren am Neujahrstag 1549 den Hauptgrund seiner Weigerung zu erkennen: „Sonderlich habt ihr mich erst mit dem noch viel härter abgeschreckt, so ihr mir schreibet, daß ich auch die Disputation (1528) nicht allein unterschreiben, sondern auch schwören müsse, das mich doch gar fremd und ungereimt bedünkt. Denn es doch ein gar fahrlich, sorglich und unformlich Ding ist, zu einem solchen Ding mit dem Eid sich verpflichten, es wäre denn, daß man wollte Einen verpflichten, daß er schwören sollte, dem Gotteswort und Bibel gemäß zu lehren, wiewohl meines Bedenkens Solches auch nicht von Nöthen, dieweil doch die Obrigkeit ohn das Gewalt hat, jeden Prediger zu beurlauben, wenn er den Sachen oder dem Gotteswort nicht gemäß prediget. Ich kann und weiß solchen Eid nicht zu thun, wann ich gleich aller Dinge wohl zufrieden und mir Alles (das doch nicht ist) bekannt wäre, geschweige, dieweil ich in Etlichem noch nicht als gar vergewißt bin." Das war das Hauptbedenken, aus welchem Blaurer den ehrenvollen Ruf zur Vorstandschaft der Berner Kirche ablehnte, weil er, im Gegensatz zu dem in Bern nach dem Bucerismus wieder herrschend gewordenen Zwinglianismus, den specifischen Werth des Nachtmahls, durch das wir „in die Gemeinsame Christi und seiner Güter kommen", entschieden vertheidigte und die Beeidigung auf die Berner Disputationsartikel, die in Bern gefordert und nachher selbst dem charakterfesten Musculus abgewonnen wurde, als gegen sein Gewissen gehend bezeichnete.

Noch immer hatte Ambrosius nicht alle Hoffnung auf eine bessere Wendung in Konstanz ganz aufgegeben. Allein die Zuchtlosigkeit erreichte dort einen solchen Grad, daß selbst die Commissarien, welche die Zuchtordnung umgestoßen, ein Mißfallen ob solchem ärgerlichen Wesen hatten und um Sendung eines Predigers baten, der die alte wahre christliche Kirche wieder einpflanze. Man sandte einen Doctor Veltlin, der öffentlich sagte, es werde zu Konstanz nicht recht thun, man werde denn Menschenköpfe so wohlfeil haben als Kalbsköpfe, deren einer zwei oder drei Kreuzer gelte. Blaurer schreibt über diesen seltsamen Pfaffen an Bullinger am 5. Mai 1549: „Jetzt kommen mir Briefe, darin mir Wunder angezeigt werden von dem Doctor Veltlin, wie grausam er mich schmähe und lästere in den Predigten und in den Häusern. Muß trachten, wie ich mich nach Nothdurft dennoch purgire bei den Frommen. Er sagt, ich habe nie Keinem

weder in Württemberg noch sonst wollen Red und Antwort geben, sei allweg geflohen. Er habe mich auf dem Reichstag zu Hagenau gesucht, da habe man mich verstoßen und gesagt, ich sei hinweg. Er wisse, wie ich mich zu Tübingen gehalten habe; mein Weib habe ich sitzen lassen zu Konstanz und ich viel Buberei getrieben mit hübschen Mädlein in Württemberg. Deß wolle er mich überziehen. Man solle mich fragen, was ich im Wirthshaus zum Wolf in Tübingen mit einem Mädlein im obern Stüblein gehandelt habe. Wie ich das Sacrament geschändet habe, also wolle er mich auch schänden, daß die von Konstanz sagen müßten: sie sollten mich mit glühenden Zangen zerrissen haben." Als der Lügenpfaff am 23. April 1551 gestorben war, theilte es Ambrosius Bullingern mit den Worten mit: „Hab ich auch einen Feind weniger auf Erden denn vor. Gott woll, daß er eine gute Fahrt hab thun; ich möchte es ihm nun gar wohl gönnen."

Doch der Aufenthalt im Thurgau ward Blaurern je länger je mehr gefährlich. König Ferdinand hatte im Sommer 1549 geradezu die Ausweisung aus dem Thurgau verlangt, und so nahm Ambrosius, der Niemandem Verlegenheit bereiten wollte, im gleichen Sommer das Anerbieten des Pfarrers Kaufmann an, sein Haus in Winterthur zu beziehen. Am 28. October 1549 hielt er seinen Umzug mit Frau und Kindern „bei höchst unfreundlichem Wetter, was aber das Volk für ein gutes Zeichen hält, wenn man bei einem Umzug vom Himmel nicht begünstiget werde." Der erste Winter, den Ambrosius von 1549 auf 50 mit seiner Familie in Winterthur zubrachte, ging glücklich vorüber. Er schrieb an seine Nichte zu Kempten: „Wir sind sonst hier fest und gesund und hoffen, es sei auch so zu Kempten. Zwar hat der Winter manche Beschwerden mit sich gebracht, aber das soll uns nicht zu viel bekümmern, denn es in dieser trübseligen Zeit viel viel frommeren und besseren Leuten denn wir sind noch viel kümmerlicher geht. Wir haben noch dem lieben Vater großen treffelichen Dank zu sagen, daß wir noch Most und Brod, Dach und Gemach um und um haben und zu der Nothdurft, so wissen wir, daß unser bleiblich Weilen nicht hier, sondern unser recht Vaterland dort im Himmel und ewig ist." Mit den Winterthurer Predigern trat Ambrosius in die innigsten Beziehungen, predigte für sie je und je, nahm sich der Armen und Nothleidenden nach Kräften an und erwarb sich allgemeine Liebe und Achtung. Freilich ward dadurch die Eifersucht des alten Pfarrers Matthias Hirschgarter erweckt, und als der Flüchtling sich herausnahm, für die Winterthurer Pfarrer „Artikel über die Kirche" zu schreiben, sie an ihr Kirchenamt und dessen Pflichten zu mahnen, beschwerte sich Hirschgarter darob bei Bullinger. Auch sonst war Blaurer vielfach in Anspruch genommen, indem er das Thurgau mit Predigern versah und im vielseitigsten Briefwechsel mit seinen einstigen Gemeinden und der ganzen Kirche verbunden blieb, so daß Bibliander am 9. Januar 1551 an ihn schreiben konnte:

Obwohl ohne Kirche sorgst du für alle Kirchen. Zwischen Kempten, wo der Bruder Thomas mit seiner Familie lebte, und Winterthur war fleißige Verbindung, Brief- und Geschenkeaustausch. Oefter rühmte es Ambrosius, daß ihm Gott die Verbannung freundlich gemacht habe. Freilich brachte dem zärtlich liebenden Vater auch das Jahr 1551 eine schwere Glaubensprobe. Ambrosius, welcher sein erstes ihm am 31. Januar 1535 geborenes Kind Axta und sein letztgeborenes Hans Thomas (geb. 20. August 1542) frühe wieder verloren hatte, erfreute sich noch des Besitzes eines Sohnes und einer Tochter. Diese, Katharina, ward ihm nach den noch erhaltenen Konstanzer Taufbüchern am 29. Juli 1537, sein Sohn Gervicus am 15. December 1538 geboren. Die hoffnungsvolle Tochter sollten die Eltern im Schmuck der ersten Jugendzeit verlieren: am 23. Januar 1551 ward sie zu Grabe getragen. Ambrosius schrieb an Bullinger: „Die Mutter und ich, obschon wir das Fleisch nicht ausgezogen haben, dem es bitter wehe thut, halten gleichwohl in schuldiger Ehrfurcht dem Willen des Herrn und grundgütigen Vaters stille und danken ihm, daß unser Kind bis zum letzten Athemzug so seliglich in dem Bekenntniß seines Namens ausharrte und aus allen Gefahren erlöst ist.“ Am Schluß des Briefes setzte er hinzu: „Ich hoffe, wolle mich bald aus dem Staub machen und allen Feinden sammt allem anderen Uebel seliglich entrinnen.“ Todesgedanken beschäftigten ihn oft, wie er auch am 9. Februar 1551 seinen Bullinger bat, er möge seiner Frau, wenn sie zur Wittwe werde, mit Trost zur Seite stehen und sie mit der Hoffnung baldiger ewiger Seligkeit aufrichten. Wirklich wurde er von seinem alten schlimmen Gast, dem Wechselfieber, aufs Neue heimgesucht und an den Rand des Grabes gebracht; doch erholte sich seine bei aller Schwächlichkeit zähe Natur wieder, und es erwachte aufs Neue in ihm der Wunsch nach einem „kleinfügigen Kirchle“, das er in ordentlichem Beruf zu versehen hätte.

2. Der Pfarrer in Biel.

In Biel war seit 1550 der frühere Konstanzer Prediger Jakob Fünkle angestellt, nachdem er nach der Konstanzer Katastrophe kurze Zeit zu Tegermylen im Thurgau das Predigtamt versehen hatte. Fünkle war ein treu ergebener Schüler und Freund unseres Ambrosius und konnte sich keinen lieberen Amtsbruder als ihn wünschen, dessen Amtsgenosse er in Konstanz seit 1542 gewesen war. Durch seine Vermittlung bat die Kirche zu Biel Blaurern wiederholt, daß er zu ihnen komme, und dieser trat im August 1551 von der deutschen Kirche hinweg in den Dienst der Schweizer Kirchen. Schon im Herbst 1550, dann wieder im Februar oder März 1551 war Blaurer in dem kleinen Jura-Städtchen Basler Bisthums gewesen, um dort Streitigkeiten zwischen dem Pfarrer Michael Schlatter und seinem „Herzkind“ Fünkle zu schlichten. Nachdem Schlatter weggezogen war, wurde Blaurer ersucht, dessen Stelle einzunehmen, und reiste am 29. August

über Zürich dahin ab, wo er am 31. August glücklich ankam. Am 29. October schrieb er an Bullinger: „Ich befinde mich hier mit den Meinigen wohl, so daß, wenn es einmal dem Herrn gut dünkte, mich von meinen besten Freunden loszureißen, ich nirgends lieber sein möchte als hier. Denn, wie billig, strecke ich mich nach der Decke und weiß es dem Erzhirten Christus zu Dank, daß er mir, seinem Veteranen, eine solche Last auflegen wollte, welche ich mit der Unterstützung seiner Hand auf meinen schwachen Schultern tragen zu können glaube."

Daß Blaurer den Dienst an einer kleineren Gemeinde angenommen habe, erregte große Verwunderung, denn bereits hatte man die Hoffnung aufgegeben, daß er sich überhaupt noch zur Uebernahme eines Kirchenamts vermögen lasse. Rasch auf einander folgten darum auch jetzt Berufungen zu größeren Wirkungskreisen, erst von Winterthur, was er schon mit Rücksicht auf die Eifersucht des alten Pfarrherrn und auf die Warnungen Bullingers ausschlug; dann nach Augsburg und Memmingen, Neuenburg und Straßburg, in welch letzterer Stadt er Hedios Stelle einnehmen sollte; dann im Jahre 1553 zu der durch Miconii Tod erledigten und nach Blaurers Weigerung mit Simon Sulzer besetzten Baseler Predigerstelle, endlich im Jahr 1557 zu einer theologischen Professur, welche Otto Heinrich, Kurfürst der Pfalz, ihm antrug und die dann dem Pierre Boquir übertragen wurde. Ambrosius hätte es für ein Unrecht gehalten, seine ihm so lieb gewordene Gemeinde zu Biel zu verlassen, während er sich andererseits nicht mehr die nöthige Elasticität und Frische des Geistes zutraute, um sich in ein neues Amt hineinzuarbeiten. Mit besonderem Dank erkannte er es an, in Biel an Fünkle, „dem Stab seines Alters," einen Amtsbruder zu haben, mit welchem er in Einträchtigkeit zusammenwirken konnte. Blaurer rühmte die Bieler Gemeinde, die Bequemlichkeit seiner Lage und bat Gott, sein kleinfügig Wässern auf des Herrn Pflanzung zu vielfältiger ihm angenehmer Frucht aller Gottseligkeit dienen zu lassen. Doch lag auch jetzt, namentlich wenn Fünkle abwesend war, eine große Arbeitslast auf ihm. Am 1. März 1558 schrieb er an Bullinger, er habe in seinem Alter jeden Tag in der Woche und am Sonntag zwei bis dreimal zu predigen. Eifrig thätig war er für Annahme der Zürich-Genf'schen Nachtmahlsvereinigung. Im Jahr 1552 führte er deutsche Psalmen ein. Ebenso setzte er nach dem Muster von Konstanz und in Uebereinstimmung mit Neuenburg und Genf, aber auch unter dem Tadel von Zürich und Bern, welche darin eine Versuchung zur Heuchelei fanden, eine Zuchtordnung durch. Daneben lief ein sehr ausgebreiteter Briefwechsel her. In einem Brief an seinen Bruder Thomas vom 18. Jan. 1557 beschwert er sich über die durch seine Correspondenz noch vermehrte Geschäftslast und erwähnt nicht weniger als achtzehn Briefe, die er noch am gleichen Tage zu schreiben habe. Am Fleißigsten tauschte er mit Bullinger Briefe; beide Freunde schrieben einander eigentliche Tagbücher, Zeitungsnachrichten in lateinischer, Herzensergüsse

in deutscher Sprache. So gut überhaupt von einem Ersatz in solchem Fall geredet werden kann, war ihm Zürich an die Stelle von Konstanz getreten; er pries die Stadt drei, vier und tausendmal glücklich, daß sie durch Lehre und Leben so vieler unvergleichlicher Gottesmänner erleuchtet sei; aber, setzte er warnend hinzu: möge der Herr dir gnädiger als Konstanz geben, daß du nicht zum Himmel erhoben in die Hölle gestoßen werdest, weil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt! In Bern hatte er an Musculus und Haller, in Basel an Sulzer und Borrhaus innige Freunde. Aber durch die Lage Biels und durch Uebereinstimmung der Ueberzeugung kam er auch mit der französischen reformirten Schweiz und ihren Häuptern in eine nicht minder innige Beziehung. Mit Calvin, Beza, Farel, Viret wechselte er die freundschaftlichsten Briefe. Große Freude und Erfrischung gewährten ihm während seines Aufenthalts in Biel wiederholte Besuche Calvins, mit welchem er seit 1551 in Briefwechsel getreten war. Im März 1552 scheint Calvin auf seiner Reise durch die deutschen Kantone, welche er um ihre Verwendung beim französischen Könige für dessen protestantische Unterthanen anging, zum ersten Mal Blaurern persönlich kennen gelernt zu haben. Im Jahr 1555 wiederholte Calvin seinen Besuch in Biel, endlich machte er auf der Heimreise von Frankfurt den Umweg über Biel, wo er am 6. October 1556 bei Blaurer abstieg. Calvin ward Blaurern der „unvergleichliche Theologe", in welchem er das Streben seiner eigenen Arbeiten realisirt fand. Blaurer ward ein eifriger Verfechter des Consensus und beklagte den reizbaren Magen so mancher Geister, welche Calvins Erklärungen des Consensus nicht zu vertragen vermögen. Auch Calvins Prädestinationslehre, von Thomas in Versen verherrlicht, fand den Beifall unseres Ambrosius, wie er auch in der Frage der Kirchenzucht die Antwort der Diener der Genfer Kirche an die Neuchateler unterschrieb.

Auch Ambrosius hatte von Biel aus mehrmals Reisen nach Zürich, Basel, Winterthur, Grießenberg und Gyrsperg gemacht. Bei seiner Reise nach Winterthur im Jahr 1553 besuchte er auch den Thurgau und predigte zu Rickenbach, wozu gegen zweihundert Personen aus Konstanz sich einfanden, um mit ihrem alten Hirten am Pfingstfeste das Abendmahl zu feiern. Seinen Rückweg nahm er über Basel, wo er neben andern Geschäften sich Saiten für seine Zither kaufte, mit welcher er sich das Heimweh nach der alten Konstanzer, die Sehnsucht nach der oberen Heimath linderte.

Schon im Jahr 1555 hatte Blaurer im Gefühl der Abnahme seiner Kräfte an einen Rückzug vom Amte gedacht. Namentlich fühlte er eine sich stets steigernde Schwäche des Gedächtnisses und der Augenkraft. Auch war er mit Biel nicht mehr ganz zufrieden; am 13. August 1558 schrieb er an Bullinger: „was die Obrigkeit und ihre Thätigkeit betrifft, so geht es täglich immer schlechter, in Biel und anderswo". Nachdem er einen

Nachfolger gefunden, mit dem sein Amt gut versehen wäre, entschloß er sich dasselbe abzugeben und siedelte am 2. September 1559 nach Winterthur über als „in den ersehnten Hafen seines Alters".

3. Der Feierabend.

In der ersten Zeit seines Aufenthalts in Winterthur finden wir Blaurern mit dem Ordnen seiner Bücher, zumeist seiner kostbaren Briefschätze emsig beschäftigt, über einer thatenreichen Vergangenheit und einer hoffnungsseligen Zukunft die Trauer über die Gegenwart vergessend. Er bat Bullingern, Gott zu bitten, daß er den Rest seiner Tage kurz sein lasse. Am Liebsten erging er sich in Erinnerungen an alte Tage, alte Freunde, unter denen Bucer wieder die erste Stelle einnahm. So schreibt er an seinen treuen Freund Hubertus in Straßburg am 9. Nov. 1560: „Einst war Sachsen, Hessen, waren die anderen Fürsten mild und liebreich gegen etliche Städte, welche die Augsburger Confession nicht so ganz annahmen. Selbst Luther, so ungünstig er den Unsern war, verheimlichte vielfach den Widerspruch, um die Kirche nicht in Verwirrung zu stürzen; Melanchthon ohnehin pflegte alle von Wittenberg nach Schwaben heimkehrende Jünglinge zu ermahnen, keine Wirren im Abendmahle zu machen. Die neueren Theologen aber suchen, selbst den weltlichen Arm anrufend, solch herrische Herrschaft, daß sie gleich mit Anathema sich auf Jeden stürzen, der nur ein wenig von ihnen abweicht. Wie süß ist dagegen die Erinnerung an das erste Pflanzen der neuen Kirche, an unsere Verhandlungen, an den Eifer der Obrigkeiten und der Fürsten! Da war größere Lauterkeit und Liebe der Prediger, Einmüthigkeit und Willigkeit des Volks. Um es in Ein Wort zu fassen, es war eine Fröhlichkeit und Munterkeit der ganzen Welt, die in unglaublicher Freude gleichsam der Frühlingssonne sich zustreckte. Das Alles ist jetzt mit Einem Schlag zergangen und ausgelöscht; wohin man sich wendet, ist Alles aufgelöst, zerfahren, kalt, häßlich, unglückselig."

Doch machte die Gegenwart noch immer ihre Ansprüche an den Mann, der selber wirken wollte, so lang es Tag für ihn war, und im December 1561 noch rühmen durfte, er sei so gesund wie vor zwanzig Jahren. Gegen Ende des Jahrs 1561 trug ihm die Winterthurer Gemeinde einstimmig den Wunsch vor, er möge eine erledigte Predigerstelle in der Stadt annehmen. Blaurer glaubte auch jetzt dieses Anerbieten nicht annehmen zu dürfen aus demselben Grunde wie früher, nemlich in Rücksicht auf den alten Hirschgarter, „weil er wisse, welch ein Schaden für die Gemeinden sei, wenn ihre Prediger nicht in Eintracht zusammenwirken." Blaurer erklärte, er wolle gern Jedem zugreifen, wo er könne, und ihrer aller Helfer und Helfershelfer sein, deß er sich gar nicht schäme, aber den Stand annehmen könne er nicht; wenn ein Anderer den Stand, Namen und Besoldung habe, wollte er ihm gern allweg, so oft die Predigt an ihn komme, eine Predigt, zwei oder drei abnehmen; aber des Standes wolle

er nicht, denn er wolle den guten alten Mann nicht dermaßen betrüben. Dagegen glaubte Ambrosius den Wünschen seiner Schwester und seiner Neffen nicht widerstehen zu dürfen, als diese im Verein mit den Gemeindegenossen in ihn drangen, er möge auf einige Zeit die im Thurgau gelegene, von Winterthur nicht weit entfernte Pfarrei Leutmerken versehen, bis Diethelm, der Sohn des Thomas, von seinen Reisen zurückkäme, denn diesem Neffen hatte Frau Barbara von Ulm, der das Patronatsrecht zukam, die Pfarrei zugedacht. Ambrosius entschloß sich zur Amtsverweserei, bis sein Neffe die Stelle anträte, ohne jedoch seinen Wohnsitz in Winterthur aufzugeben. Dieser Entschluß ward ihm durch die Hoffnung erleichtert, an seinem Sohn Gerwik, der am Schluß seiner Studienzeit stand, bald einen Gehilfen zu bekommen, den der erfahrene Vater ins geistliche Amt einführen könnte. So wurde nur wenig Hausrath nach Leutmerken genommen und im Herbst 1562 siedelte Blaurer ohne seine Frau, die in Winterthur blieb, dahin über.

Zuvor aber ward der alte Mann noch zu einer Reise ins schwäbische Oberland und die Pfalz veranlaßt. Traurig schreibt er über seine Rückreise an Bullinger (17. Septbr. 1562): „Ich sah zu Ulm, Biberach und in den anderen Städten, in welchen ich vor dreißig Jahren das Evangelium verkündigen durfte, nichts, was mich erfreuen konnte, dagegen Unzähliges, was meine Seele tief betrübte. So groß ist die Verschlimmerung aller Verhältnisse, so groß der Abfall von der reinen alten Frömmigkeit, sowohl von Seiten der Prediger, als der Obrigkeit und des Volks. Kaum konnte ich noch leise Spuren des früheren Zustands gewahr werden; so sehr ist alles durch den Sauerteig des Papstthums oder anderer fremden Lehren verderbt.“ Und am 1. October schreibt er abermals: „Du verwunderst dich, daß ich dir nach meiner Rückkehr aus dem Palatinat über den Stand dieser Kirchen nichts geschrieben habe. Aber ich habe auf dieser ganzen Reise nicht eine einzige Kirche besucht, keinen einzigen Geistlichen begrüßt, da ich trotz aller Nachfragen keinen meiner früheren Bekannten mehr auffinden konnte. Die Vorsteher der Schwäbischen Kirchen aber sind theils Meßpriester, theils stehen sie so steif und fest zu den nach ihrem Sinn verdrehten Worten der heiligen Augsburger Confession, daß sie selbst eine zufällige Begegnung eines Andersdenkenden für eine böse Vorbedeutung halten, so daß ich es vorzog, Niemanden zu grüßen. Auch aus dem Beamtenstand und dem Volk sah ich Keinen, der mich kannte, wie ich selbst Niemanden erkannte; ich schien mir gleichsam in eine neue Welt versetzt, so sehr hatte sich das Aussehen der Dinge und Personen gewandelt.“ Als unbekannter Geist ging Ambrosius über das Grab seiner Mannesarbeit dahin. Die Worte fehlen ihm, zu sagen, was hiebei in seiner Seele vorging.

Gebrochenen Herzens zog Ambrosius in Leutmerken auf; aber schon im folgenden Winter überfielen ihn Zeichen des herannahenden höheren

Alters. Geschwollene Füße zwangen ihn zu einem fast fünfmonatlichen Bleiben daselbst und machten ihm die ersehnte Uebersiedelung nach Winterthur lange unmöglich. Sein Sohn Gerwic predigte für ihn. Aber kaum zu Anfang Mai's in Winterthur angelangt, kehrt er am 4. Mai 1563 dahin zurück, um bis in den October hinein abermals dort zu bleiben, Ehefragen zu lösen und eine Zuchtordnung aufzurichten. Den Winter brachte er in Winterthur zu, kehrte aber im Sommer 1564 wieder nach Leutmerken mit seiner Familie, bis er Anfangs September sich ganz in den Ruhestand zurückzog. Auch auf diesem Pfarramt sollte er noch eine schmerzliche Erfahrung machen, die sein Biograph Mangolt also erzählt: „Weil Ambrosius zu Leutmerken großen Zugang hatte aus andern umliegenden Kirchen und dadurch anderer Kirchen Zugang abnahm, verdroß es die Prediger und Pfarrer derselbigen Kirchen und richteten selbst eine Practican, daß auf Lichtmeß des Jahrs 1564 ab dem Tag zu Baden eine Botschaft der Frauen von Grießenberg zugeschickt ward, nemlich ihr Schwager Gorius von Ulm, im Namen der sieben Orte ihr zu sagen, daß sie ihre Pfarre Leutmerken mit einem anderen Prediger versehen wolle, denn Ambrosius Blaurer ihr Bruder, der sie eine Zeit lang versehen hätte, sei ihnen nicht gelegen, denn er ein vertriebener Mann, kein Mannrecht von Konstanz, hab sie in all ihren Unfall gebracht. Und sei nicht nur ein schlechter Prediger wie Andere, habe allenthalben viel Unrath gesäet. Derhalben ihnen unleidlich sei, daß er in ihrer Obrigkeit predige. Und sie hätten wohl Ursache, anders mit ihm zu handeln. Aber dennoch aus Ursachen, und daß sie der Freundschaft verschonen, und daß er Gorius von Ulm sein Schwager ein Mann sei, der dem Lande wohl anstehe, haben sie es also bei diesem bleiben lassen. Als ihm nun Solches durch seine Schwester angezeigt ward, stand er hinfort mit dem Predigen still, und ward die Kirche durch andere Prediger versehen. Darnach warb er durch Mittelpersonen an die von Zürich, ob ihm doch das Land damit verboten wäre. Da wußten die, so auf dem Tag zu Baden Legaten gewesen waren, von dieser Botschaft kein Wort, waren auch dabei nicht gesessen, da man den Boten im Namen der sieben Orte hat abgesandt. Also ward es nachmals kundlich, daß solches Alles durch einen einigen Mann war gehandelt worden. Damit zog Ambrosius wieder gen Winterthur.

Noch ein halbes Jahr sollte Ambrosius vergönnt sein, in der Stille des großen Sabbaths zu warten, nach welchem seine lebenssatte, mit dem ewigen Leben versiegelte Seele sich sehnte. Zum Neujahrstag 1564 hatte er Bullingern und den Seinigen viel angenehmer glücklicher Jahre von dem gewünscht, der uns gesendet hat, das angenehme Jahr zu verkündigen; für sich erbat er sich ein gutes Sterben. Dem Greise zur Seite stand eine bis in den Tod unverändert geliebte Gattin, in deren treuer Liebe Ambrosius stets ein besonderes Gnadengeschenk Gottes erkannte. Zwar redet er in seinen Briefen verhältnißmäßig wenig von ihr, aber wo es geschieht, mit einer

Liebe und Anerkennung, die uns nicht daran zweifeln lassen, daß seine Ehe eine durchaus glückliche und friedliche war. Von den vier Kindern, mit welchen diese Ehe gesegnet war, überlebte den Vater nur der einzige Gerwic, geboren am 15. December 1538 zu Konstanz. Dieser, zuerst bei Fünkle in Tegerwylen und Biel, dann in Basel und Lausanne und schließlich in Straßburg im Hause des treuen väterlichen Freundes Hubert gebildet, war den Eltern stets ein Sorgenkind gewesen. In vielen Briefen ermahnte der Vater den Sohn zur Arbeit, Sparsamkeit und ernstem Lebenswandel. Wie ernst es der Vater mit seiner Erziehung nahm, mögen folgende Auszüge aus den Briefen an den Sohn andeuten. Am 18. Januar 1550: „Lieber Gerwic, wir alle wünschen und begehren dir von Gott ein gut glückhaft gnädig Jahr durch unsern liebsten neugeborenen Heiland Christum Jesum; der woll dich auch aller Dinge verneuern und dir ein gutes frommes gehorsames gottesfürchtiges Herz und Gemüth verleihen, damit du dich von Jugend auf unter sein süß Joch ergebest und all die Zeit, Jahr und Tag auf Erden wohl anlegest zu seinem ewigen Lob und Preis und als endelich selig werdest. Siehe, daß du immerdaren das Beste thuest, dich wohl und züchtig, gehorsam, gutwillig haltest und fleißig lernest, damit du Gott und den Menschen zu Gutem gefallen mögest. Gewöhne dich daran, daß du herzlich an Gott denkest und allewege dafür habest und glaubest, wie denn wahr ist, daß er dich an allen Enden und Orten sehe, damit du desto geschickter und ehrerbietiger vor seinem Angesicht wandlest und nichts thuest, darum du dir fürchten müßtest, so wirst du allweg ein fröhlich und glückhaft Leben haben auf Erden." Am 27. April 1551: „Wenn du uns, deinen Eltern fehlen solltest, so würden wir Gott ernstlich bitten, daß er dir deine jungen Tage kürze, ehe du im Bösen erstarkest." Des Vaters höchster Wunsch war, daß sein einziges Kind sich für den Dienst des Evangeliums bestimme, so wenig er Gerwic wider seine Neigung eben zu diesem Berufe zwingen wollte. Als der Sohn, welcher bisher mehr vielerlei als viel gelernt hatte, sich entschiedener im Jahr 1558 für die Theologie aussprach, war der Vater hoch erfreut: „dreimal, viermal glücklich bin ich, wenn ich sterbend weiß, daß du nicht bloß in mein Vermögen, sondern auch in meinen Beruf eintrittst, so daß ich unter zwiefachem Namen fortlebe, in dir auf Erden und selbst als Eintretender in den Himmel." Aber bald schrieb Gerwic wieder, daß ihm das Amt eines Predigers zu hoch für seine Kräfte dünke; er hörte zwischen hinein juristische Vorlesungen; im März 1562 wollte er plötzlich die Universität verlassen. Der Vater schrieb ihm ernst, daß er ihm dieses verbiete, da er dringend wünschen müsse, daß er sich vorher mehr im Predigen geübt habe: „Thu um aller Liebe willen das Best und leid dich. Ich wollt herzlich gern aus viel Ursachen, daß du etwas wohlgeübt herkommest und das Böse d. h. die größten Schwierigkeiten überwunden habest. Wohlan, thu unserem Vertrauen nach das Best und folg, das wirst du gegen Gott und uns genießen." Im Juni

1562 kehrte Gerwic endlich in das Elternhaus nach vollendeten Studien zurück, aber noch immer zweifelnd, ob das Predigtamt sein rechter Beruf sei. Conrad Hubert suchte den Vater mit der Hoffnung zu beruhigen, daß sich mit der Zeit Alles machen werde. Gerwic predigte für den kranken Vater in Leutmerken, „mehr fleißig als glücklich," urtheilte der Vater. Es ging nicht. In gefaßter Ergebung schrieb dieser an Hubert am 22. Juni 1564: „Unser Gerwic ist schon im sechsten Monat bei unserem trefflichen Vetter Schär in Oberhausen (als Hofmeister), da er hier nichts zu thun hatte. In der That konnte er troß seines guten Willens die Schwierigkeiten des Predigens und überhaupt des geistlichen Amts, zu dem er bestimmt war, nicht überwinden. Als ich dieses gewahr wurde, wollte ich nicht eifriger in ihn dringen, daß er vergebliche Anstrengungen mache, denn ich erkannte, daß er zu einem andern Beruf bestimmt sei, zumeist weil er überhaupt für keine Studien Sinn hatte, indem es ihm nicht sowohl an Gaben als an Beharrlichkeit schon von Kindheit an fehlte, wie er denn niemals mehr als das streng Aufgegebene leistete und erst wenige Tage vor seiner Abreise von hier mir und seiner Mutter eingestand: Er wisse wohl, wie Einem um das Herz wäre, der nicht gern läse und studirte, nemlich daß einem Solchen Stunden und Weil zu lang wären." Auch nach des Vaters Tod ermannte sich Gerwic nicht: er lebte nachher müßig in der Stadt und in unglücklicher Ehe; 1579 kaufte er in Gemeinschaft mit der Familie in Grießenberg zur Beschäftigung ein kleines Landgut in der Nähe des Thomasschen Gyrsperg, und die Mutter, von Alter und Krankheit gebeugt, erlebte noch den Schmerz, sich mit ihrem einzigen Sohn nicht vertragen zu können!

Um so freundlicher ließ sich unserem Ambrosius der Feierabend an durch die Nähe seines Bruders Thomas und dessen Familie, mit welcher Briefe und Besuche fortwährend gewechselt, Freud und Leid treulich getheilt wurden. Beide Brüder waren Ein Herz und Eine Seele, obwohl ihre natürlichen Anlagen und demgemäß ihr äußerer Lebensberuf sehr verschieden waren. Beide ergänzten sich, während sie in Konstanz, der Eine auf der Kanzel, der Andere auf dem Rathhaus die Reformation durchfochten. Die St. Galler Stadtbiliothek hat mehrere Papierstreifen aufbewahrt, auf welchen Thomas während einer Rathssitzung die Fürbitte seines Bruders Ambrosius zum glücklichen Ausgang einer wichtigen Abstimmung begehrte. War Ambrosius auf seinen Missionsreisen oder Thomas als Abgeordneter des Raths auf Reichs- oder Kirchentagen abwesend, so entspann sich nicht nur ein fleißiger Briefwechsel zwischen den Brüdern, sondern der Eine übernahm auch die Stelle des Hausvaters für den Andern. Die Ereignisse des Jahrs 1548 trennten zwar das Brüderpaar dem Raume nach, ohne daß es ihm wieder gelingen sollte, anders als auf kurze Besuche wieder zusammenzukommen; aber dennoch trug Einer des Andern Last redlich mit, ohne daß jemals auch nur ein Schatten der Verstimmung oder

Entfremdung zwischen beide Brüder getreten wäre. Rührend sprach sich hierüber Thomas an seinen Neffen Gerwic nach dem Tode seines Bruders aus (1. Januar 1565): „Kaum könnte ich den Heimgang deines Vaters und meines Bruders, der mir der Liebste und Theuerste auf Erden war, mit Gelassenheit ertragen, wüßte ich nicht, daß sein Glück und seine Seligkeit größer ist als unser Verlust und als der Schmerz, welcher sich bei der Erinnerung an unseren brieflichen Verkehr und an das übrige Zusammenleben, in welchem wir auch bei räumlicher Trennung standen, meiner bemächtigt. Denn beraubt bin ich des großen Glücks, das mir aus dem Zuspruch des Mannes ward, der sich wie Wenige darauf verstand, die bekümmerten Gemüther aufzurichten und zu trösten. Zu diesem Genuß gesellte sich die Ausdauer und Vertraulichkeit, mit welcher er gewohnt war, Alles mit mir zu theilen, was vom Ausland oder aus der Schweiz ihm durch seine Freunde mitgetheilt war. Meinem noch übrigen Lebensweg soll jedoch nicht fehlen ein Erbe des theuren Manns, welches ich mir durch Wiederholung der Ermunterungen, Lehren und Vorbilder aneigne, mit denen er mich so oft und so lang unterstützt und ergötzt hat, ohne jemals die Liebe zu verlassen, mit welcher er mich und die Meinigen beglückte und erheiterte. Nie werde ich vergessen, was ich dem Vater an seinem geliebten Sohn schuldig bin oder an der Gattin, deren Treue und Liebe die Beschwerden seines Lebens und seiner ganzen Pilgerfahrt linderte. Ich bin entschlossen zu leisten, was die Treue des Seligen von mir fordert, und bitte dich, dies der frommen Wittwe zu wissen zu thun.“ Viele Briefe an seine Schwägerin zeugen, wie innig Ambrosius mit der ganzen Familie seines Bruders verbunden war, und wie er sie auf priesterlichem Herzen trug. Einmal schreibt er ihr: „Thu dich wohl nach Gott um, dieweil du allein bei ihm liegst, und hab immerdar einen guten Schwätzplatz mit ihm in der Stille und verleih mir dann auch ein gutes Wort gegen ihm und lug, vergiß mich nicht!“ Als sie am Fieber krank lag, schrieb er ihr (22. Februar 1561) u. A.: „Mittlerzeit verleihe der Herr beständige, unverdrossene, geduldige Langmüthigkeit und langmüthige Geduld unter dem Werk seiner Hände, mit dem er euch zu glimpfigem Gehorsam seines väterlichen besten Willens üben und zu schönen, lauter güldenen, mit bestem Edelgestein gezierten Ehrengeschirrlein in der Werkstatt des Kreuzes und seines h. Geistes schmücken will. Es ist doch um ein Kleines zu thun und der kurze Charfreitag bald vorüber, auf den der Sommer lang, ja ewig freudenreich Ostertag im Reiche der Himmel folgen wird. O der glückhaften seligen Stunde, und wie tapfer und männlich sollen wir der mit aufgerichteter Hoffnung erwarten, dieweil sich doch dieses unser beständig Heil alle Augenblicke nähert und das Ende all unsers Jammers schon vorhanden, der uns allergnädigste Richter an der Thüre ist. Darum laßt uns, wie der lieb Apostel uns vermahnet, dem Hauptmann unseres Glaubens unverzagt nachziehen, der uns erstlich zu ihm an das Kreuz, aber

gleich darnach mit ihm gen Himmel zieht. Ach bittet treulich und herzlich für uns alle, für mich aber sonderlich, daß ich mich je länger je mehr ringere." Als Ambrosius etwas bessere Nachrichten über das Befinden seiner Schwägerin erhielt, schrieb er an Thomas (17. Mai): Der herzlieben Schwester Lucia wünschen wir von Herzen des viertägigen Fiebers Abgang mit gar seligem gnadereichem Zugang vieltausendtägiger Gesundheit an Seel und Leib. Ich glaube, wenn sie die Luft änderte und zu uns käme, es sollte bald besser um sie werden. Es wäre so fein, wenn ihr gleich mit einander kämet. Das würde der hochzeitlich freudenreiche Tag. Ach, wie sollte es uns doch freuen; drum seid auf das Allerfreundlichste und Treulichste geladen." Eine fromme Heiterkeit und dankbare Zufriedenheit durchweht alle Briefe des Ambrosius an seine Verwandte. Thomas rühmte (1. Juli 1562), die Briefe seines Bruders hätten immer etwas Göttliches; das Vergnügen, sie zu lesen, gehöre zu den himmlischen, unsterblichen Gaben. Möge hier zum Schluß ein wahrhaft classisch geschriebener, mit keinem Datum versehener Brief stehen, den Ambrosius an sein schwer angefochtenes vielliebes Bäschen Barbara Blaurer zu St. Peter in Konstanz schrieb: „Mein sonder lieb Bäslein. Dein Geschrift hab ich mit christlichem brüderlichen Mitleiden gelesen, bitt Gott von ganzen Begierden meines Herzens, wölle dich nach der Fülle seiner Gnad und Barmherzigkeit seines Trosts wiederum empfinden lassen und dichs sehen lassen, wie ers so inniglich herzlich und väterlich gegen dir meint, der festen getrosten Hoffnung, er werde das ängstig Mordgeschrei deines Gemüths, auch mein und ander frommer Leut Bitt bald erhören. Harr, wart, leid dich, halt still, gewiß sollst du erfahren die Wunder Gottes, wie seine Hand nicht allein mächtig ist in die Höll zu stoßen, sondern auch wieder herauszuziehen wider und über dein und aller Menschen Vermuthen. Nicht möglich ists, daß der treu mild gnädig Gott und Vater in die Harr sich verbergen werde dem Herzen, das nach ihm und seinem trostreichen Angesicht als schmerzlich sehnet und Durst hat. Den Durst, so er selbst in dir nach seinem Wohlgefallen angezündet, wird er selbst mit ihm selbst wiederum löschen. O mein geliebtes Bäslein! Es sind eitel gulden Anfechtungen, die uns mit der Zeit süß lieblich Frucht, d. i. Erkenntniß unser selbst und Gottes Gnaden bringen werden. Selig sind alle die, so Gott der Herr also heimsucht. Er nennt selig hie in Zeit, selig, so euch die Menschen hassen und fluchen und alles Uebel wider euch reden werden, spricht unser Herr; noch viel seliger, so uns nicht allein all andere Menschen, sondern auch unser eigen Blut und Fleisch sammt all unserem Vermögen uns verfolget, will uns nichts Guts an unserem Gott empfinden lassen. Denn gleichwie in anderem äußerlichen Verfolgen nach Blut und Fleisch warlich keine Süßigkeit, sondern Angst und Noth ist dermaßen, daß der ganze Mensch oft darob erbebt und nicht weiß, wo er daran ist: also noch viel mehr, so wir unserem eigenen Hausfeind zu Theil werden, daß er sich nicht sehen lassen kann, muß groß Jammer

und Noth sein, noch dennoch ist der Herr der treu gütig Gott an der Hand, sieht dem Kampf zu, läßt uns hart umgetrieben und auch zerzauset werden und aber nicht gar darniederliegen, wie heftig wir auch angefochten sind. Darum ist die Seligkeit auch außerhalb des Empfindens; es vomet auch das Wort Gottes bewahrt und behalten außerhalb des Trosts und Süßigkeit hie in Zeit, daß gleichwohl wahr bleibt: Selig sind die, so das Wort Gottes hören und behalten; ja viel sicherer und baß wird es behalten in der Schwachheit Bluts und Fleischs, und so wir des großen Sturms daneben inne werden, denn so es uns ohne die Säure wohl ausging und süß wäre. Es gilt hie nicht des süßen, sondern des sauren Senfs; das Fleisch muß mit Feuer d. i. mit der Trübseligkeit gesalzen werden, sonst erstinkt es in der Fülle und wird zunichte. Dort sollen wir erst verklärt und in ein neu Herz und Haut gestoßen werden; mittlerzeit müssen wir uns drucken und schmiegen und benügen lassen, daß uns Gott also reit mit den Sporen seiner Züchtigung, daß wir nicht fallen in die Stricke dieser Welt und nicht Mithafften sind der Gottlosen, so dem Herrn entgegen sind und wandeln nach ihren Gelüsten. Mein Bäslein hab Geduld. Das Empfinden der Armuth des Gemüths und Herzens, ja der Armuth Gottes, als du schreibst, ist warlich groß Reichthum vor ihm, der auch seinen geliebten Sohn ein wenig hat mangeln lassen an Gott, aber nachmals wiederum mit Ehren und Schmuck gekrönet. Wer Trost hat nach dem Fleisch in allen Creaturen und Gottes mangelt, ist zu viel arm, ob er seine Armuth gleich nicht empfindet und sich reich bedünkt. Der nicht Freud, Trost und Ergötzlichkeit hat in den Creaturen und Gott allein hat, der ist über all König und Kaiser reich und herrlich, ob er gleich seines Reichthums d. i. Gottes auch nicht empfindet. Hab ich einen verborgenen Schatz im Haus, der mir aber mit der Zeit werden soll, so bin ich reich in der Wahrheit, wiewohl ichs jetzund nicht weiß noch empfind; also ist allen angefochtenen Kindern Gottes. Die haben den verborgenen Schatz der Gnaden und Reichthum Gottes bei ihnen; er will ihnen wohl, derhalben sie reich sind, wiewohl sie es dieser Zeit nicht merken noch verstehen in der Noth. Darum sei unerschrocken in der Hartseligkeit; Geduld ist uns Noth, sagt Paulus, wirf die Hoffnung nicht ab dir; den Tag Christi wirst du gewißlich sehen und mit Freuden erleben. Deß halt dich steif."

4. Die Sabbatglocke.

Noch am 3. Mai 1564 konnte Ambrosius scherzend schreiben: „Es steht wohl um mich und meine Hausmutter, denn daß wir beide heißer sind. Ist ein kleiner Schaden, dieweil wir nicht singen müssen. Sie hält sich warlich ganz wohl, stille und eingezogen. Wir leben sonst wohl und kahet die Salome immer alles Guts." Aber im Spätsommer des Jahrs 1564 forderte eine pestartige Seuche in Winterthur viele Opfer, und es nahte sich die Zeit, welche sich Ambrosius schon zwei Jahre früher,

als er siebenzig Jahre alt wurde, als das Ziel seiner Wallfahrt ahnungsvoll gesteckt hatte. Am 21. October schrieb er an seinen Bruder: „Was uns hier anbetrifft, so handelt der barmherzige Vater viel nachsichtiger mit uns, als wir verdient hätten; sein Engel erschlägt in der Woche höchstens zwei bis drei Erwachsene, außer den Kindern. Wir bitten euch aber, um unsertwillen ohne Sorgen zu sein, da der Schöpfer unseres Lebens uns schon mit langem Leben gesättiget und uns sein Heil mit so vielen herrlichen Proben gezeigt hat, daß wir von der um sich greifenden Pest nichts zu fürchten haben. Denn siehst du auf die Natur: was ist, ich bitte dich, naturgemäßer, als daß Greise sterben? Was aber naturgemäß ist, soll billig als ein Glück betrachtet werden. Wenn wir aber vollends unsere Augen auf jenes Erbe richten, das im Himmel unser wartet, so müssen wir den Tod als den größten Gewinn ansehen, da er uns so schnell zu Erben einsetzt. So laß uns dem Vater der Barmherzigkeit durch Jesum Christum für dieses doppelte Geschenk Dank sagen, daß er uns in solcher Langmuth mit diesem Leben sättigte und des himmlischen Lebens uns verlangend, ja mit dem Siegel des Geistes seines Christus uns gewiß machte. Wenn ihr uns darum, wie ich weiß, lieb habet, so wünschet uns aus vollem Herzen Glück, wenn ihr höret, daß wir die Fremde dieser Erde mit der himmlischen Heimath vertauscht haben, um dort ewig selig zu sein, wie denn ja auch ihr in nicht allzu langem Zwischenraum uns dahin nachfolgen werdet, um dort von Angesicht zu Angesicht in aller Klarheit zu schauen, was wir jetzt nur durch einen Spiegel in einem dunklen Wort sehen, und in ewiger Freude das zu genießen, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Brust gedrungen ist. Du wirst die Bitten nicht vergessen, welche ich dir schon früher des Oefteren in Betreff meiner theuren Gattin und meines Sohnes vorgetragen habe für den Fall, daß es dem Herrn gefiele, daß ich sie auf Erden zurücklasse."

Wenige Wochen nachher sollte Blaurers Sehnsucht gestillt werden. Gregor Mangolt erzählt über seine letzten Lebensumstände Folgendes: „Im Jahr 1564, als jetzt das Ziel der zwei Jahre, so er ihm vormals zum Ziel seines Lebens gestellt hatte, nunmehr hin war, und Heinrich Bullinger auf Samstag den 16. September mit der Pestilenz angegriffen zu Bett lag, und ich ihn am Montag den 18. September in seiner Krankheit besah, zeigte ich ihm an, was ich Meister Ambrosius von seinetwegen entbieten sollte, denn ich Botschaft zu ihm hatte. Da befahl er mir ihm zu schreiben, daß sie zwei jetzt die ältesten Kirchendiener seien, und so ihn Gott jetzt in diesem Lager hinnehmen werde, deß er sich versehe (wohl aber möglich sei, daß er wieder aufkommen und mehr Sorg und Arbeit tragen müsse), so soll er wissen, daß er ihm bald nachfahren werde. Und dieweil er vielleicht fürchtet, ich würde es lau ausrichten, so befahl er mirs nochmals. Also schrieb ichs ihm mit Fleiß, wie er mir befohlen hatte. Und Solches nahm er von mir auf, gleich wie der Priester Eli die Pro-

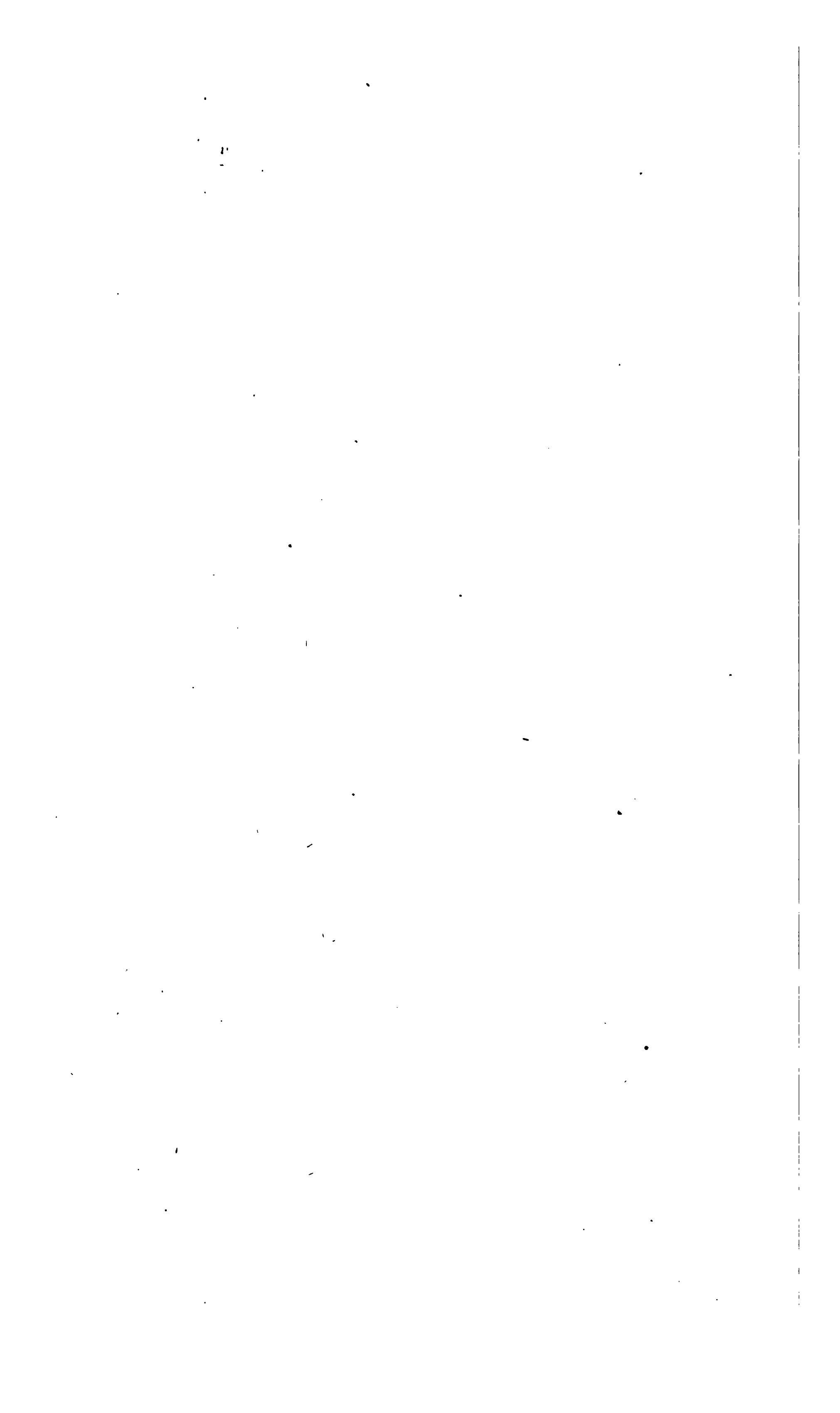
phetie Samuels aufnahm und schrieb mir, daß Gottes Will bald an ihm erstattet und erfüllt solle werden. Darnach am Mittwoch den 29. Nov. welcher Zeit die Pestilenz zu Winterthur einbrach, stieß ihn eine Krankheit an. Ob es eine innere Pestilenz gewesen sei oder Anderes, mag man nicht wissen, gewiß aber ist es, daß er an all seinem Leib keine Anzeigung des Prestens gehabt hat. Jedoch so ist ihn eine solche Munddürre angekommen (wie er dem obgemeldeten seinem guten Freund und Bruder schrieb am 30. November), deren Niemand mochte helfen, doch hoffte er dennoch, es werde in kurzen Tagen so gut, daß er mir über acht Tage auf mein Schreiben nach Nothdurft antworten könne. Aber seine Sachen ärgerten sich von Tag zu Tag, doch enthielt er sich, wie er mochte, in einem Sessel, daß er sich nicht ins Bett legte bis Mittwoch den 6. December; da legte er sich in einen Karren, darin er auch desselbigen Tags verschied. Bald nachdem er sich gelegt, kam zu ihm, nicht ohne sondere Schickung Gottes, seines Bruders Sohn, Prediger zu Leutmerken, Herr Augustin Blaurer; der sprach ihm zu einer Seite des Bettes tröstlich zu aus Gottes Wort. Zur andern Seite stund Herr Augustins Schwester, Jungfrau Endlin, die ihm allzeit von Herzen lieb gewesen war, deren Hand hielt er zwischen seinen beiden Händen bis in sein End. Als nun die Munddürre nicht nachgelassen und er in großem Durst lag, da begehrt er von seiner Hausfrau eine Mandelmilch, die trank er und sagte: O mein Herr Jesu Christe, das mocht dir in deinem großen Durst nicht verlangen, sondern wurdest getränkt mit Gallen und Essig. Als er aber bald darnach ohn Ach und Weh verschied und entschlief, ward er ehrlich bestattet und zu Grabe getragen durch die obersten Räthe und ehrlich bestattet. Gott verleihe uns allen ein gleich seliges End. Amen. — Von dieses Mannes End und Absterben schreibt mir obgemeldete Jungfrau also: Ich hätt kein größer Freud, denn auch bald hin nach zu fahren, darauf mich nimmermehr muß sorgen. Wir haben so große Wunder gesehen in solchem Lager und Krankheit des lieben Herren selig, daß ich von Herzen wünsch, daß es viele Leut wüßten, wie mit großer Geduld und Sanftmuth ohne all Wehtag oder Leibes Schmerzen solches zugegangen, davon ich viel sagen möcht, kanns jetzt nicht schreiben, nicht begreifen der Zeit, auch Leids und Unmuths halber. — Ueber daß aber dieser Mann in seinem Leben Viele zu Christo gebracht hat durch seine Predigten und christliche Sendbriefe, hat er zuletzt, als er nicht mehr predigte, einen jungen gelehrten Juden vom jüdischen zum christlichen Glauben gebracht, welcher zu Winterthur nachmals auf sein Bekenntniß getauft ist worden auf Sonntag den 11. März 1564. Sein Name ist Aaron Ulrich Levita."

In einem Alter von 72 Jahren, 8 Monaten und 3 Tagen läutete dem müden Streiter seines Herrn die Sabbatsglocke. Im Frieden neigte er sein von den Dornen der Zeit nicht mehr als von den Rosen der Ewigkeit umkränztes Haupt zum Schlummer nieder: er hatte gewirkt, so lang es Tag

für ihn gewesen war. Noch am Todestag schrieb Augustin Blaurer an seinen Vater Thomas: „Ueber den selten friedsamen und seligen Heimgang des Oheims aus diesem sterblichen zum unsterblichen Leben will ich ein anderes Mal ausführlicher schreiben. Kaum könnte man es glauben, wenn man es nicht mit Augen gesehen hat, wie dein bei Gott und Menschen in Gnaden stehender Bruder nach der Verheißung Christi den Tod nicht schmeckte noch sah, nachdem er während der zwölf Tage seiner Krankheit zwar die Schwäche des menschlichen Fleisches, aber keine Schmerzen erduldet hatte. Ich rechne es mir zu einem besonderen Glück, daß ich Zeuge eines solch beneidenswerthen Endes sein durfte, in welchem Tod und Leben zusammenfallen. An seinem Sterbebett stand rechts unsere Schwester Hanna, links ich, ihn der göttlichen Gnade und Allmacht befehlend, unter deren Schirm jetzt seine Seele selig lebt, bis auch sein Körper bei der Auferweckung Aller wieder lebendig gemacht wird, damit er an Leib und Seele sich ewiglich mit uns freue." Tiefe Trauer erregte Blaurers Tod bei den Freunden in der Nähe und Ferne; Bullinger schrieb an Fabricius: „Unser lieber Ambrosius ist am 6. Dezember heimgegangen; mithin ist Niemand mehr übrig von meinen Bekannten, der länger im Dienst der Kirche stände, als einzig Farel. Was bleibt also übrig, als daß auch ich alsbald mein Ränzchen schnüre." Beza schrieb an Bullinger: „So ist denn auch unser Blaurer von uns abgeschieden. Selig er, der schon das genießet, auf was wir hoffen."

Ambrosius gehört nicht zu den bedeutendsten, aber unbedingt zu den liebreichsten und liebenswürdigsten Vätern der evangelischen Kirche. Er war eine mehr receptive als productive, mehr practische als theoretische Natur, mehr ein Johannis- als ein Paulusjünger. In der Mitte zwischen Lutheranern und Zwinglianern stehend, hat er bis zum Ende die Fahne der Union aufrecht erhalten; rechts und links scheel angesehen, hat er unverwandt vorwärts geschaut, rechts und links liebend ohne zu liebäugeln, strafend ohne zu verdammen. Er hat wenig drucken lassen, und doch ward auch dieses Wenige vom Papst in die erste Klasse verbotener Bücher gereiht: aber er hat viel gewirkt und noch mehr geduldet. Nicht ein Grabdenkmal wollen wir unseren Vätern setzen, sondern einen Ahnensaal bauen, darin Lebensbilder uns entgegentreten, uns gemahnend, welches Geistes Kinder wir sind, zu welchen Vätern wir versammelt werden sollen. So rufe das Bild eines Blaurer unserer streitenden Kirche das an der triumphirenden erfüllte Wort zu: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen!

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.



Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Kapitel. Jugend- und Lehr-Jahre. 1492—1525.

Zweites Kapitel. Der Reformator seiner Vaterstadt Konstanz. 1525—1531.

Drittes Kapitel. Der Apostel Schwabens. 1528—1539.

Viertes Kapitel. Letzte Jahre in Konstanz. 1543—1548.

Fünftes Kapitel. Der Lebensabend. 1548—1564.

